

Michael Haller, Volker Lilienthal, Lutz Mükke u.a. (Hg.)

## Mythen der Mediengesellschaft

2011

<https://doi.org/10.25969/mediarep/24245>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Haller, Michael; Lilienthal, Volker; Mükke, Lutz (Hg.): *Mythen der Mediengesellschaft*, Jg. 13 (2011), Nr. 4. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/24245>.

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

### Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

# message

14,00 € – [www.message-online.com](http://www.message-online.com)



## Mythen der Mediengesellschaft

Wenn Geschichten die Aufklärung ersetzen

Arabische Revolutionen: Reportererfahrungen mit dem Web 2.0 S. 34

Zwei Pulitzer-Preisträger protokollieren ihre Recherchen S. 62

# PRESSERABATTE



Nicht bei uns.\*

[www.netzwerkrecherche.de](http://www.netzwerkrecherche.de)

\* nr-Medienkodex, §6:

Journalisten verzichten auf jegliche Vorteilsnahme und Vergünstigung.

liebe Lesinnen,  
liebe Leser,



Michael Haller

finden Sie es typisch für das Rechercheverständnis der Briten, wenn Journalisten der *News of The World* mit illegalen Methoden Handy-Gespräche mitgeschnitten, SMS-Nachrichten fingiert, Prostituierte für das Shooting schlüpfriger Bilder bezahlt und Politiker erpresst haben? Oder glauben Sie, dass solche Recherche-Missbräuche auch anderswo anzutreffen sind? Wir haben bei investigativen Journalisten nachgefragt (S. 8). Übrigens zeigen Erhebungen zum Berufselbstverständnis, dass die Mehrheit der britischen Journalisten es angebracht findet, Informanten unter Druck zu setzen, Informationen auch ohne Zustimmung der Quelle zu publizieren und gegebenenfalls das Scheckbuch zu zücken. Vielleicht ist aus dieser Lust am Investigieren ein Zwang zum Skandalisieren geworden, weil man Auflage machen und Macht ausüben möchte: Motive, die selbst die meinungsoffenen Briten für unerträglich halten und – das ist neu – eine rechtliche Grenzziehung prüfen (S. 40 bis 53).



Lutz Mücke

Gerade Krisensituationen machen deutlich, wie unterschiedlich die Journalismuskulturen in Europa weiterhin sind. Der Beitrag von Svein Brurås belegt dies eindrucksvoll: Während und nach dem fürchterlichen Massaker an Jugendlichen auf Utøya bei Oslo respektierte die norwegische Presse die Persönlichkeitsrechte, begrenzte den Nachspürefeuer und folgte in Bezug auf die Betroffenen hohen ethischen Standards (S. 26 bis 29).

Recherche: In Deutschland entstand vor zehn Jahren das Netzwerk Recherche mit der Absicht, »Qualitätstreiber« des rechercheschwachen deutschen Journalismus zu sein. Thomas Leif war spiritus rector des Netzwerks und während zehn Jahren ein erster Vorsitzender, der das Profil der Vereinigung prägte wie kein anderer. Im *Message*-Gespräch hält er Rückschau auf zehn Jahre, während derer sich der Journalismus radikal verändert, aber auch die Geltung des Handwerks Recherche zugenommen hat. Und vielleicht auch die Eitelkeit der journalistischen Alpha-Tiere (S. 54 bis 61).



Zur Diskussion über die Bedeutung der Recherche gehört auch die Praxis. Wie die aussehen kann, zeigen zwei Recherche-Protokolle. Zum einen die Arbeit der Pulitzerpreisträgerin Paige St. John: Sie berichtet, wie sie in ihrer Lokalzeitung in Florida im Laufe einer dreijährigen Arbeit im großen Stil durchgezogene Betrugereien der Versicherungsindustrie enthüllte. Und zum andern der Bericht von Sam Roe von der *Chicago Tribune*. Er und ein Kollege klärten mysteriöse Todesfälle in einem Heim für schwerbehinderte Kinder auf. Fazit beider Protokolle: Gute Recherche braucht Methode, Köpfe und Hartnäckigkeit, zusammengefasst: Leidenschaft (S. 62)

Dass Sie auch die übrigen Analysen und Berichte dieser Ausgabe mit Gewinn lesen, dies wünschen sich Ihre *Message*-Herausgeber

L. Utahr. L. Mücke



54

**Interview mit Thomas Leif:** Der langjährige Vorsitzende vom Netzwerk Recherche erklärt, wie der Verein seit zehn Jahren versucht, die Recherchekultur in Deutschland zu reformieren und welche Hürden es dabei zu nehmen gibt.

**46 Hackgate:** Ist die Selbstkontrolle noch zu retten oder folgt jetzt stärkere staatliche Regulierung? Nach den Lauschangriffen der »News of the World« steht der britische Journalismus an einem Scheideweg.



26

**Norwegen:** Im Land der Fjorde berichtet man üblicherweise sehr zurückhaltend über Verbrechen und ihre Opfer. Die Attacken von Anders Behring Breivik am 22. Juli wurden zur Herausforderung für die hohen ethischen Standards.

**74 Recherchestipendien:** Immer mehr Konzerne, Stiftungen und Vereine finanzieren journalistische Arbeit mit Stipendien. Eine Studie analysiert, bei welchen Beihilfen die Förderung des Qualitätsjournalismus im Vordergrund steht und welche eher den Eigeninteressen der Organisationen dienen.

**8 Auftakt**  
Die Grenzen der Recherche: *Message* hat investigative Reporter in Europa zur Abhörpraxis der *News of the World* befragt

## MYTHEN

**10 Sozialpsychologie**  
Warum erzählen deutsche Journalisten lieber Katastrophen-Geschichten, als analytisch aufzuklären? Versuch einer psychologischen Deutung  
VON MICHAEL HALLER

**15 Terror der Bilder**  
9/11 als mediale Endlosschleife: wenig Journalismus, viel Ritual  
VON STEPHAN WEICHERT

**18 Die neuen Bilderkriege**  
Die Tat im Bild oder das Bild als Tat? Längst sind Fotos nicht nur Abbildungen des Geschehens, sondern Waffen – Reflexionen eines Historikers  
VON GERHARD PAUL

## MEDIENETHIK

**26 Norwegische Normen**  
Als der Terrorist Breivik im Juli zuschlug, standen norwegische Journalisten vor einer Vielzahl von Dilemmata. Ein Ethik-Protokoll  
VON SVEIN BRURÅS

**30 Der mediale Amoklauf von Winnenden**  
Zum Nachdenken bleibt in den Tagen nach einem Amoklauf kaum Zeit. Journalistische Regeln sollten vorher klar sein  
VON FRANK NIPKAU

## KORRESPONDENTEN

**34 Im Echtzeitwahn**  
Als freier Nahost-Korrespondent war Karim El-Ghawry während des Arabischen Frühlings vor Ort. Im *Message*-Gespräch diskutiert er die Macht von Social Media und Journalismus 2.0  
VON JANINA BEMBENEK

## HACKGATE

**40 Geschichte eines Niedergangs**  
Die Abhör-Affäre der *News of the World* war nur die konsequente Fortsetzung des jahrzehntelangen Verfalls journalistischer Standards im Murdoch-Reich. Ein Sittengemälde  
VON REINER LUYKEN

**46 Medienselbstkontrolle**  
Der britische Presserat hat sich einmal mehr als zahnlöser Tiger entpuppt. Kommt jetzt die staatliche Regulierung?  
VON MIKE JEMPSON

- 50 **Rechtssysteme**  
Wie viel trennt Deutschland von britischen Zuständen? Zwei Medienrechtler diskutieren  
VON ERIC M. BARENDT UND BIRGIT BRÖMMEKAMP
- 52 **Deutsche Parallelen**  
Die deutsche Boulevardpresse ist in Sachen Recherchemethoden weitaus braver. Das deutsche Problem ist der Verzicht auf Recherche  
VON ULRIKE SIMON
- RECHERCHE**
- 54 **Recherchekultur**  
Wie das Netzwerk Recherche und sein langjähriger Vorsitzender Thomas Leif seit zehn Jahren versuchen, in Deutschland Standards zu setzen  
VON MICHAEL HALLER UND LUTZ MÜKKE
- 62 **Pulitzer-Preis I**  
Unsere Autorin enthüllte, wie Floridas Versicherungsindustrie unzulässige Geschäfte mit Wirbelsturm-Schäden machte. Ein Protokoll der Beharrlichkeit  
VON PAIGE ST. JOHN
- 68 **Pulitzer-Preis II**  
In einem Behindertenheim in Chicago kamen 13 Kinder durch Vernachlässigung ums Leben. Unser Autor schildert, wie er Licht ins Dunkel brachte  
VON SAM ROE
- 80 **Aus dem Netzwerk Recherche**  
Feinde muss man sich verdienen: Tom Schimmeck fasst zusammen, wie das dem Netzwerk Recherche gelungen ist  
VON TOM SCHIMMECK
- 83 **Aus dem Netzwerk Recherche**  
Wegen Unregelmäßigkeiten in der Buchführung des Vereins steht das Netzwerk Recherche in der Kritik. Erste Konsequenzen sind gezogen  
VON GÜNTHER BARTSCH
- FORSCHUNG**
- 72 **Investigativ-Ressort**  
Seit 2009 hat die Süddeutsche Zeitung ein Team für Investigative Recherche. Eine Studie zeigt, wie es arbeitet und welche Erfolge messbar sind  
VON ANDREAS LOCHNER
- 75 **Recherchestipendien**  
Wenn Konzerne, Stiftungen und Vereine Journalismus finanzieren, liegt die Gefahr der Eigen-PR in der Luft. Eine Untersuchung von zwölf Stipendien  
VON KATHLEEN BENDICK

## NORMEN

- 96 **Deutscher Presserat**  
Zwischen euphorischen Hotelbesprechungen und unzulässigen Servicegedanken: Wo verläuft der schmale Grat zur Schleichwerbung?  
VON HORST SCHILLING
- 100 **Schweizer Presserat**  
Wie steht es um Anonymisierungen und das »Recht zu vergessen« im Internet? Richtlinien für Journalisten liefert jetzt der Schweizer Presserat  
VON MAX TROSSMANN

## RUBRIKEN

- 6 **Feedback**
- 24 **Wolf sieht fern**  
Sehen in Echtzeit  
VON FRITZ WOLF
- 95 **Vorbilder**  
SZ-Feuilletonchef Andrian Kreye über seinen ersten Chefredakteur Markus Peichl
- 102 **Die Top-Ten des Buchjournalismus**
- 104 **Buchbesprechungen**
- 108 **Highlight**  
Karl Gutzkow war der Prototyp des schriftstellernden Journalisten im 19. Jahrhundert. Als Freiberufler war er stets im Konflikt mit der Obrigkeit  
VON WALTER HÖMBERG
- 110 **Holger's Cartoon Corner**  
Impressum

## MESSAGE – PODIUM

**Graben in Archiven, Aussagen von angeblichen Medizinexperten richtig einschätzen oder in Interviews Lügen aufdecken: Was Journalisten von anderen Rechercheberufen lernen können**

**S. 85 -93**



AUSGABE 3/2011

## message 3/2011 EHEC-Berichterstattung: »Die Tage des Medieneerregers«

### GURKEN-JOURNAILLE?

Liebe Kollegen, da haben Sie ja ordentlich draufgeschlagen! Die Medien infiziert und obrigkeitshörig und immer darauf aus, Panik zu schüren. Die EHEC-Berichterstattung als Beleg dafür, dass die Medien – zwar nicht pauschal, aber irgendwie doch – sensationsgeil sind. Ein bisschen sensationsgeil sollte ein Journalist auch sein, um nicht die besten Geschichten zu verschlafen. Danach allerdings braucht es Korrektive: Recherche, Einordnung, Quellenkritik.

Konkret zu EHEC: Die Angst vor Seuchen und Epidemien liegt in der DNA der Menschheit seit Pest und Cholera. Es verunsichert uns zu sehen, wie hilflos wir sind, trotz aller Wissenschaft und Technik. Das ist eine starke emotionale Komponente, die auch die Berichterstattung antreibt. An diesem Antrieb ist nicht alles falsch. Es ist wichtig, medialen Druck aufzubauen, damit sich etwas verbessert. In diesem Fall an den hygienischen Zuständen vom Erzeuger über den Vertrieb bis hin zum Restaurant. Oder an der Koordination der Zuständigkeiten zwischen Ministerien, Forschungseinrichtungen, Ländern und Bund. Die Berichterstattung hat auch im Fall EHEC einiges in Gang gesetzt. Das ist gut so.

Ein Dilemma bleibt: Wenn ein komplexes Thema auf den Zeitdruck des Nachrichtengeschäfts trifft, besteht akute Unfallgefahr. Siehe spanische Gurken ... Wenn ein Medien-Hype entsteht, ist es schwer, die Dynamik zu bremsen. Trotzdem: Tausende Menschen waren mit dem Darmkeim infiziert, Dutzende sind daran gestorben. Hätten wir Journalisten keine »Katastrophenberichterstattung« gemacht – mit allen Unzulänglichkeiten, die Sie festgestellt haben – wäre gerade das zynisch gewesen.

*Matthias Fornoff ist Moderator der ZDF-Nachrichtensendung »heute« und leitete zuvor das Auslandsstudio Washington.*

### KEINE SIMPLIFIZIERTE MEDIENKRITIK

»Der Journalist ist einer, der nachher alles vorher gewusst hat.« Wenn es um Berichte über mögliche Pandemien geht, scheint der Satz von Karl Kraus auch auf Kommunikationsforscher und Medienjournalisten zuzutreffen: Sie wissen nachher immer, dass die Berichterstattung vorher übertrieben war.

Ihr Beitrag geht über die simplifizierende Medienkritik hinaus, als er versucht, die Berichterstattung über mögliche Pandemien mit der Nachrichtenwerttheorie zu erklären. Hierzu ist allerdings einzuwenden, dass die Theorie eher entlang der politischen Ressorts entwickelt wurde. Unsere eigenen Untersuchungen deuten an, dass sie auf Wissenschaftsthemen nicht 1:1 angewandt werden sollte. So ist es auch zweifelhaft, wenn einem Experten des Robert-Koch-Instituts (RKI) der Nachrichtenfaktor »Prominenz« zugeschrieben wird. Das RKI ist maßgeblich für den vorbeugenden Gesundheitsschutz im Falle einer drohenden Pandemie; das hat eher mit Expertenstatus als mit Prominenz zu tun.

Den Medien kommt in der Folge auch die Rolle eines Frühwarnsystems zu, und welcher Journalist möchte die Verantwortung übernehmen und eine dezidierte Gesundheitswarnung an die Bevölkerung ignorieren? Das entbindet Journalisten jedoch nicht vor dem kritischen Hinterfragen von Warnungen. Hier mag man vielen aktuellen Redaktionen tatsächlich Defizite attestieren. Gleichwohl liegt dies nicht nur am »Druck«, sondern auch am Unvermögen, bei der Recherche über EHEC & Co. etwa eine medizinische Datenbank zu konsultieren. Und manches ist der wissenschaftlichen Unsicherheit und Unberechenbarkeit der Erreger geschuldet.

*Holger Wormer ist Professor für Wissenschaftsjournalismus an der TU Dortmund und Projektleiter von [medien-doktor.de](http://medien-doktor.de).*

### KEIN VERSAGEN DER MEDIEN

Es scheint zum guten Ton in der Medienkritik zu gehören, Medien für chronisch hysterisch zu halten. Ob SARS, Schweinegrippe oder nun EHEC – am Ende hat die Journaille schlecht recherchiert und unnötig aufgebauscht. Genügt das, um den Medien Versagen zu attestieren? Nichts ist einfacher als im Nachhinein klüger zu sein als jene, die in Echtzeit zum Ereignis recherchieren, verstehen und valide Einschätzungen abgeben müssen.

Es liegt in der Logik von EHEC selbst, dass Informationen unsicher sind und Einschätzungen sich in kürzester Zeit verändern. Das wird jedoch oft als Resultat medialer Inszenierung gegeißelt und nicht als unvermeidlicher Teil des Ereignisses selbst. So waren es nicht die Medien, die vor dem Verzehr spanischer Gurken warnten, sondern die Hamburger Gesundheitsbehörde. Die verwirrende Vielstimmigkeit

von Behörden haben die Medien vorgefunden und nicht erfunden. Angesichts dieser komplexen Situation war die Leistung vieler Journalisten meines Erachtens besser als Müller/Haller bilanzieren. Es ist kein Zufall, dass die Illustration des kritischen *Message*-Beitrags zur Hälfte auf Boulevard-Schlagzeilen besteht. Dass dort Hysterie das Geschäftsmodell ist, ist aber eine banale Erkenntnis. Daraus nun abzuleiten, die Medien hätten bei der EHEC-Berichterstattung kläglich versagt, halte ich jedoch für – hysterisch.

*Franco Zotta ist Projektleiter der Initiative Wissenschaftsjournalismus.*

### message 3/2011

#### **Ausbildung zum Multimediajournalisten: »Gestaltungswille statt Depression« und »Neue Kompetenzen«**

### EINSPRUCH!

Recherchieren, Auswählen, d.h. Priorisieren und Präsentieren von Inhalten bleiben Aufgaben-Klassiker journalistischer Arbeit. Sie werden noch wichtiger im Internet-Journalismus. Denn das räumlich und zeitlich unbegrenzte Online-Medium verführt stets zu großer Unübersichtlichkeit und zu einer Vielzahl an Info-Häppchen. Anders als auf einer begrenzten Zeitungsseite oder einer zeitlich begrenzten Informationssendung lassen sich online Meldungen nahezu unendlich ineinander verschachteln, verlinken und zusammenbauen.

Dazu braucht es Qualitätsjournalisten, die selbstverständlich gut ausgebildet sein müssen. In seinen Grundanforderungen unterscheidet sich das Medium nicht von Print, Hörfunk und TV. Deswegen hat zu einer guten Journalistenausbildung immer schon das Fach Medienethik gehört, die klare Abgrenzung von PR- und multimedialem Denken.

Eine »zunehmend kommerzielle Ausrichtung journalistischer Inhalte« ist kein spezifisches Online-Problem. Das ist, wenn, dann ein Problem der Medien insgesamt – aber als Behauptung auch zu pauschal. Damit verunglimpft man rechtschaffen agierende Qualitätsmedien und -journalisten mit.

Fraglich ist, ob alle Anforderungen von Online-Medien vom Pult herunter gelehrt werden können, wie es Ihre Berichte suggerieren – dazu ist die Entwicklungsgeschwindigkeit der Online-Medien und deren Diversifizierung derzeit zu hoch; die Unterschiede der redaktionellen Arbeitsweisen sind

zu groß. Das Online-Medium einer Tageszeitung funktioniert anders als das eines Wochenmagazins, das einer Fernsehsendung oder gar eines, das es als Marke nur noch im Netz gibt. Das lernt und entwickelt man am besten vor Ort im Team.

*Corinna Emunds leitet seit 2008 das Berliner Parlamentsbüro von tagesschau.de im ARD-Hauptstadtstudio.*

### NEUER TYPUS JOURNALIST

Als 2006 an der City Universität New York ein neuer Journalismus-Studiengang gegründet wurde, schrieb Mark Whitacker, Editor der *Newsweek*: »I look forward to the impact that the CUNY Graduate School of Journalism will make on our profession.«

Der Studiengang war insofern etwas Besonderes, als er crossmediale Ansätze von vornherein integriert hatte. Zudem zeichnet er sich durch ein produktives Miteinander von Universität und Redaktionen aus, vor allem mit der nur wenige Meter entfernt gelegenen *New York Times*.

Tatsächlich sind die Hochschulen angesichts des rasanten Wandels der Medienstrukturen, der neuen Konzepte und Formate, neu gefordert. Sie haben die Chance, unabhängig von ökonomischem Druck und der täglichen Routine, neue Konzepte zu entwickeln und gleichzeitig Medientrends kritisch zu beobachten und zu reflektieren: Werden diese den gesellschaftspolitischen Aufgaben des Journalismus gerecht? Transportieren sie relevante Themen und Inhalte? Werden ethische Standards eingehalten?

Eine solche praxisnahe Forschung ist auch die Grundlage für eine Lehre, die einen neuen Typus Journalisten ausbildet: Sie müssen nicht nur das traditionelle Handwerk beherrschen, sondern darüber hinaus ein ganzes Berufsleben hindurch neue Konzepte und Formate entdecken, entwickeln und umsetzen. Um dabei weder jedem vorüberfliegenden Modetrend aufzusitzen noch im Althergebrachten zu verdorren, braucht man Leute, die trainiert im kritischen Reflektieren der Medienstrukturen und -funktionen sind. Im besten Fall bringen sie auch die Forschungskompetenz mit, um neue Ansätze zu überprüfen und Innovationen zu gestalten. Wenn Hochschulen und Redaktionen in dieser Weise zusammenwirken, kann der Wandel eine produktive Chance für den Journalismus bieten.

*Friederike Herrmann ist gelernte Journalistin sowie Professorin für Medienwissenschaft an der Hochschule Darmstadt und leitet den Studiengang Online-Journalismus.*

*An dieser Stelle äußern sich Publizisten zu den Themen des vergangenen Heftes. Sie erreichen uns ...*

*... per Post:  
Redaktion Message  
Menckestraße 27  
D-04155 Leipzig*

*... per Fax:  
0341 20 04 03 21*

*... oder per E-Mail:  
redaktion@message-online.com*

# Lauschangriff in der Kritik



Foto: Myr Muratet

Die Affäre um *News of the World* hat uns in Frankreich relativ wenig schockiert oder gar beeinflusst, da wir nicht die gleichen »investigativen« Methoden benutzen wie in Großbritannien. Außerdem ist das französische Gesetz in die-

ser Hinsicht auch strikter.

»Hackgate« bleibt für uns ein typisches Produkt, das einer gewissen britischen Presse anhaftet, die bereits in der Vergangenheit private Gespräche ohne politische Implikationen veröffentlichte, wie beispielsweise Telefonate von Lady Di.

Das Aufzeichnen von Anrufen machen wir bei *Le Canard Enchaîné* nicht. Als investigative Journalisten interessiert uns die politische Bildung: Wir wollen für unsere Leser jene Geschichten aufdecken, die Staat, Institutionen und Industrie vor ihnen zu verbergen suchen. Unser Ziel: Zeigen, in was für einer Welt wir leben.

*Claude Angeli ist Chefredakteur der französischen Wochenzeitung Le Canard Enchaîné.*



Als ich von »Hackgate« erfuhr, schämte ich mich für den Journalismus. Es war zwar keine Riesen-Überraschung, dass Telefone angezapft wurden, aber ich war schockiert, wie systematisch das betrieben wurde. In dem Ausmaß wäre das in Norwegen nicht denkbar. Bei uns kommen zwar auch hin und wieder illegale

und umstrittene Recherchemethoden vor: Es gibt Beispiele, wo mit versteckter Kamera gearbeitet wurde, mit dem Scheckbuch oder mit falschen Identitäten. Das betrifft bei uns aber eher Boulevardzeitschriften und nur selten die Tagespresse.

Ich persönlich finde es relativ schwer, die eigene ethische Grenze für Recherchemethoden absolut zu ziehen – es hängt viel davon ab, wie schwerwiegend die aufzuklärenden Sachverhalte sind. Mit einer falschen Identität einem schlimmen Machtmissbrauch auf die Spur zu kommen, finde ich völlig in Ordnung. Aber ich kann mir keine Situation vorstellen, in der ich Telefone anzapfen würde, selbst wenn ich die Möglichkeit dazu bekäme.

*Siri Gedde-Dahl ist investigative Reporterin der norwegischen Tageszeitung Aftenposten.*

*Der Abhörskandal der News of the World beschäftigt Rechercheure und Reporter in ganz Europa. Message hat drei von ihnen gefragt, wie sie zu den Methoden der britischen Kollegen stehen und wo für sie die ethische Grenze der investigativen Recherche verläuft.*



Ich persönlich habe es genossen, dass eine solche »Zeitung« und ein solches Medienunternehmen als nicht-journalistisch enttarnt wurden, und das von Journalisten des *Guardian*. Die journalistische Kultur in Großbritannien ist eine, zu der wir aufschauen, und das wurde durch die Leistung des *Guardian* bestätigt, der auch die Vertuschungen von Politik und Polizei aufgeklärt und die Dinge in Bewegung gebracht hat.

Leider sind die Gepflogenheiten der rumänischen Mainstream-Medien sehr nahe an denen der *News of the World*. In Rumänien tun Journalisten das, was die Bosse sagen, und die Bosse kaufen Medien nicht dafür, um Journalismus zu machen. Das ist ähnlich wie bei Murdoch.

Ich finde auch die Frage der Recherchemethoden allein nicht so wichtig – entscheidend finde ich die Rechercheziele. Die *News of the World* hat so viele Ressourcen eingesetzt, um Informationen zu bekommen, die absolut nichts mit dem öffentlichen Interesse zu tun hatten. Wenn meine Recherche im öffentlichen Interesse ist und wenn es keinen anderen Weg gibt, um Informationen zu bekommen und zu überprüfen, dann ziehe ich ein weites Spektrum von Methoden in Betracht: Undercover, Inkognito, Datenbanken vom Schwarzmarkt, alle Arten von Kommunikation. In einer unethischen Welt – ich recherchiere über organisierte Kriminalität in Osteuropa – gibt es eine sehr dünne Linie zwischen vertretbaren und verwerflichen Methoden, die von Fall zu Fall neu gezogen werden muss.

*Stefan Candea ist Mitbegründer des Rumänischen Zentrums für Investigativen Journalismus und Fellow der Nieman Foundation for Journalism der Harvard University.*



# der Aufklärung

*Woran mag es liegen, dass der Journalismus lieber Katastrophengeschichten erzählt als seiner Aufgabe nachzukommen und für analytische Aufarbeitung zu sorgen? Auf der Suche nach Gründen.*

VON MICHAEL HALLER

**B**eim Striptease gehe es im Grunde nicht ums Ausziehen, nicht um Begierde und Sex; es gehe im Gegenteil darum, »die Frau in dem Augenblick zu entsexualisieren, indem man sie entkleidet«. In gewisser Weise sei es das Schauspiel »Mach mir Angst«, weil hier das Exotische einen Schauer erzeuge, »dessen rituelle Zeichen nur angekündigt zu werden brauchen«, um das Gefährliche des Sexus zu bannen. »Man stellt das Böse zur Schau, um ihm besser den Weg zu versperren und es besser beschwören zu können.«

Der französische Kulturtheoretiker Roland Barthes hat vor einem halben Jahrhundert verschiedenste Szenen beobachtet, die mit ihren immer gleichen Inszenierungen »die Mythen des Alltags« erzeugen: zum Vordergrund des Trivialen den Hintergrund existenzieller Ängste wie auch urwüchsiger Triebwünsche. Die Szenen verdecken Abgründe des Unberechenbaren, die den Untergang erahnen lassen. Das Unheimliche werde hier vom »beruhigenden Ritual« des Entkleidens »aufgesaugt«, die Lust werde »abgetötet«, vergleichbar dem Tabu, unter dem das Ungehörige zugedeckt bleibt.

Roland Barthes hat sich nicht mit dem Journalismus befasst, weil dieser nicht zudecken, sondern aufdecken soll. Das Neue, noch Unbekannte ist Thema des Journalismus – sollte sein Thema sein. Und indem Journalismus das Neue erfasst und in den Erklärungszusammenhang stellt, nimmt er ihm das Bedrohliche, das dem Fremden immer anhaftet. Guter Journalismus funktioniert entmythologisierend: Jeder sachrichtige Bericht, jede analytische Rekonstruktion des Geschehenen liefert eine ratio-

nale Beschreibung der Lebenswelt. Überprüfte Fakten mindern Ungewissheit, plausibel belegte Deutungen wirken beruhigend. Darum brauchen komplexe, unübersichtlich strukturierte Gesellschaften guten Journalismus, weil er das Unglaubliche beschreiben und fassbar machen kann.

## **Untergangsmysen zum wohligen Schauern**

Er sollte dies tun. Doch die Geschichten, die uns die Bildschirmmedien erzählen, wenn es um Großereignisse und Jubiläen geht, wenn Katastrophen und Tragödien

die Themen sind, diese Geschichten sind nur noch ausnahmsweise informativ. Die meisten

erklären nichts, sondern sind Remakes, die das Spiel »Mach mir Angst« immer aufs Neue inszenieren und das Schreckliche zum ästhetisch Faszinierenden verkleiden. Die bizarr verbogenen Stahlgitter am Ground Zero, das stolze Gesicht des Lehrers im Gymnasium von Erfurt, die toten Mädchen im Klassenzimmer in Winnenden, die gigantischen Wassermassen in Fukushima, das hämisch dreinblickende Fratzens Gesicht auf der norwegischen Insel Utøya: Die Idee der Aufklärung ertrinkt im Bildermeer, angereichert mit den Storys verzweifelter Helden. Die meisten dieser Geschichten erzählen Untergangsmysen, die bei den Zuschauern den Schauer des Abgründigen wachhalten. Ein Griff zur Fernbedienung genügt.

Neun volle Arbeitstage zu je acht Stunden hätte der Zuschauer benötigt, wenn er sich alles hätte anschau-

*Katastrophen in der Endlosschleife: Die Idee der Aufklärung ertrinkt im Bildermeer, angereichert mit den Storys verzweifelter Helden.*

Von der kopflosen Wut 2001 zur Trauerarbeit 2011: US-Medien haben anders als deutsche in diesem Jahr vieles richtig gemacht.

en wollen, was die deutschsprachigen TV-Programme in den ersten zwei Septemberwochen zum Jubiläum »Zehn Jahre 9/11« ausgestrahlt haben. Vielleicht haben wir uns um ein paar Minuten verzählt, aber die Größenordnung stimmt: 73,5 Stunden. In dieser Zeit, zwischen dem 1. und dem 14. September 2011, flogen die zwei Passagiermaschinen mehr als 120 Mal in die WTC-Türme, schrien Entgeisterte ins Telefon, sprangen Verzweifelte aus vielen hundert

*Mythen decken zu, was alle Menschen im Tiefsten ängstigt: dass sie über das Davor und Danach ihrer kurzen Lebenszeit nichts wissen.*

Metern Höhe in die Tiefe, glotzte George W. Bush mit stumpf-listigem Blick in die Kamera, kamen vom Staub

weiß gepuderte Feuerwehrmänner halbtot aus den Trümmern. Wieder und immer wieder. Sie wiederholen das alte Spiel »Mach mir Angst«, ohne bedrohlich zu sein, weil wir den Ausgang der New Yorker Episode ja einigermaßen kennen. Sie hüllen wie im Kino jene Ereignisse in das vernebelnde Gefühl, etwas Unfassliches zu sehen und zu hören, ohne es zu verstehen. Wir verstehen es nicht, weil die Medien es nicht durchschauen und verständlich machen wollen. Weil sie das Geschehene zum Mythos verklären, dessen verdeckte Botschaft lautet, dass man ans Übersinnliche glauben solle, weil das Tatsächliche keinen Sinn gibt.

Mythen decken genau das zu, was allen Menschen im Tiefsten wirklich Angst macht: dass sie über das Davor und das Danach ihrer kurzen Lebenszeit nichts wissen. Man schockiert sich über Naturgewalten, unheilbare Krankheiten, Wahnsinnige – doch zu Ende gedacht ist es die versteckte gegenwärtige Panik, dass der Tod nahe ist. Aus wolkenlos blauem Himmel stürzen sich plötzlich zwei Flugzeuge in die arglos-freundliche Großstadtwelt und verwandeln sie in ein apokalyptisches Inferno. »Krieg!« lautete der Kommentar der Politiker und Journalisten.

Mythen übersetzen die komplizierte Welt in das einfache Ordnungsmuster: hier die Guten, dort die Bösen. Mythen machen aus der vielschichtigen Psyche der Akteure simpel gestrickte Gutmenschen und Schurken, Verbrecher und Opfer. Und vor allem Helden. Das sind die Lichtgestalten, die sich stellvertretend für uns alle durch den Schlamassel, bedeutet: durchs Leben kämpfen. Manchmal scheitern sie,

manchmal bestehen sie, manchmal finden sie das Glück im Happy-End. Ihre Botschaft lautet, dass sich am Ende aller Widrigkeiten »das Licht« durchsetzt gegen die Finsternis.

Der amerikanische Kulturanthropologe Joseph Campbell untersuchte vor siebzig Jahren die Mythen verschiedenster Völker und Kulturen. Sie ähneln sich alle in ihrer Grundbotschaft und Dramaturgie: Dass der Held, auch wenn er untergeht, dem Überlebenskampf einen Sinn gibt. In archaischen Zeiten ging es um die Sippe und Gattung, heute geht es um unsere Ideologie und Kultur, die sich fortpflanzen soll: Die Freiheitsidee der westlichen Welt muss und wird siegen.

In den Mythengeschichten der Bildschirmmedien waren 2001 die Amerikaner auf der Seite der Guten, war der Feuerwehrmann der Held und Bush, Rumsfeld und Cheney seine Protektoren. 2011 sind in den vielen Videos alle Amerikaner zu Helden geworden, ganz automatisch, weil sie das Böse in Gestalt von Bin Laden zur Hölle geschickt haben. Man betrachtet nun die alten Schreckensbilder aus der Sicht des Siegers. Dabei verdecken diese bunt erzählten Mythen den Ursachenzusammenhang des Terrorismus. Und sie verschweigen die noch schrecklichere Wahrheit, dass der Kampf der amerikanischen Helden gegen Al-Qaida hundertmal mehr tote Zivilisten gefordert hat als deren Anschlag am 11. September. Der mythologisierende Fernsehjournalismus ist ein verhüllender Nebelwerfer.

### **Löbliche Ausnahmen**

Fairerweise muss man erwähnen, dass es auch andere, genuin journalistische Produktionen gab. An erster Stelle wäre der Dokumentarfilm »Die Falle 9/11« von Stefan Aust und Detlef Konnerth zu nennen, der von den ARD und dem Schweizer Fernsehen eine Woche vor dem Jahrestag ausgestrahlt wurde.

Hier ging es nicht um die Wiederholung des Immer-selben, sondern um die Aufarbeitung der Geschehnisse seit 9/11 mit journalistischen Mitteln. Das heißt mit einer griffigen These (die Weltmacht USA tat genau das, was der Medienprofi und Terrorist Bin Laden getreu dem Stimulus-Response-Modell evozierte: dass sie sich in ungerechte, nicht zu gewinnende Kriege verwickelte, die ihre Reputation in der islamischen Welt nachhaltig beschädigen und – aus der Sicht der Islamisten – die Fratze des Bösen zeigen werde) und mit plausiblen Belegen. Ernstzunehmender

Journalismus funktioniert nach der Regel: Reduziere Komplexität so weit, bis das Strukturgerippe sichtbar wird. Und in dieser Doku wurde es sichtbar.

### Todesangst als Verwertungsobjekt

Aber sie war eine Ausnahme, die das Regelhafte der Video-Stories zum Jubiläum nur noch unerträglicher machte. Warum fällt den meisten Redaktionen nichts anderes ein als dieses Recyceln altbekannter Katastrophenbilder? Warum stehen die Journalisten, einem vom Waschdrang gequälten Neurotiker gleich, unter Wiederholungszwang?

Cicero-Chefredakteur Michael Naumann empörte sich über die als Doku präsentierte Audio-Show auf *Spiegel Online*: Eine Großaufnahme zeigt die beiden noch intakten WTC-Türme; kleine Embleme in Form von Lautsprechern und Kameras, über verschiedene Stockwerke verteilt, kann man anklicken – und hört Telefonmitschnitte von der Stewardess, deren Maschine auf den Tower zurast, hört Angestellte, die in der Feuersbrunst ersticken, hört verzweifelte Anrufe bei der Feuerwehr. Naumann schreibt: »Die bereits historische Ferne des Anschlags verwandelt sich in den mitgeschnittenen Telefonaten in eine unerträgliche Nähe, die uns allerdings fragen lässt, ob Todesangst und Verzweiflung in den letzten Minuten eines Lebens nun auch zu Verwertungsobjekten eines technisch versierten Popjournalismus geworden sind.« Und er kann sich diese Skandal-Veröffentlichung nur so erklären: »Die Gesprächsaufzeichnungen dienen nicht der Erinnerung daran, dass an jenem Tag fast 3.000 Menschen ums Leben kamen, sondern der Website-Einschaltquote.«

Man könnte diese Empörung vielleicht mit dem Hinweis besänftigen, dass sich *Spiegel Online* bei der *New York Times* bedient hat, die auf ihrer Website (»The 9/11 Tapes: The Story in the Air«) noch viel mehr Telefonmitschnitte entlang einer Zeitleiste aufbereitet hat. Dass *Spiegel Online* nur eine kleine Auswahl in Verbindung mit dem Tower-Foto bringt, ist geschmacklos, aber kein Skandal. Den Unterschied macht etwas ganz anderes aus: Zahlreiche amerikanische Medien, die großen Zeitungen zuerst, übersteigerten sich damals in der Verteufelung der Terroristen: »Our Nation saw Evil!« (s. Seite 10). Jetzt, zum zehnten Jahrestag, war ihre Botschaft eine andere: ein paar erschütternde Bilder und Tondokumente von damals und eine aus der Distanz der zehn Jahre verfasste analytische Sicht der Dinge. Anders als das

Fernsehen macht sie die Trauer und mit ihr auch die Bewältigung des Schmerzes zum Thema. Auch auf der Website der *New York Times*. Vergleichbares fand man bei *Spiegel Online* nicht.

Der Printjournalismus vor allem kann es, wenn er will. Legt man Titelblätter großer US-Zeitungen vom Jahrestag 2011 neben jene vom 12. 9. 2001, wird die publizistische Sublimierung offensichtlich. Zum Beispiel

die Zeitung *Arizona Republic*: Unter der Überschrift »There's a Hole in the World« bringt ihre Frontseite einen zweiseitigen Essay, der die beiden Türme negativ durch Textausparungen als Silhouetten zeigt (darunter die Umriss der Stadt) und damit den Verlust selbst thematisiert – die intellektuelle und die emotionale Verarbeitung fallen zusammen. Verschiedene andere Zeitungen haben sich um ähnliche Lösungen bemüht. Keine Frage: Auch diese Leistung gehört zur Aufklärungsarbeit des Journalismus, sofern er seine Rolle in der Gesellschaft ernst nimmt.

*Warum stehen die deutschen Journalisten, vom Waschdrang gequälten Neurotikern gleich, unter Wiederholungszwang?*

### Verschiebung, nicht Vermarktung

Warum fällt es so vielen deutschen Journalisten immer schwerer, wie Journalisten zu denken und zu handeln? Das von Michael Naumann angeführte Vermarktungsinteresse genügt nicht als Begründung, denn erstens hält sich der kommerzielle Erfolg solcher Produktionen in engen Grenzen, und zweitens ist es kein durchgängiges Muster, sondern eines, das mit dem Katastrophischen zusammengeht: »Mach mir Angst!«

Die wenigsten Journalisten sind Zyniker, und diese wenigen sitzen nicht in der Redaktion von *Spiegel Online*. Auch diese Erklärung fällt also aus. Was dann? Sind alle deutschen »eine Nation der Panikmacher«, wie Statistikprofessor Walter Krämer (»Die Woche der Angst«) glaubt? Er untersuchte die Wirkung der Medien, deren Geschichten Zukunftsangst erzeugen. Demnach trifft der Vorwurf die Medienmacher auch der Öffentlich-Rechtlichen, die keine Klickraten und Werbeinseln verkaufen müssen. Was sind deren Motive?

Aus meiner Sicht hilft das (der Individualpsychologie entlehnte) Theorem der »Verschiebung« als

Denkmodell weiter: Viele Menschen können mit stark bedrohlichen Situationen nicht umgehen und verschieben ihre Aggression und ihren Fatalismus auf eine weniger bedrohliche, nach dem Muster: Der Abteilungsleiter ärgert sich über seinen Chef, hat aber Angst vor ihm; seine Wut bekommt nun die Sekretärin oder der Mitarbeiter zu spüren. Solche Muster kommen auch im Kollektiv vor; die deutsche Geschichte ist reich davon.

### Untergangsstimmung in der Profession

Warum sollten ausgerechnet Journalisten zu solch neurotischer Verschiebearbeit tendieren? Zur Stimmungsmache trägt zunächst die in vielen Redaktionen zumal unter älteren Kollegen grassierende Untergangsstimmung bei. Verschiedene Beobachtungen lassen darauf schließen, dass sich viele

*Neu ist, dass die Journalisten ihr Unbehagen »verschieben« und uns Heldenmythen erzählen, damit sie sich sorgloser fühlen.*

Journalisten auch in großen Medienhäusern bedroht und ohnmächtig fühlen, weil der Struktur- und Medienwandel

wie ein Unheil über sie hereinzubrechen scheint und ihre berufliche Existenz in Frage stellt. Diese Bedrohung erklärt die Verschiebung nicht, sie erzeugt aber ein entsprechendes Klima.

Wenn darüber hinaus noch immer gilt, dass der Journalismus in gewisser Weise wetterfühliger sein und das Meinungsklima der Gesellschaft erspüren sollte, dann verbirgt sich hinter der klammheimlichen Lust am New Yorker Feuerballspektakel eine untergründige, mythologisch zugedockte Angst, die daher rührt, dass man das Weltgeschehen mit seiner wachsenden Bedrohlichkeit nicht durchschaut. Seit der sogenannten Dotcom-Blase, dem Finanzcrash vor zehn Jahren, erleben wir die Hyperglobalisierung als einen sich selbst antreibenden und beschleunigenden Prozess, der heute als absurd erscheinen lässt, was gestern noch das einzig Vernünftige war. Die seit der jüngsten Finanzkrise im Juni am häufigsten gehörten Worte von Fernsehkommentatoren lauteten »Katastrophe«, »Panik« und »außer Kontrolle«.

Der weltweit operierende Finanzjongleur Georges Soros, selbst kein Unschuldiger, bringt die apokalyptische Angst auf den Punkt: »Die Regierungen haben die Kontrolle über die Situation verloren«, es drohe

die »Kernschmelze des Systems.« Nötiger denn je wäre ein Journalismus, der diese Prozesse nüchtern analysiert und durchschaubar macht.

### Phrasen, die nichts erklären

Doch das Fatale daran ist, dass die Bildschirm- und Boulevardmedien (zu denen ich auch *Spiegel Online* zähle) das wirtschaftspolitische Drama nicht aufdecken können oder wollen. In den TV-Nachrichten hören wir Phrasen und sehen Personen, die nichts erklären. Jeder Tag bietet ein neues Spektakel; das Drama der europäischen Finanzwirtschaft erleben wir als mediale Inszenierung. Auch die Fernsehjournalisten sehen die Prozesse, die der Katastrophe zusteuern, doch sie verdrängen und verschieben sie auf episodale Ereignisse, die, rückblickend erzählt, den Subtext mitliefern, dass wir den Teufel besiegt haben und nun auf der sicheren Seite sind.

Der moderne Journalismus, insbesondere jener der Bildschirmmedien, sollte eigentlich darauf aus sein, dass die Menschen die Welt verstehen. Tatsächlich aber führt er zu massenhaft Verwirrten und Verzweifelten, die an ihre Zukunft mit Angst statt mit Zuversicht denken – und leicht frösteln, wenn sie sehen, dass Katastrophen zwar aus heiterem Himmel, doch zum Glück über New York und Afghanistan, über Syrien oder Japan hereinzubrechen.

Vielleicht gab es solche Angstverschiebungen schon immer. Neu aber ist, dass die einflussreichsten unter den Journalisten die ersten sind, die ihr »Unbehagen in der Gesellschaft« (Ehrenberg) verschieben und uns Heldenmythen erzählen, damit sie sich sorgloser fühlen. Oder mit den Worten von Roland Barthes: »Man stellt das Böse zur Schau, um ihm besser den Weg zu versperren.« Es wäre das Ende der Aufklärung. ■

### Literatur:

- ▶ Barthes, Roland: *Mythen des Alltags*. Suhrkamp, Frankfurt 1964
- ▶ Campbell, Joseph: *Der Heros in tausend Gestalten*. Insel-Verlag, Frankfurt 1999
- ▶ Ehrenberg, Alain: *Das Unbehagen in der Gesellschaft*. Suhrkamp, Frankfurt 2011
- ▶ Krämer, Walter: *Die Angst der Woche. Warum wir uns vor den falschen Dingen fürchten*. Piper, München 2011
- ▶ Naumann, Michael: *Das kalte Herz des Internet*. Cicero-Online. <http://www.cicero.de/salon/nine-eleven-medien-terrorismus-kalte-herz-internet/43020>
- ▶ Schmidbauer, Wolfgang: *Mythos und Psychologie*. Reinhardt, München 1970

*Michael Haller ist wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Praktische Journalismusforschung in Leipzig und Herausgeber von Message.*

# In der Endlosschleife

*Der hoch redundante Berichterstattungs-marathon zum 11. September hat nur wenig mit Journalismus zu tun – viel hingegen mit Ritualen, Einfallslosigkeit und Verwertungslogik.*

VON STEPHAN WEICHERT

**A**n die zugestapelten Programmplätze war man schon gewöhnt. An die Endlosschleifen im Fernsehen und die Cover der Zeitschriften mit den immer gleichen Fotos auch. Selbst die Gäste in den Talkshows, das politische Personal in den Dokumentationen und die ehrfürchtige Übertragung der Trauerfeierlichkeiten aus Manhattan boten – journalistisch betrachtet – kaum Neues. Der Zuschauer und Leser glaubte, all das bereits gelesen und gesehen zu haben.

Zehn Jahre ist es her, dass zwei Flugzeuge in das World Trade Center gesteuert wurden. Neun Jahre lang wurde an jedem 11. September mit gehörigem publizistischen Aufwand daran erinnert – ein Gedenktag in den Medien, der längst zum Selbstzweck geworden ist.

Sind Journalisten an Gedenktagen Gefangene ihres eigenen Verwertungssystems? Sehen sie in derartigen Medienereignissen nur einen Anlass, um die gleichen Geschichten erneut zu erzählen? Und: Bleibt die journalistische Aufklärung letztlich auf der Strecke, indem die Medien Mythen produzieren und die Realität in eine Endlosschleife des Immerselben zwingen?

## **Fernsehen als Ritualisierungsmaschine**

Medien erinnern oft und gerne. An Jahrestagen wie dem 11. September, die regelmäßig medial zelebriert werden, drückt sich vor allem die Funktion des Fernsehens als Ritualisierungsmaschine aus. Die zeitlich geregelte Wiederholung ist nach Auffassung des im vorigen Jahr verstorbenen Publizisten und Medienforschers Harry Pross das wichtigste Merkmal des Rituals: Sie bringe Ordnung in die Praktiken der Kultur, indem sie die Lebenszeit der Menschen synchronisiere. Gleichzeitig, so Pross, simplifiziere das Ritual und laufe so Gefahr, zur sinnentleerten Routine

zu werden. Individuelles werde durch Kollektives ersetzt und Wahrheiten durch Mythen. Für Pross ist das eine Machtfrage. Für die Zuschauer oftmals eine Zumutung.

Dass uns globale Medienrituale ein neues »Weltbild« aufzwingen, stellte Pross schon Anfang der 1980er Jahre fest. Sportereignisse wie die Olympischen Spiele und die Fußball-WM hatten ihn zu dieser Diagnose veranlasst. Man muss darin nicht unbedingt eine Ideologiekritik erkennen. Es geht eher um die Symbolik, die das Fernsehen, aber auch andere Massenmedien

nach ihren jeweils spezifischen Produktionsregeln transportieren. Es geht, im Ganzen gesehen, eher um eine Kritik dessen, was uns Medienkonsumenten als »Common Sense« serviert wird.

Dass gerade der 11. September zum Dreh- und Angelpunkt für die abstrusesten Verschwörungstheorien wurde, ist hinlänglich bekannt. Aber dass die Redundanzberichterstattung des Fernsehens hier auch als einer der Hauptgründe gelten muss, wird nur selten von den Medien selbst thematisiert. Bei der durch die hollywoodreifen Bilder überformten Realität ist es eigentlich kein Wunder, dass der 11. September inzwischen nur noch ein Artefakt seiner selbst ist. Oder anders gesagt: Schon damals, am 11. September 2001, war die Wirkmacht dieser Ikonografie so stark, dass die eigentliche Katastrophe überstrahlt wurde.

Terrorbilder haben in der Mediengesellschaft eine Sogwirkung, der man sich nicht entziehen

*Inzwischen ist 9/11 nur noch ein Artefakt seiner selbst in einer durch hollywoodreife Bilder überformten Realität.*

kann: »Sie sind aber«, so die Kuratoren einer 9/11-Fotoausstellung des Künstlerforums C/O Berlin, »mehr als Medien, die unter Nutzung ihres ästhetischen Potenzials Deutungen transportieren. Diese Bilder besitzen die Fähigkeit, Realität zu erzeugen.«

Was die bildenden Künste sicherlich von der Medienpraxis unterscheidet, ist die Art der

Verarbeitung: Trotz der Profilierung des Krisenjournalismus als eigenständiges Tätigkeitsfeld und trotz der

*Die Redaktionen wissen nicht mehr, wie sie bei all dem Erinnern und Gedenken noch journalistischen Mehrwert erzeugen sollen.*

beachtlichen Professionalisierung, die seit 9/11 in den Redaktionen erkennbar stattgefunden hat, bleibt auch unter Journalisten ein bitterer Nachgeschmack. Technisch vollendete Breaking-News-Systeme und hauseigene Terrorspezialisten können einfach nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Krise des 11. September auch Sinnbild für eine Krise der Medien selbst ist, zumindest ansatzweise. Denn sie wissen offenbar nicht mehr, wie sie bei all dem unreflektierten Erinnern und Gedenken an die Katastrophe noch einen journalistischen Mehrwert erzeugen sollen.

Die Rede ist hier nicht unbedingt von bahnbrechenden neuen Erkenntnissen zum Hergang des Terroranschlags oder von der Enthüllung geheimer Dokumente. Ich meine nur, dass der Umgang der Medien mit dem 11. September weniger verklärt, weniger ritualisiert, weniger selbstgefällig werden muss. Jahrestage wie diese verdienen andere Nuancen der Berichterstattung. Sie verdienen Respekt gegenüber den Opfern und Rettern, aber auch Recherche und Aufklärung. Und überhaupt: Warum wird eigentlich nur noch an Jahrestagen über 9/11 gesprochen und geschrieben?

### **Keine Lust mehr**

Vermutlich ist es genau das, worauf die Zuschauer, Hörer, Leser gar keine Lust mehr haben: dass sie sich am Jahrestag von 9/11 zum x-ten Mal die Geschichten anhören müssen von den New Yorker Feuerwehrmännern, von den Hinterbliebenen der Opfer oder von Geretteten wie der »dust lady«, die Günter Jauch in seiner Premierensendung am 11. September 2011 zu seinem ebenso faden wie sinnentleerten Talk eingeladen hatte. Mehr Ritual geht nicht.

Es ist jedenfalls ein Trugschluss, das hat sich inzwischen hoffentlich auch unter Programm- und Blattmachern herumgesprochen, dass 9/11 ein Selbstläufer-Thema ist, das man bilderreich unterfüttert und möglichst dünn analysiert. Es mag zwar kein Quoten- oder Auflagenkiller sein, so schlimm ist es nicht. Und natürlich schaudert es jeden Betrachter, wenn er sich noch einmal durch die zahlreichen Online-Bildergalerien klickt oder sich durch allerlei TV-Dokumentationen mit den Schreckensaufnahmen zapft. Aber es bleibt allzu offensichtlich, dass das Meiste nicht genuin journalistisch motiviert ist. Denn das Motto an Jahrestagen ist in den Redaktionen Folgendes, ich habe es selbst oft wörtlich gehört: »9/11 jährt sich wieder, dazu müssen wir unbedingt was machen.«

### **Peter Kloeppele würdigt Peter Kloeppele**

Und so war es auch: Ob *Spiegel*, *Welt*, *Handelsblatt* oder *stern.de* – viele Printzeugnisse und Online-Portale hatten bereits einige Wochen im Vorfeld des 11. September eigene Essay-Serien konzipiert. ARD und ZDF übertrugen nicht nur mehrere Stunden die Trauerfeier von Ground Zero, sondern strahlten – wie auch Phoenix, N-tv und N24 – mehrteilige Dokumentationen und natürlich eine ganze Reihe von Talkshows aus, die sich mit dem Thema befassten.

Die private Konkurrenz von ProSieben bis Super RTL erging sich in Hollywood-Spielfilmen wie »World Trade Center« und »Flight 93 – Todesflug am 11. September«, einer Handvoll Reportagen und Doku-Dramas wie »9/11 – Die letzten Minuten im World Trade Center« sowie Sonderausgaben ihrer Magazinsendungen wie *Galileo*. Der Sender Vox traute sich sogar, ein 12-Stunden-Protokoll von *Spiegel TV* zu zeigen, das die Geschehnisse dieses Tages minutiös rekonstruiert. Und RTL widmete seiner eigenen Live-Berichterstattung vom 11. September 2001 eine nächtliche Sondersendung, die dem Anchorman für seine Moderationsleistung einen Grimme-Preis einbrachte. Peter Kloeppele würdigte Peter Kloeppele.

So selbstreferentiell war Fernsehen nie. Auch wenn all diese Bemühungen an die neun Jahrestage zuvor erinnern, erscheint die mediale Beschäftigung mit den Terroranschlägen diesmal noch massierter, noch redundanter, noch staatstragender. Der Mediensoziologe Lothar Mikos, der Medienereignisse und TV-Formate in den vergangenen Jahren unter verschiedenen Produktionsbedingungen (unter

anderem *Big Brother*) analysiert hat, erkennt in solchen symbolisch aufgeladenen und mythisch durchtränkten Programmformen strukturelle Zwänge des Mediums, die sich an dramaturgischen und erzählerischen Techniken orientieren. Er glaubt, dass sich darin ein reziprokes Verhältnis zwischen TV-Zuschauern und TV-Machern manifestiert, sprich: Jeder weiß, was er vom anderen erwarten kann – und hat zugleich etwas davon.

Der Hamburger Fernsehwissenschaftler Knut Hickethier geht noch weiter: Er spricht in dem Zusammenhang von einer generellen Ritualisierung des Fernsehens, die drei wesentliche Funktionen erfülle: Sinnstiftung, Orientierung und Strukturierung. Sinnstiftung meint das soziale Zugehörigkeitsgefühl, wenn wir alle an einem (schlimmen) Ereignis teilhaben und uns als Zuschauer eingestehen müssen, wie gut es uns doch (zu Hause vor den Fernsehschirmen) geht. Orientierung meint die ureigene journalistische Aufgabe des Selektierens, Sortierens und Einordnens von Informationen, aber zugleich auch die Vergewisserung unserer gesellschaftlichen Werte, Traditionen und Ideale, wenn es darum geht, was richtiges und was falsches Verhalten ist. Strukturierung meint schließlich, dass das Fernsehen dem Publikum einen zeitlichen Rahmen anbietet, der zur Ordnung seines Alltags dient, indem wiederkehrende Programmmuster bestätigt werden.

### Pornografie des Terrors

Diffus ist allerdings, was eigentlich passiert, wenn die gegenseitigen Erwartungen enttäuscht werden, wenn also Zuschauer keinen echten Erkenntnisgewinn mehr haben und Medienmacher keinen journalistischen Anspruch verfolgen. *Spiegel Online* hat in einem 9/11-Special gezeigt, wie aus einer nunmehr sinnentleerten Erinnerungsfunktion eine Perversion wird: Zum Jahrestag brachte die Redaktion eine interaktive Flash-Grafik mit dem Titel »Was am Tag des Terrors geschah. 9/11 in Bildern und Tönen«, (vgl. vorigen Beitrag). Zur Auswahl stehen auch mehrere Videos von Amateuren und eines Fernsteams, das den Einsturz des WTC aus dem Cockpit eines Hubschraubers gefilmt hat. Solche technisch-ästhetisierenden Stilmittel haben nur wenig mit Journalismus zu tun. Sie stehen sinnbildlich für eine ungeschützte und gegenüber den Angehörigen der Opfer verantwortungslose Pornografie des Terrors, die letztlich auf voyeuris-



tische Schockmomente setzt und zur Steigerung der Klickraten eingesetzt wird.

Mit zehn Jahren Abstand kann man die kathartischen Funktionen der Krisenberichterstattung nur noch erahnen. Es scheint, als seien sie hinter eine rein kommerzielle Verwertungslogik zurückgetreten, die sich ihrer eigenen medialen Endlosschleife nicht entledigen kann.

Der 11. September ist bisher das meist fotografierte und gefilmte Ereignis der Mediengeschichte. Im Gedenken an die Opfer und Retter werden die Medien wohl auch weiterhin mit ihren historischen Archivbildern versuchen, diesem schrecklichen Ereignis in jedem Jahr ein symbolisches Mahnmal zu errichten. Dass aber die Journalisten dabei immer häufiger jener fragwürdigen Mythenproduktion erliegen, indem sie jedes Jahr in einen plakativen Berichterstattungs-marathon verfallen, ist unangemessen. Das Kathartische, also die reinigende Überwindung der Krise, die für viele Menschen gerade in den ersten Tagen und Wochen nach 9/11 eine wesentliche Hilfe zur Verarbeitung der Terroranschläge war, hat sich in Nichts aufgelöst. Was im Gedächtnis haften bleibt, sind die sich endlos wiederholenden Sequenzen und surrealen Bilder der Explosionen und der in sich zusammenfallenden Türme. ■

Verantwortungsloser Voyeurismus:  
Die Audio-Slide-Show im  
9/11-Special von *Spiegel Online*

*Stephan Weichert  
ist Journalistik-  
Professor an  
der Macromedia  
Hochschule für  
Medien und  
Kommunikation in  
Hamburg und hat  
zur Darstellung des  
11. September  
im deutschen  
Fernsehen promo-  
viert.*



# Die neuen Bilderkriege

*Wer Freund und wer Feind ist, wie man denken und was man meinen soll: Im Medienzeitalter sind es vor allem Bilder, die die politische Wahrnehmung der Menschen prägen.*

VON GERHARD PAUL\*

Die Bilder der Atompilze über Hiroshima und Nagasaki bedeuteten eine Epochenwende in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Sie waren fünfzig Jahre lang Ikonen des atomaren Zeitalters und des Kalten Krieges. Seit dem 11. September 2001 sind es Bilder des sich in einer eleganten Linkskurve auf den Nordturm des World Trade Center zubewegenden Flugzeugs und der in sich zusammenstürzenden Zwillingstürme, die als politische Zeichen eines Wendepunktes gedeutet werden.

Bei den Bildern beider Ereignisse handelte es sich um die vermutlich folgenreichsten Bildakte der Geschichte, durch die das Bild endgültig seine Unschuld verlor. Hier wie dort ging es nicht primär um die Tötung von Menschen, sondern um die Erzeugung von markanten Bildern, durch die Dritte getroffen werden sollten: hier die Sowjetunion und ihre Trabanten – dort die nicht-islamische kapitalistische Welt des Westens unter der Vormacht der USA.

Anders als etwa das Pressefoto des »Napalm-Mädchens« von 1972, das ein Einzelbild mit ikonischer Qualität ist, bildeten die Aufnahmen von Hiroshima und 9/11 Cluster von stehenden und laufenden Bildern unterschiedlicher Akteure und aus unterschiedlichen

Perspektiven, die sich zu einem Image, einem Eindruck des Ereignisses verdichten. Während indes der Atompilz das atomare Wettrüsten potenziell gleich starker Militärböcke symbolisierte, waren die Bilder von 9/11 sichtbarster Ausdruck der »neuen Kriege« ungleicher, asymmetrisch gewordener Konfliktpartner, in denen Bilder zunehmend die Funktion erfüllten, traditionelle militärische Defizite zu kompensieren. Erstmals fungierte in New York 2001 zudem ein Bild als Kriegserklärung des islamistischen Terrorismus an die westliche Welt in toto.

Medien- und kunstgeschichtlich sind die Aufnahmen der getroffenen und in sich zusammenstürzenden Türme Superlative der Nachrichtenkommunikation und der Künste. Nie zuvor in der Geschichte war ein Ereignis so häufig in Bildern und dazu erstmals in »Realtime« festgehalten worden wie am 11. September. Künstlerisch schließlich repräsentierten die Aufnahmen einen neuen Bildtypus. Hatten Malerei, Fotografie und Film bisher eher versucht, den Betrachter in das Bild zu holen, ihn in das Bildereignis zu involvieren, so trat mit dem Anschlag in New York das Bild erstmals aus einem Rahmen heraus, durchschlug den Schutzschild des Bildschirms und wurde Realität.

## Projektionen statt Abbildungen

Bilder von Kriegen waren nie nur passive Repräsentationen im Sinne von Spiegelungen, wie dies dem Publikum in den warmen Stuben der »Heimatfront« suggeriert wurde. Im Akt der Re-Präsentation eines kriegerischen Ereignisses verän-

Der Krimkrieg als »picknick war«:  
Roger Fentons Foto »Captain  
Cunninghame, 42nd Royal Highland  
Regiment« von 1855.



\* Überarbeitete Fassung eines Beitrags aus dem Buch »Unheimlich vertraut – Bilder des Terrors« zur gleichnamigen Ausstellung des Künstlerforums C/O Berlin (läuft noch bis 4.12.2011).

derte sich zugleich das Abgebildete – ein Faktum, das Propagandisten schon früh erkannten.

Ähnlich wie bei der Kriegs- und Schlachtenmalerei handelt es sich so auch bei den technischen Bildproduktionen der modernen Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts eher um Projektionen, die nicht zeigen, wie der Krieg ist, sondern wie er idealiter zu sein habe oder besser, wie das Publikum ihn sehen sollte: als »picknick war« im 19. Jahrhundert (Foto auf S. 18) beziehungsweise als »präziser chirurgischer Schnitt« im ausgehenden 20. Jahrhundert.

Was das Publikum zu Hause zu sehen bekam, waren mediale Konstruktionen mit hohem Fantasiewert, so wie auch die Bilder der Kriegs- und Schlachtenmalerei der vorangegangenen Jahrhunderte immer »imagined battles« (Peter Paret) waren. Mit den scheinbar als Repräsentationen daherkommenden Fotografien, später mit den Wochenschauen, ließ sich ein bestimmtes Bild des Krieges in die Köpfe der Daheimgebliebenen wie in die des Gegners implementieren. Bilder fungierten so schon früh als Medien, mit denen die »Heimatfront« mobilisiert und der Gegner diskriminiert werden konnte. Das tatsächliche Kriegsgeschehen in seiner ganzen Komplexität hatte mit den publizierten Bildern nur wenig zu tun. Der Krieg blieb das Unmodellierbare schlechthin.

### **Betrachter als virtueller Kombattant**

Auf eine andere Eigenart des Bildes ist in diesem Zusammenhang noch zu verweisen. Durch seine besondere Fähigkeit, Menschen an aktuellen wie an vergangenen kriegerischen Ereignissen teilhaben zu lassen und sie in diese Bildwelten zu involvieren, konnten die Betrachter gleichsam zu Teilnehmern, gegebenenfalls sogar zu virtuellen Kombattanten gemacht werden. Das Schlachtfeld weitete sich auf diese Weise zugleich in die Gesellschaften der Krieg führenden Mächte und in die Köpfe der Menschen hinein aus. Die Differenzen zwischen Front und Heimat begannen zu verschwimmen.

Bilder des Krieges waren so immer schon mehr als reine Abbildungen eines kriegerischen Geschehens. Sie fungierten immer auch als offensive propagandistische Waffen im innenpolitischen wie im zwischenstaatlichen militärischen Kampf. Um die demoralisierende und diskriminierende wie um die legitimierende und delegitimierende Macht der Bilder wusste man spätestens seit den Tagen der Pariser Kommune. Mit den Aufnahmen getöteter und öffentlich aufgebahrter

Kommunarden (S. 20) hoffte man, die geschlagene Kommune nachträglich zu diskreditieren.

Während Aufnahmen aus einem deutschen Schützengraben in Großbritannien im Ersten Weltkrieg in Großbritannien selbst nicht veröffentlicht werden durften, fanden sie im Propagandakrieg gegen Deutschland auf Flugblättern durchaus Verwendung. Die von Ballons über die feindlichen Linien beförderten Blätter mit den Fotografien von Kriegstoten in gänzlich unheroischer Pose sollten den deutschen Soldaten ihr bevorstehendes Schicksal veranschaulichen und sie demoralisieren. Die Darstellung der Deutschen als Hunnen und Kinderschänder durch die Alliierten während des Ersten Weltkrieges oder die der Sowjetmenschen als blutrünstige Bestien durch Goebbels' Propaganda während des Zweiten Weltkrieges sollte die Kämpfe gegen Deutschland beziehungsweise die Sowjetunion legitimieren und zusätzliche Kräfte mobilisieren.

In den globalen Bilderwelten des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts fungierten Bilder als Mittel, um Kriegseinsätze zu legitimieren oder zu delegitimieren. So präsentierte Bundesverteidigungsminister Rudolf Scharping auf einer Pressekonferenz am 27. April 1999 Fotos von Leichenfunden, die

*Bilder fungierten schon früh als Medien, mit denen die Heimatfront mobilisiert und der Gegner diskriminiert werden konnte.*

New York, 11.9.2001, 9:03 Uhr  
Ortszeit: Flug United Airlines 175 fliegt auf den Südturm des World Trade Center zu. (Screenshot aus der NBC-Übertragung):





Links: Zwölf eingesargte Kommunarden, die im Mai 1871 von Regierungstruppen exekutiert und öffentlich ausgestellt wurden. Rechts: Ein maskiertes Mitglied der arabischen Kommandogruppe, die Mitglieder des israelischen olympischen Teams in ihrer Unterkunft im olympischen Dorf in München als Geisel genommen haben (Foto von Kurt Strumpf, AP, 5.6.1972).



serbische Gewaltverbrechen an Zivilisten bezeugen sollten, um die NATO-Intervention im Kosovo zu begründen. »Deshalb führen wir Krieg«, titelte die Boulevardpresse am kommenden Tag (S. 22).

Auch die Präsentation von US-Außenminister Colin Powell 2003 vor den Vereinten Nationen, mit der er den geplanten Militäreinsatz der USA gegen den Irak zu begründen versuchte (S. 21), hatte eine ähnliche Absicht. Heute erfüllen Aufnahmen von verstümmelten oder furchtbar zugerichteten Kriegstoten vielfach die Funktion, die gegnerische Kriegspolitik in den dominant pazifistisch ausgerichteten Zivilgesellschaften des Westens zu delegitimieren.

**Die Tat im Bild oder das Bild als Tat?**

Bilder des Krieges waren und sind somit mehr als reine Abbildungen, die auf einen Sachverhalt oder ein Ereignis außerhalb ihrer eigenen Existenz verweisen oder ein Ereignis dokumentieren. Sie waren und sind auch mehr als Medien, die unter Nutzung ihres ästhetischen Potenzials Deutungen transportieren oder gar generieren. Bilder besaßen und besitzen auch die Fähigkeit, Realitäten zu erzeugen. Von der Repräsentation der Tat im Bild zum Bild als Tat selbst war es historisch nur ein kurzer Weg.

Die Abwürfe der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki 1945 waren die ersten Bildakte der Geschichte von weltpolitischer Bedeutung. Sie leiteten den Kalten Krieg und das atomare Wettrüsten ein. Anders als vielfach angenommen, stand hier nicht die unmittelbare militärische Funktion im Vordergrund,

zumal Japan de facto bereits am Boden lag. Noch nicht einmal das fernöstliche Land war der eigentliche Adressat des Angriffs. Vornehmlich ging es darum, der Sowjetunion im Bild zu kommunizieren, dass die USA die neue tödliche Waffe besaßen und man bereit und fähig war, diese auch gegen zivile Ziele einzusetzen.

Der eigentliche Zweck des atomaren »Erstschlags« waren die Bilder der Apokalypse, weshalb der Flug der »Enola Gay« von etlichen Kamerateams und Fotografen begleitet wurde. Um die entsprechenden Bilder zu erhalten, wurde der Tod von Zehntausenden unschuldiger Zivilisten dabei billigend in Kauf genommen. Immer wieder kam es auch in den nachfolgenden Jahren zu Bildinszenierungen für die Kameras mit tödlichem Ausgang, wobei die Erschießung eines Vietcong-Verdächtigen auf offener Straße 1968 in Saigon nur eine der bekanntesten Fälle ist.

**Vom staatlichen zum terroristischen Bildakt**

Waren solche Bildakte auf kriegführende Staaten und deren Akteure eingegrenzt, so bediente sich seit den 1970er Jahren auch der internationale Terrorismus der Macht der Bilder. Geschickt verstand er dabei die Gesetze der »Aufmerksamkeitsökonomie« in den modernen Mediengesellschaften für seine Zwecke zu nutzen. Welche enorme Wirkung Bilder, insbesondere Fernsehbilder auf eine weltweite Öffentlichkeit haben können, demonstrierte 1972 der Angriff eines palästinensischen Terrorkommandos auf die israelische Delegation bei den 20. Olympischen Sommerspielen in München (Abbildung auf dieser Seite).



Erstmals fand eine terroristische Attacke unmittelbar vor den geöffneten Kameraaugen und damit vor den Augen der Weltöffentlichkeit statt. Und erstmals in der Geschichte des Fernsehens wurde ein terroristischer Anschlag live übertragen. Mit dem Anschlag in München setzte eine qualitative Veränderung des Terrors ein, die die Planung und Ausführung terroristischer Gewalt nachhaltig beeinflusste.

Bis hin zu ihrer Kleidung hatten die Terroristen ihr Auftreten im Medium Fernsehen geplant. Das wichtigste Ziel der Planer des ersten Terroranschlags des Fernsehzeitalters sei es gewesen, so Klaus Forster und Thomas Knieper, mithilfe der Berichterstattung durch die internationalen Massenmedien und insbesondere des Fernsehens die Aufmerksamkeit Hunderter Millionen Menschen weltweit auf den Nahostkonflikt zu lenken. Die bewusst ins Kalkül miteinbezogene Präsenz terroristischer Anschläge in den Massenmedien unterschied sich daher signifikant vom eher Geheimdienstoperationen ähnelnden Terrorismus vergangener Jahrzehnte. Die terroristischen Handlungen veränderten sich hin zu einer massenkommunikativen Strategie.

Inspiziert vom Bild- und Mediengebrauch der 1968er-Protestbewegungen wie von der medialen Resonanz des Münchner Anschlags begannen seit den frühen 1970er Jahren auch andere Terroristengruppen, sich die Gesetze der modernen Mediengesellschaft zu eigen zu machen und sich der Waffe des Bildes zu bemächtigen. Mit billigen und für die damalige Zeit schnellen Polaroid- und Videokameras hoffte der

moderne Terrorismus, die strukturellen Nachteile in seinem ungleichen Kampf gegen die polizeilich hochgerüsteten Staatsapparate zu kompensieren. In einer zunehmend von Bildern geprägten Nachrichtenwelt wähten sich die damaligen Terroristen sicher, dass ihre Bildschöpfungen massenhaft kommuniziert, Mitleid in der Bevölkerung erregen und damit den Staat unter Handlungsdruck setzen würden.

In Italien war es seit 1972 die »Brigate Rosse«, die ihre Entführungsoffer fotografierte. Ihr machte es 1975 die »Bewegung 2. Juni« in Deutschland nach, als diese der Presse Aufnahmen des entführten Berliner CDU-Politikers Peter Lorenz zuspielte. Spätestens mit der Entführung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer 1977 durch die medienerfahrenen Terroristen der »Roten Armee Fraktion« (Abbildung auf dieser Seite) waren bewusste Bildinszenierungen zum »Teil des terroristischen Gewaltaktes selbst« (Petra Terhoeven) geworden.

Von politischem Erfolg indes war die neue kommunikative Strategie des internationalen Terrorismus zunächst nicht gekrönt. Hierzu bedurfte es noch einmal weiterer 15 Jahre.

### Der Mogadischu-Effekt

Zum erklärten Vorbild der islamistischen Terroristen von 9/11 avancierten die Ereignisse von 1993 in Mogadischu: die Veröffentlichung der Aufnahmen erschossener und gelynchter amerikanischer Soldaten in den Straßen der somalischen Hauptstadt. Bei dem Versuch, Angehörige eines somalischen Warlords fest-

Links: Polaroid-Aufnahme des RAF-Entführungsoffers Hanns Martin Schleyer vom 6.9.1977.

Rechts: Einzeldia aus der Slideshow des US-Außenministers Powell 2003 vor den Vereinten Nationen über den Irak. Ein Jahr später stellten sich die Aufnahmen als Fakes des Geheimdienstes heraus.

zunehmen, waren 18 US-Elitesoldaten ums Leben gekommen, deren geschändete Leichen anschließend durch die Straßen Mogadischus geschleift und den Fotografen zur Schau gestellt wurden. Die publizierten Aufnahmen führten zu einem Tief in den Meinungsumfragen für Präsident Clinton in den USA, der seine Truppen aus dem afrikanischen Land daraufhin zurückbeordnete. Nicht militärische Operationen, sondern ein Dutzend Pressefotos hatten den Rückzug der weltgrößten Militärmacht veranlasst.

Dieser auch als »Mogadischu-Effekt« bezeichnete Mechanismus war für die weitere Entwicklung insofern bedeutsam, als sich Opferbilder damit als wirksame Waffe in den asymmetrischen Kriegen der Gegenwart zu etablieren begannen und in den folgenden Jahren zum Vorbild von Al-Qaida-Attacken unter anderem in Madrid, Djerba, Bali und Istanbul wurden.

**Das Bild als Überwältigungsmedium**

Als höchste und effizienteste Form der Erzeugung von terroristischen Bildereignissen für die globale Medienöffentlichkeit indes sollte sich der Anschlag auf die Twin Towers vom 11. September 2001 erweisen. Nicht zufällig hatten die Terroristen die Stadt mit der weltweit größten Mediendichte und der schnellsten Übertragungsstruktur ausgewählt.

Bei ihren Planungen konnten sie der Logik der modernen Massenmedien voll vertrauen, die ihre Kameras nach dem ersten Einschlag reflexartig auf den getroffenen Nordturm ausrichteten, so dass der zweite Einschlag bereits von einer globalen Öffentlichkeit live verfolgt werden konnte. Hatte der erste Angriff die mediale Aufmerksamkeit hergestellt, so machte der zweite Angriff diesen selbst zum Objekt der Echtzeit-Berichterstattung. Anders als die terroristischen Attacken zuvor hatten die Anschläge von 9/11 eine große symbolische Qualität und Ausdruckskraft.

Die Ziele: die Symbole der globalen amerikanischen Dominanz

und Unverletzlichkeit wie die Türme des World Trade Center als architektonische Repräsentationen des kapitalistischen Welthandels sowie das Pentagon als das Symbol amerikanischer Überlegenheit und Weltherrschaft.

Die Waffen der Terroristen: mehrere zu tödlichen Geschossen umfunktionierte Verkehrsflugzeuge, die selbst wiederum Zeichen uneingeschränkter globaler Mobilität mit hoher symbolischer Strahlkraft waren.

Das Produkt: Bilder einer gigantischen, in den hellblauen Morgenhimmel über New York aufsteigenden und sich dann verflüchtigenden Explosionswolke, die manche Kommentatoren an die alttestamentarische Feuersäule erinnerte, sowie ganz profan der größte Schrotthaufen der Weltgeschichte.

Ihrer Verwertungslogik folgend, begannen die Medien noch am selben Tag, einige wenige Bilder und Bildsequenzen endlos zu wiederholen und damit medial auf Dauer zu stellen, wodurch sie sich nachhaltig in das kollektive Gedächtnis der Betrachter einbrannten. Nirgends auf der Welt konnte man sich in den nächsten Tagen der televisuellen Endlosschleifen aus New York entziehen, sodass Medienwissenschaftler von einem neuen »Aufmerksamkeitsterrorismus« (Stephan Weichert) sprachen. Terroristische Strategie und kapitalistische Verwertungslogik der Medien waren eine fast schon symbiotische Beziehung eingegangen, die die Medien geradezu zwangsläufig zu Kollaborateuren, zu Mittlern zwischen Terroristen und Publikum werden ließ.

Zentral an dem Anschlag war nämlich auch hier der Bildakt, der die Augen der Rezipienten erreichte. Hatten die Terroristen der »Roten Armee Fraktion« noch den Arbeitgeberpräsidenten Schleyer selbst im Visier gehabt und ihn vor den Augen der Kameras gedemütigt, den Akt seiner Ermordung indes den Kameras vorenthalten, ging es den Attentätern um Mohammed Atta primär um das Bild des terroristischen Akts selbst: Das Bild war die eigentliche Tat, die als Kriegserklärung des islamistischen Terrorismus an die Weltmacht USA wirkte.

**Den Schutzschild durchschlagen**

Dabei zeigte sich eine neue Qualität des Bildes. Hatte die »klassische« Visualisierung des Krieges versucht, den Betrachter mittels künstlerischer oder medialer Tricks wie der Rückenfigur oder der subjektiven Kamera in das Bild zu holen, so trat nun erstmals ein aktuell stattfindendes Ereignis ähnlich den illusionis-

Mobilmachung für den Kosovo-Krieg: Rudolf Scharpings Pressekonferenz zu Gräuelbildern aus Rugova im Kölner Express vom 28.4.1999.



tischen Trompe-l'oeil-Gemälden aus dem Rahmen in die Realität. Der amerikanische Karikaturist Will Eisner hat in seinem Blatt *Reality 9/11* diesen Übergang von der Immersion hin zur Emersion präzise festgehalten: Das Ereignis verbleibt nicht im Rahmen und hinter dem schützenden Bildschirm, sondern durchschlägt den medialen Schutzschild; es wird im Wohnzimmer des Betrachters Realität (Abbildung auf dieser Seite).

Im elektronischen Echtzeit-Fernsehen wurde dabei die zeit-räumliche, eine Reflexion ermöglichende Distanz zwischen Sache und Bild, der Denkraum zwischen Ereignis und Betrachter außer Kraft gesetzt. Indem das Bild in die Realität des Wohnzimmers platzte, die räumliche Distanz zum Ereignis zumindest zeitweise aufhob und dem Zuschauer seine für ihn notwendige Reflexionszeit raubte, wurde dieser geradezu überwältigt und zum Handeln gezwungen. Die Folgen: Börsenkurse stürzten ab; Fluggesellschaften gingen pleite und so fort.

### Amerikas Bilder-Gegenschlag

Von Aby Warburg wissen wir, dass besonders markante Bilder immer auch Gegenbilder hervorbringen und neue Bildpraxen provozieren können. Das war auch 2001 nicht anders. Das tief in die psychische Verfasstheit der amerikanischen Bevölkerung eingebrannte Geschichtszeichen westlicher Verletzlichkeit forderte eine Reaktion der Weltmacht USA auf der Bilder- und Symbolebene geradezu heraus.

Auf den symbolisch aufgeladenen Bildakt einer terroristischen Gruppe reagierte die Bush-Administration mit ihrem »War against Terrorism«, der zuvörderst auch ein Kampf der Bilder gegen den Symbolwert der brennenden Türme war. Der Krieg in Afghanistan, vor allem aber die Bombardierung Bagdads zur Primetime des amerikanischen Fernsehens waren so nicht nur militärische Operationen mit dem Ziel, die Infrastruktur des Terrors zu vernichten, sondern auch Operationen, um die Bilder der Wehr- und Schutzlosigkeit Amerikas vom 11. September zu tilgen und zugleich das Trauma zu bewältigen.

Es folgten die Bilder der gefangenen und gefallenen US-Soldaten im irakischen Fernsehen, die mit den Aufnahmen der für das Publikum hergerichteten getöteten Saddam-Söhne beantwortet wurden. Mit den Fotos der verkohlten Leichen aus Falludscha und den Aufnahmen der folternden US-Soldaten von Abu Ghraib war die nächsthöhere Ebene im Bilderkrieg erreicht, die wiederum von den Enthauptungsvideos

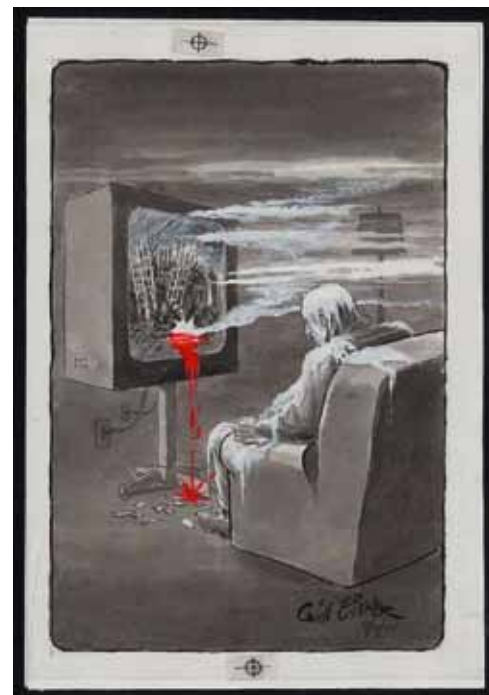
islamistischer Kommandos getoppt wurde. Der Endpunkt der Entwicklung: Leichenbilder getöteter irakischer Freischärler im Internet als Zugang zu Pornoseiten, auf die der irakische Widerstand wiederum mit Leichenteilen getöteter US-Soldaten reagierte. Jedes Bild provozierte ein Gegenbild mit immer brutaleren Szenen.

Für den Kunsthistoriker Horst Bredekamp belegen Bildereignisse wie diese, dass der Fakten schaffende Bildakt heute ebenso wirksam ist wie der Waffengebrauch oder die Lenkung von Geldströmen. »Wir sehen«, so Bredekamp, »gegenwärtig Bilder, die Geschichte nicht abbilden, sondern sie erzeugen.« Der Zweck des Enthauptens in islamistischen Erpresservideos und – so können wir hinzufügen – auch in den Bildern von 9/11 war längst nicht mehr die Tötung von Gefangenen und Entführten, sondern der Bildakt, der die Augen der Rezipienten erreichte.

### »Visuelle Rüstungsspirale«

Ein modernistischer Attitüden kaum verdächtiger Historiker wie Michael Stürmer hat den Gaza-Krieg von 2008 daher zurecht als »doppelten Krieg« der Waffen und der Bilder bezeichnet. Mehr noch als die Katjuschas, so Stürmer, seien die Bilder heute »Teil und Mittel postmoderner Kriegsführung«. Diese ziele »nicht auf Geländegewinn, sondern auf Herz und Verstand der Menschen«. Die Folge: eine »visuelle Rüstungsspirale«, bei der immer grausamere Bilder die Funktion übernehmen, auf die Gewaltbilder der Gegenseite zu antworten.

Damit verändert sich auch grundlegend der Status der Betrachter: Das Ansehen von solchermaßen generierten Bildern kann zu einem Akt der Beteiligung werden. Aus passiven Zuschauern können potenziell Beteiligte, mitunter gar »Parteiläufer einer Bildakt-Politik« (Bredekamp) und so auch virtuelle Komplizen werden. 9/11 hat uns dies alles in grausamer Weise demonstriert. ■



Will Eisner: Reality 9/11.  
Tintenzeichnung, von 2001

*Gerhard Paul  
ist Professor für  
Geschichte an  
der Universität  
Flensburg und  
Autor des Buches  
»Bilder des Krieges  
– Krieg der Bilder.«*





FRITZ WOLF IST FREIER JOURNALIST  
IN DÜSSELDORF.

Wenn TV-Bilder in  
Echtzeit auf uns losge-  
lassen werden, sind sie  
nicht Lösung, sondern  
Teil des Problems.  
Aber das mag man  
nicht hören in einer  
Gesellschaft, die den  
Live-Ticker erfunden  
hat und deshalb meint  
zu wissen, wie das  
Leben tickt.

# Sehen in

**A**ls die Rebellen in Tripolis einmarschierten, war auch die amerikanische Reporterin Alex Crawford bei ihnen. Sie fuhr auf einem Pickup, trug einen Helm und präsentierte sich atemlos der Kamera von Sky News: als lebender Beweis, dass die Rebellen tatsächlich in Gaddafis Hauptstadt einmarschierten und das Ende des Diktators schon fast als Nachricht formuliert werden konnte (nebenbei: es ist erstaunlich, wie geschmeidig die Journalistensprache ist. Wer gestern noch Präsident war, ist heute Autokrat und was gestern noch Regierung hieß, heißt heute Regime).

Mit solchen heroischen Gesten wie Alex Crawford konnten die Auslandskorrespondenten von ARD und ZDF nicht mithalten. Jörg Armbruster und Uli Gack machten eine eher schwache Figur, wie sie sich da einige Abende lang mit einem Standplatz auf dem Hoteldach oder irgendwo in der Wüste begnügen mussten, in Schutzweste und mit wenigen Informationen. In einem Interview beschrieb Jörg Armbruster die Lage: »Leider ist Tripolis kein gutes Beispiel für Berichterstattung aus einem Krieg, eher ein Beispiel für die Frage: Wie lange hält ein Journalist Käfighaltung aus?«

**I**n der Branche entwickelt sich eine Diskussion über die Trägheit des öffentlich-rechtlichen Fernsehens. Es sei, so der Vorwurf, nicht einmal in der Lage, aus dem Auge des Hurrikans direkt zu berichten. Dass man im Auge des Hurrikans nicht viel sieht und dass embedded journalism schon per se die Wahl der militärischen Perspektive ein- und einen objektiveren Blick ausschließt, interessierte nicht. Die Tatsache, dass Jörg Armbruster zu diesem Zeitpunkt ausgewiesen worden war, auch nicht.

Vielmehr drückt sich im Anspruch auf Echtzeit ein vom Medium Fernsehen selbst forciertes Verlangen aus, überall und unmittelbar, selbst in den größten Katastrophen und gefährlichsten Situationen, dabei sein zu wollen, ja zu müssen. Fernsehen verspricht Echtzeit, auch in Kriegen. Das wissen wir spätestens seit dem ersten Golfkrieg, als Peter Arnett die Leuchtspuren der nächtlichen Angriffe zählte. Das Versprechen nach Echtzeit verlangt, eingelöst zu werden. Die Live-Übertragung kommt vor dem Bericht und der Analyse. Und man muss befürchten, immer häufiger auch anstatt. Bleibt am Ende dem Journalismus nur noch, was er im Sport schon längst betreibt: das kurzatmige nichtssa-

# Echtzeit

gende Interview am Spielfeldrand? Weil: Hauptsache Ereignis. Weil: Hauptsache dabei gewesen.

**K**riege und Naturkatastrophen sind das bevorzugte Ereignis-Futter für die Bildmedien. Aber nicht jede Katastrophe kann unter der Beobachtung von Kameras stattfinden. Echtzeit, Inhalt und Form lassen sich nicht immer in Deckung bringen. Allerdings haben Mobiltelefone und kleine Videokameras die Chancen sehr vergrößert, wie wir von Fukushima bis Damaskus täglich sehen können. »Inwieweit kann man sich auf diese Bilder verlassen?«, fragt Jörg Armbruster und gibt die Antwort: »Man kann nicht, aber man muss. Sie nicht zu benutzen hieße, genau das zu tun, was sich das Regime wünscht. Massaker würden dann hinter verschlossenen Türen stattfinden.«

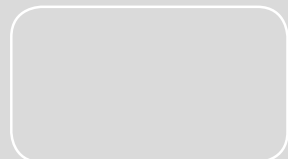
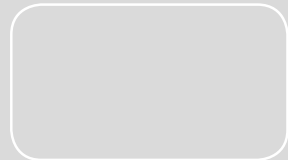
**E**ine andere Form des Echtzeitfernsehens kommt nun hinzu: die dramaturgische Simulation von Gegenwart. Dokumentarfilmer kennen die Methode schon lange als Gliederungsprinzip von Filmen – aber nicht als Strukturierung ihrer Wahrnehmung. Wie die mediale Parallelaktion gehen kann, hatte vor zwei Jahren das dokumentarische Großprojekt *Berlin 24h* gezeigt. Erst wurde das Leben in der Stadt in vielen Parallelgeschichten chronologisch gedreht, ein Jahr später im gleichen Lebenstakt ausgestrahlt. Acht Uhr früh geschehen, acht Uhr früh ausgestrahlt. Die Methode hat der kommerzielle Sender Vox übernommen mit einem dokumentarischen Format unter dem Titel *Ein Tag, der Geschichte machte*, und nach dem Takt einer Stundenuhr die dramatischen Ereignisse vom 11. September 2001 präsentisch erzählt. Ereignis eben.

Übrigens folgten auch die Trauerfeierlichkeiten in den USA diesem Muster der getakteten Gegenwart. Jeweils in der Abfolge des damaligen Geschehens, der Flugzeugeinschläge in die Türme und ins Pentagon, der Zeitpunkt, als die Türme einstürzten, wurden jeweils die dramaturgischen Drehpunkte für Schweigeminuten und Gedenkreden gesetzt. So

kehrt Fernseh-dramaturgie in die Wirklichkeit zurück. Den Fernsehsendern blieb nichts anderes übrig, als sich dieser Dramaturgie anzupassen. Einmal verpasste die Redaktion der ARD den Zeitpunkt der Schweigeminute in Shankville, Pennsylvania. Da aber Fernsehen nicht nur tendenziell Echtzeitmaschine, sondern auch Erinnerungsmaschine ist, konnte der Lapsus leicht wettgemacht und die Schweigeminute nachgeliefert werden.

**F**ernsehen, hat der Medienwissenschaftler Klaus Kreimeier einmal geschrieben, sei eine »Wiederaufbereitungsanlage«. Nach dieser Idee wurden in nahezu allen TV-Programmen in geradezu unglaublicher Weise wieder und wieder die Bilder vom Einschlag der Flugzeuge und vom Einsturz der Türme recycelt, als müsste die mörderische Kommunikationsstrategie von Al Quaida unbedingt recht behalten. Kreimeier betrachtet Wiederaufbereitung als ein Strukturprinzip: »Das Fernsehen dokumentiert unsere Wirklichkeit nicht, es verfälscht oder manipuliert sie auch nicht unbedingt – sondern es bereitet sie wieder auf. Es macht gesellschaftliche und politische Wirklichkeit konsumierbar. Den Rohzustand unserer Zivilisation fängt es in Dramaturgie und Erklärmodellen ein.«

**W**elche seltsamen Formen solcher Konsum annehmen kann, demonstrierte ausgerechnet der Kultursender 3Sat. Unter dem Label *Schwarzer Tag* sendete er am Tag vor Nine Eleven, sozusagen als Einstimmung darauf, 24 Stunden lang Katastrophen am Stück. Tsunami und Amoklauf. Nine Eleven und Erdbeben. Lawineneunglück und Loveparade. Jede Stunde ein Unglück, unterschiedslos zwischen Naturkatastrophe und Gesellschaftskatastrophe. Pervers. Wenn TV-Bilder in Echtzeit auf uns losgelassen werden, sind sie nicht die Lösung, sondern Teil des Problems, wie Wahrheit in sie hineinkommt. Aber das mag man nicht gern hören in einer Gesellschaft, die den Live-Ticker erfunden hat und deshalb meint zu wissen, wie Leben tickt. ■



# Bewährungsprobe



# im Terrorchaos

*Norwegens Medien pflegen hohe ethische Standards. Bei der Berichterstattung über die Anschläge von Anders Behring Breivik wurden diese in vieler Hinsicht herausgefordert.*

VON SVEIN BRURÅS

**D**ie norwegische Presse genießt den Ruf, im Vergleich zu vielen anderen Ländern ziemlich hohe ethische Standards einzuhalten. Die Nachrichtenmedien sind eher zurückhaltend, wenn es darum geht, Opfer von Unfällen oder Verbrechen aufzusuchen, zu interviewen oder zu fotografieren. Normalerweise halten sie Distanz zu Überlebenden oder Angehörigen, die nicht an die Öffentlichkeit gehen wollen. Sie zeigen auch keine Fotos von Toten oder Schwerverletzten am Unfall- oder Tatort.

Die Medien veröffentlichen keine Namen oder Bilder von Personen, die eines Verbrechens verdächtigt oder angeklagt werden, es sei denn, es handelt sich um Prominente. Diese ethischen Regeln werden von den norwegischen Nachrichtenmedien weitgehend beachtet, und der Presserat – von der Presse selbst eingesetzt, um Beschwerden gegen die Medien nachzugehen – hat sich Autorität und Respekt verschafft.

## **Viel Lob für die Medien**

Die Terrorattacken in Oslo und Utøya am 22. Juli dieses Jahres wurden zur Herausforderung für die Normen der Medienethik, denn sie übertrafen alles, was die norwegischen Medien jemals zuvor erlebt hatten. An einem ruhigen, sommerlichen Freitagnachmittag geschah ein Drama, das sich niemand hatte vorstellen können. Für die Nachrichtenmedien war die Lage chaotisch, komplex und anstrengend.

Die norwegischen Medien haben viel Lob für ihre Berichterstattung über den 22. Juli bekommen, allerdings nicht ungeteilt. Überlebende und Angehörige von Opfern haben einige Aspekte der Medienberichterstattung kritisiert. Auch innerhalb der Presse gab es unterschiedliche Meinungen und

eine recht intensive Debatte darüber, ob es den Medien gelungen ist, die hohen ethischen Standards in dieser Extremsituation zu halten.

## **Gerüchte und Spekulationen**

In den Osloer Redaktionen konnte man die Explosion vor dem Regierungsgebäude um 15.26 Uhr hören. Die größte Zeitung Norwegens, *Verdens Gang (VG)*, war sogar direkt von der Detonation betroffen: Fensterscheiben zerbrachen, die Mitarbeiter mussten das Gebäude verlassen. Alle großen Nachrichtenmedien schick-

ten sofort ihre Reporter auf die Straßen, um die Ereignisse zu verfolgen. Sie sahen enorme Schäden

an Gebäuden, Staub und Glasscherben überall, und Menschen, die unter Schock umherrannten. Die Reporter machten Fotos von den Verletzten, die auf die Straße strömten und auf dem Bürgersteig medizinisch versorgt wurden, und auch von Toten – Bilder, die für norwegische Pressefotografen normalerweise tabu sind.

Die Berichterstattung basierte in den ersten Stunden auf Beobachtungen und Aussagen von Augenzeugen. Gerüchte und Spekulationen blühten, nicht zuletzt in den sozialen Netzwerken. Für die Nachrichtenmedien war die Situation schwierig: Sie mussten dem immensen Informationsbedürfnis der Öffentlichkeit nachkommen; gleichzeitig mussten sie sichergehen, keine falsche Information zu verbreiten.

Im Rückblick können wir bestätigen, dass die norwegischen Medien im Großen und Ganzen tatsäch-

*Normalerweise halten die norwegischen Medien Distanz zu Überlebenden und zeigen auch keine Fotos von Toten.*

lich sachlich korrekte Information lieferten, obwohl auch einige Fehlinformationen veröffentlicht wurden. Es scheint, dass die Journalisten ihre kritische Haltung gegenüber Quellen nicht aufgaben. Wir stellten auch fest, dass Fehlinformationen häufiger und über einen längeren Zeitraum in ausländischen Medien auftauchten, vor allem in amerikanischen.

Es wurden jedoch kritikwürdige Spekulationen darüber präsentiert, wer hinter dem Bombenanschlag stecken könnte. Mehrmals wurde in den ersten

*Terrorexperten warfen den Medien vor, sie zu Spekulationen gedrängt zu haben, bevor es dafür eine solide Basis gab.*

Stunden auf islamistische Gruppen verwiesen, was auch von Terrorismusexperten unterstützt wurde, die

sofort in die Fernsehstudios gerufen wurden. Diese Experten warfen später den Medien vor, sie zu spekulativen Aussagen gedrängt zu haben, bevor es dafür eine Basis gab.

#### **TV-Hubschrauber über Utøya**

Während die Lage im Zentrum von Oslo weiter ungeklärt war, trafen erschreckende Nachrichten von der kleinen Insel Utøya ein. Teilnehmer des Jugendlagers auf Utøya sendeten dramatische Tweets und Telefonnachrichten an ihre Familien, in denen von einer Schießerei auf der Insel die Rede war. Die Nachrichten wurden per Facebook und Twitter weiterverbreitet und erreichten bald auch die Nachrichtenmedien.

Die Polizei war nicht in der Lage, irgendetwas von dem zu kommentieren oder zu bestätigen, was auf Utøya passierte. Daraufhin begannen Journalisten, Jugendliche auf der Insel anzurufen, noch während dort geschossen wurde. Das ist stark kritisiert worden, weil die jungen Leute auf Utøya zu der Zeit versuchten, sich vor dem mit der Waffe umherlaufenden Mörder zu verstecken. Einige, aber nicht alle, hatten ihre Mobiltelefone ausgeschaltet. Kritik richtete sich auch gegen den öffentlich-rechtlichen NRK, den größten Fernsehsender Norwegens, der zu dem Zeitpunkt einen Hubschrauber über Utøya kreisen ließ und versuchte, Gruppen von Jugendlichen zu filmen. Das erhöhte nach deren Aussage das Risiko, von dem Terroristen entdeckt zu werden. Die Medien hätten freilich niemals den Hubschrauber eingesetzt oder

nach Utøya telefoniert, wenn sie sich des Risikos und der Konsequenzen bewusst gewesen wären.

Zur gleichen Zeit riefen einige Teilnehmer des Jugendcamps ihrerseits bei NRK an und verlangten, live über den Sender zu sprechen. Das wurde ihnen aber verwehrt.

#### **Leichensäcke am Strand**

Als die Überlebenden und Verletzten an die Küste des Festlands gebracht wurden – einige waren eine lange Strecke im kalten Wasser geschwommen, um von der Insel zu fliehen – waren bereits viele Reporter und Fotografen eingetroffen. Sie schossen Fotos von weinenden, zitternden, unter Schock stehenden jungen Menschen. Einige dieser Bilder wurden veröffentlicht. Die norwegischen Medien versuchten zwar, keine identifizierbaren Personen abzubilden, dennoch ist ihr Verhalten als Verletzung der Privatsphäre kritisiert worden. In einigen Medien erschienen auch ziemlich nahe Aufnahmen von Leichensäcken am Strand, was ebenfalls negative Reaktionen hervorrief.

Die Überlebenden brachte man in ein nahe gelegenes Hotel, wo sie von der Presse abgeschirmt wurden. Aber sobald sie sich außerhalb des geschützten Gebietes bewegten, wurden sie fotografiert und von Reportern befragt. Die Überlebenden reagierten unterschiedlich: Einige wollten mit der Presse sprechen und ihre Geschichte erzählen. Andere wurden wütend und beschuldigten die Journalisten, sich unsensibel und skrupellos zu verhalten. Einige Jugendliche, die kurz nach dem Massaker Interviews gegeben hatten, haben dies später nach eigener Aussage bereut.

#### **Breivik als »Violent Hero Model«**

Die Polizei hatte den Täter schnell identifiziert, und wenige Stunden später war sein Name in den Redaktionen bekannt. Die Polizei appellierte an die Medien, den Namen zu diesem Zeitpunkt aus ermittlungstaktischen Gründen nicht zu veröffentlichen. Dennoch enthüllten alle führenden Nachrichtenmedien im Laufe der Nacht die Identität des Täters, wegen des großen öffentlichen Interesses.

Sobald sein Name bekannt war, fanden die Medien schnell Anders Behring Breiviks Einträge im Internet. Sie stießen auf ein YouTube-Video und sein sogenanntes »Manifest«. Wie man damit umgeht, ist ein medienethisches Dilemma. Es stellt eine wichtige journalistische Dokumentation und eine Quelle von

Wissen über den Hintergrund und die Ideologie des Mannes dar, der für dieses furchtbare Verbrechen verantwortlich war. Es ist aber auch seine eigene Selbstdarstellung, die er in den Medien verbreitet haben will.

Das »Manifest« enthält Fotos von Behring Breivik: einige in Uniform, im Taucheranzug, in schicker, modischer Kleidung, und andere, auf denen er mit einem Maschinengewehr in drohender Haltung posiert. Er hatte sich als »Violent Hero Model« inszeniert und wollte offenbar als Idol und Inspiration für andere wirken. In den ersten Tagen nach den Anschlägen veröffentlichten die norwegischen Medien ausgiebig diese Fotos, weil sie keine anderen von ihm hatten. Aber als er dann zum Haftprüfungstermin zum Gericht transportiert wurde, gelang es der Presse, selbst Fotos von ihm zu machen. Von da an war es offensichtlich Konsens unter den Journalisten, Behring Breiviks eigene Fotos so wenig wie möglich zu benutzen.

Es wurde bekannt, dass mehrere Nachrichtenmedien bei Polizei und Gefängnisbehörden um Interviews mit Behring Breivik nachsuchten. Bisher kommt das nicht in Frage, weil er unter verschärften Sicherheitsbedingungen inhaftiert ist und keine Besucher empfangen darf. Doch die Tatsache, dass einige Medien den Terroristen jetzt schon interviewen wollen, hat Kollegen und – mehr noch – die Überlebenden des Massakers und Angehörige der Opfer empört. Sie fordern, man dürfe ihm keinen Zugang zu einem Mikrofon gewähren; wir wüssten schon genug über seine Ansichten und er sollte nicht als Prominenter behandelt werden. Dieser Standpunkt wird vom Generalsekretär des norwegischen Presseverbands, Per Edgar Kokkvold, unterstützt: »Man muss schon ein Idiot sein oder moralisch blind, um nicht zu sehen, wie extrem schwierig es für die Familien der Opfer wäre, wenn Breivik vor dem Prozess interviewt würde.«

### Kaum Kritik und Investigatives

In der ersten Zeit nach dem Massaker gab es in der Presse so gut wie keinen kritischen Blick darauf, wie Polizei und Behörden mit der Situation umgegangen sind. Norwegische Journalisten wurden von ausländischen Kollegen gefragt, die auch über die Anschläge berichteten: Warum untersucht ihr nicht die Reaktion und Einsatzbereitschaft der Polizei? Wo bleiben die kritischen Fragen an die Behörden?

Die Erklärung liegt in der besonderen Atmosphäre, die nach den Terroranschlägen über dem Land lag. Die Nation war von einem überwältigenden Gefühl von Schock und Trauer, aber auch von Gemeinschaftsgeist und Solidarität erfasst. Die Medien vermittelten die individuellen Geschichten der Überlebenden und die Erinnerungen an die Toten. Die Trauer wurde dargestellt durch symbolische Bilder, Gedenkzeremonien, Lieder und Gedichte sowie einen sehr präsenten Ministerpräsidenten, der den Schmerz und das Mitgefühl im Namen der Bürger zum Ausdruck brachte.

In diesem Stadium wäre eine kritische journalistische Konfrontation der Behörden nicht vermittelbar und dem öffentlichen Gefühlszustand nicht angemessen gewesen. Nach einiger Zeit aber erschienen die ersten kritischen Geschichten. Inzwischen sind viele Artikel veröffentlicht worden, die einige Aspekte der Polizeiarbeit wie Aufklärung, Einsatzbereitschaft, Ausrüstung und Vorgehen in Frage stellten.

### Über 30 Beschwerden beim Presserat

Überlebende und Angehörige von Opfern sowie Stimmen aus der Öffentlichkeit haben den Umfang der Berichterstattung sowie den starken Fokus auf Anders Behring Breivik kritisiert; sie wollen ihn nicht täglich auf der Titelseite und in den Fernsehnachrichten sehen. Die drittgrößte Zeitung Norwegens, *Dagbladet*, hatte die Terroranschläge vier Wochen lang jeden Tag auf der Titelseite, 24 von den 28 Tagen mit einem Foto des Täters. Daraufhin bildete sich eine Facebook-Gruppe, die zum Boykott der Boulevardzeitungen aufrief; Ladenbesitzer drehten am Zeitungsstand die Blätter um, damit die Gefühle der Kunden nicht verletzt würden.

Die Diskussion um die Medienethik in der Berichterstattung zu den Terroranschlägen wird noch lange andauern. Bisher sind dazu beim norwegischen Presserat über 30 Beschwerden eingegangen. Es geht dabei um rücksichtslose Fotos, aggressive Interviewanfragen, Vorverurteilung und zurückgewiesene Leserbriefe – längst nicht alle waren also mit der Berichterstattung über den 22. Juli zufrieden. ■

*Als die Medien eigene Fotos von Breivik hatten, ließen sie die Finger von den Helden-Fotos, die er selbst ins Internet gestellt hatte.*

*Svein Brurås ist Dozent am Volda University College und Autor eines norwegischen Standardwerks zur Journalismusethik. Übersetzung: Ingrid Lorbach.*



# Journalisten-Trauma

*Zum Nachdenken bleibt in den Tagen nach einem Amoklauf kaum Zeit. Redaktionen sollten auf menschliche Tragödien vorbereitet sein. Für Recherchen und Opferschutz braucht es journalistische Regeln.*

VON FRANK NIPKAU

Journalisten verstehen in der Regel ihr Handwerk. Sie haben gelernt, wie man recherchiert, Nachrichten schreibt, Interviews führt, Themen gestaltet und multimediale Kanäle bedient. Die journalistische Ausbildung hat dennoch ein gravierendes Defizit: Journalisten wissen zu wenig über den Umgang mit traumatisierten Menschen. Dabei ist der Umgang mit Traumata vor allem im Lokaljournalismus Alltag – bei der Berichterstattung über Verkehrsunfälle, Brände und Verbrechen.

Bei fürchterlichen Katastrophen wie dem Amoklauf von Winnenden am 11. März 2009 richten Nicht-

*Die Mehrheit der Befragten hält Journalisten für unmoralisch, rücksichtslos, manipulativ, bestechlich und für zu mächtig.*

Wissen und unreflektierte Rituale der Branche bei vielen Menschen großen Schaden an. Dabei entsteht ein Bild

von Journalisten, das der Dresdener Kommunikationswissenschaftler Wolfgang Donsbach so beschrieben hat: »Die Mehrheit der Befragten, darunter gerade auch die Jungen, hält Journalisten für unmoralisch, rücksichtslos, manipulativ, bestechlich und – überraschend im Blick auf ihre Kontrollfunktion als vierte Gewalt – für zu mächtig. Zudem fühlen sie sich nicht sachlich genug informiert.« Die Vertrauenskrise des Journalismus ist hausgemacht. Wer vierte Gewalt im Staate sein will, muss sich entsprechend verantwortungsbewusst verhalten – und darf nicht nach dem Ehrenkodex von Drückerkolonnen handeln.

Traumatisierte Menschen brauchen Hilfe und keine Journalisten, die das Haus belagern. Aber genau das passierte nach dem Amoklauf von Winnenden. Eltern, deren Kinder erschossen wurden, erzählen,

wie tagelang das Telefon klingelte oder Reporter vor der Haustür standen, um Fotos und Opfergeschichten zu fordern. Selbst Beerdigungen wurden belagert. In Winnenden war eine Polizeistreife eigens dafür abgestellt, Häuser von Opferfamilien vor der Belästigung durch Medienvertreter zu schützen. Eltern trauten sich nicht mehr aus dem Haus, weil Fotografen und Kameralente vor den Wohnungen campierten.

## Im Tunnelblick

Was haben nun aber Traumata mit Journalismus zu tun? Sehr viel. Doch um das zu erkennen, müssen richtige Journalisten verstehen, was Traumata sind und wie sie entstehen. In der Regel in Zusammenhang mit lebensbedrohlichen Ereignissen und Katastrophen. Das kann schon ein schwerer Autounfall sein, an dem man beteiligt ist oder den man nur beobachtet hat. »Ein wesentliches Merkmal von traumatisierenden Situationen ist, dass sie sich plötzlich und unerwartet ereignen. In diesen Momenten scheint es, als habe jemand die Zeit angehalten«, sagt Thomas Weber, Leiter der mittelfristigen psychologischen Nachsorge nach den Amokläufen von Emsdetten und Winnenden. »Alle vertrauten und erprobten Mittel und Wege, die bisher ausgereicht haben, um schwierige Situationen zu bewältigen, funktionieren nicht. Entsprechend sind Angst, Ohnmacht und Hilflosigkeit die vorherrschenden Gefühle. Die Menschen befinden sich in einer Hochstresssituation.« Besonders in den ersten zehn bis 14 Tagen ist das oft eine Art Schockzustand. »Diese Zeit benötigt der Körper, um vom Überlebensprogramm wieder umzuschalten in das Lebensprogramm. Jetzt sind ein sicheres Wohnumfeld und der Kontakt zu vertrauten Menschen wichtig«, fügt der Psychologe hinzu.

Foto: Smiljka Pavovic



Was geschah in dieser Zeit in Winnenden? Was wir lernen mussten: Traumatisierte Menschen sind für Journalisten keine zuverlässigen Quellen. Das hängt ursächlich mit dem Prozess der Traumatisierung zusammen. »Das Gehirn schaltet in ein Überlebensprogramm«, erklärt Thomas Weber. Das Gehirn sorgt dafür, dass Stresshormone ins Blut ausgeschüttet werden. »Der Körper ist bereit für Flucht, Kampf oder Erstarren.« Der Überblick über die Situation geht dabei verloren, es entsteht der sogenannte Tunnelblick. Weber: »Die Aufmerksamkeit ist auf das Überleben gerichtet. In solchen Situationen nehmen die Menschen sich selbst und die Umgebung verändert wahr.« Das ist auch eine Ursache dafür, dass nach dem Amoklauf von Winnenden viele Geschichten erzählt wurden, die so aber nie passiert sind. Dass der Täter einen Kampfanzug trug, war so eine Trugbildgeschichte. Viele Schüler wollen dies am Tattag beobachtet haben. Doch das stimmte nicht.

Auch nach dem Ende der Belagerung Winnendens durch die Medien geisterten besonders unter jungen Menschen der Stadt noch viele blutrünstige Opfergeschichten über den vermeintlichen Hergang

des Amoklaufes in der Albertville-Realschule. Journalisten hätten viele Zeugen gefunden, die unabhängig voneinander diese Geschichten bestätigt hätten. Wir haben diese Erzählungen gesammelt, aber nicht veröffentlicht. Wir haben sie dann, als der vorläufige Ermittlungsbericht vorlag, abgeglichen mit der minutiösen Rekonstruktion der Ereignisse durch die Polizei. Das Ergebnis: Auch diese Geschichten sind real nie passiert.

Die *Winnender Zeitung* hat nach dem Amoklauf darauf verzichtet, Opferfamilien anzusprechen. Wir haben unseren Leserinnen und Lesern die redaktionelle Linie erklärt: Wir müssen nicht alles wissen; wir müssen nicht alles schreiben; wir müssen nicht alles zeigen und können trotzdem eine gute Zeitung machen. Zu berichten gab es ohnehin genug. Die Redaktion hat allein in den ersten drei Wochen nach dem Amoklauf 138 Zeitungsseiten nur zu diesem Thema veröffentlicht.

Neben der Opfergeschichte gibt es ein zweites Ritual der Branche: Opfergalerien. Nach dem Amoklauf in Winnenden sind in vielen Zeitungen und Magazinen Bilder von getöteten Schülern erschienen,

Die Schüler am Winnender Bildungszentrum haben mit Plakaten an den Fenstern der Klassenzimmer gegen Fotografen und Kamerateams protestiert, die vor den Schulen standen.

in den meisten Fällen gegen den Willen der Eltern. Selbst die Nachrichtenagentur ddp verkaufte solche Bilder. Diese Fotos stammten oft aus trüben Quellen. Eine davon war der Schulfotograf der Albertville-Realschule, der nach Erkenntnissen der Staatsanwaltschaft Bilder aus seinem Fundus über einen Rechtsanwalt verkauft hatte. Doch Fotos von minderjährigen Schülern sind keine freie Handelsware, über die bedenkenlos verfügt werden kann.

### Der Presserat in der Pflicht

Der Schulfotograf und seine Helfer haben einen Strafbefehl erhalten, der noch nicht rechtskräftig ist. Doch der Deutsche Presserat hat Opfergalerien inzwi-

*Die journalistischen Auswüchse sind erheblich größer als das Spektrum, das der Presserat Monate später behandelt.*

schens abgenickt und damit einen Freibrief für zukünftigen Bilderklauteilt. So heißt es in einer Pressemitteilung vom 22. Mai 2009 zu den Rügen im Fall Winnenden: »Generell stellt der Presserat fest, dass das Mediennutzungsverhalten der Gesellschaft sich durch das Internet sehr gewandelt hat. Visualisierung ist wichtiger geworden, der Umgang der Menschen mit eigenen Daten wie Fotos etc. hat sich stark verändert. Dies hat auch Folgen für die Art der Berichterstattung und die Spruchpraxis des Presserats.« Mit dieser Erklärung in der Hand kann künftig jeder Reporter an der Haustür einer Opfer-Familie klingeln.

Hier liegt der Fehler im System: Der Presserat behandelt nur die Missstände, die ihm vorgetragen werden und in Papierform auf seinen Schreibtischen liegen. Die Opfer müssen sich selber melden, sonst passiert nichts. Dabei ist bei Katastrophen wie in Winnenden das Ausmaß der journalistischen Auswüchse meist erheblich größer als das Spektrum, das der Presserat Wochen oder Monate später behandelt. Deshalb wäre es sinnvoll, das Mandat des Presserates um eine wichtige journalistische Tugend zu erweitern: die des selbstständigen, aktiven Recherchierens bei solchen Extremfällen. Das heißt: Nach fürchterlichen Katastrophen sollten sich Mitarbeiter des Presserates zeitnah vor Ort selber ein Bild von der Berichterstattung machen und mögliche Missstände aufdecken. Das entlastet die Opfer und der Presserat könnte aufgrund eigener

Erkenntnisse schneller Empfehlungen und Rügen aussprechen. Wir brauchen einen Journalismus, der beides verbindet: Schutz für traumatisierte Menschen und eine breite Information der Öffentlichkeit. Doch wie sieht so etwas im ganz normalen journalistischen Arbeitsalltag aus? Die Erfahrungen aus Winnenden und des Dart-Center for Journalism and Trauma können dafür Handreichungen liefern:

Beispiel 1: In Winnenden gab es vor dem ersten Jahrestag des Amoklaufes die große Sorge, dass ein erneuter Medienauflauf am 11. März 2010 die Therapieerfolge bei vielen traumatisierten Menschen wieder zunichtemacht. Außerdem war eine große Gedenkfeier mit dem damaligen Bundespräsidenten Horst Köhler geplant.

Thomas Weber hatte deshalb eine Initiative gestartet, die von der Stadt Winnenden und der Albertville-Realschule mitgetragen wurde. Jeder Journalist, der sich für die Berichterstattung akkreditiert hatte, erhielt eine sogenannte »Stellungnahme der Psychologischen Nachsorge«. »Fotos, Berichte und Informationen zu Ereignissen wecken bei allen Menschen Erinnerungen an die Vergangenheit, auch an belastende und schmerzliche Erfahrungen«, heißt es in dem Papier.

»Unser Ziel ist es, den Betroffenen und ihren Angehörigen den Schutzraum zu gewähren, den sie benötigen, um den Genesungsprozess fortsetzen zu können. Der Respekt vor der Würde des Menschen erfordert, die Betroffenen nicht erneut durch Bedrängnis von außen mit der belastenden Situation zu konfrontieren. Wir möchten, dass die Menschen in Winnenden in Ruhe trauern können.«

### Regeln zur Berichterstattung

Dann folgen in dieser Erklärung acht Regeln für die Berichterstattung – in Form von Bitten:

- 1) Halten Sie bitte Abstand zu Menschen, die trauern.
- 2) Zeigen Sie bitte Respekt und bedrängen Sie die trauernden Menschen nicht.
- 3) Akzeptieren Sie bitte ein »Nein«; akzeptieren Sie Ruhe- und Rückzugsbedürfnisse.
- 4) Achten Sie bitte die Privatsphäre der Betroffenen und der Anwohner. Belagern Sie keine Häuser und Schulen.
- 5) Bitte rufen Sie nicht ohne Erlaubnis Betroffene einfach zu Hause an.

- 6) Fotografieren und filmen Sie bitte nicht die Gesichter von Menschen, die weinen.
- 7) Befragen Sie bitte keine Minderjährigen.
- 8) Fragen Sie bitte nicht nach dem persönlichen Erleben vor einem Jahr, weil dadurch die traumatischen Erfahrungen wiederbelebt werden. Außerdem kann dadurch der therapeutische Prozess bei den Betroffenen wieder zurückgeworfen werden.

Foto: Rahner Bernhardt



Bis zu 50 Übertragungswagen standen nach dem Amoklauf vor der Winnender Albertville-Realschule. Der Weg zum Blumenmeer vor der Schule führte an Fotografen und Kamerteams vorbei. Menschen konnten nicht in Ruhe trauern.

Diese Regeln sind bei der Berichterstattung über den ersten Jahrestag weitgehend beachtet worden und haben der Qualität von Filmbeiträgen oder Artikeln nicht geschadet.

**»Do no harm«**

Beispiel 2: In den USA gibt es seit mehr als zehn Jahren das Dart-Center for Journalism and Trauma, das viele Ratschläge ausgearbeitet hat für den Umgang der Journalisten mit sich selbst und für die Begegnung mit Opfern von Gewalt- und Straftaten. Dabei gilt im Grundsatz eine ganz einfache Regel, die der Direktor des Dart-Centers, Bruce Shapiro, immer wieder formuliert: »Do no harm.« Richte keinen Schaden an.

Das Dart-Center ist inzwischen auch in Deutschland aktiv. Die Redaktion des Zeitungsverlages Waiblingen hat drei Monate nach dem Amoklauf mit dem Dart-Center einen Workshop veranstaltet, um die eigene Arbeit zu reflektieren und um die Berichterstattung für den 11. September 2009 (ein halbes Jahr nach dem Amoklauf) sowie für den ersten Jahrestag am 11. März 2010 vorzubereiten.

Wir haben uns dafür entschieden, ein Jahr nach dem Amoklauf Geschichten über die 15 Menschen zu schreiben, die getötet wurden. Doch aus dem Workshop heraus haben wir uns Regeln gegeben, die für die Redaktion verpflichtend waren:

- a) Die Biografien erscheinen nur, wenn die Angehörigen zustimmen.
- b) Es gibt in der Regel nur eine indirekte Kontaktaufnahme mit den Angehörigen, damit die Familien in Ruhe selber entscheiden können, ob sie mitmachen.

- c) Jedes Nein wird akzeptiert, niemand wird überredet.
- d) Alle Texte und Fotos werden mit den Angehörigen abgestimmt. Nichts erscheint gegen den Willen der Familien.
- e) Die Geschichten erscheinen nur einmalig zum Jahrestag in der Zeitung, nicht in unserem Internet-Auftritt und nicht im E-Paper, damit die Lebensläufe nicht einfach ausgeschlachtet werden können.
- f) Die Biografien erscheinen in der Mitte eines Buches und werden auf der Titelseite angekündigt, damit Menschen, die dies nicht lesen wollen oder können, nicht unvermittelt auf diese Geschichten stoßen.
- g) In der Zeitung wird erklärt, wie die Texte entstanden sind.

**Respekt und Opferschutz**

Elf Familien haben sich beteiligt, ein Vater hat selber einen bewegenden Text über seine getötete Tochter geschrieben. Wir haben dabei bewusst in Kauf genommen, dass wir nicht alle Biografien zum Jahrestag veröffentlichen können.

Aufklärung und Opferschutz sind kein Widerspruch. Redaktionen, die den Branchenritualen nicht folgen wollen, können sich selber Regeln geben. Und sie sollten sich auf noch so unwahrscheinlich erscheinende Katastrophen vorbereiten, damit sie im Ernstfall richtig reagieren können. Denn am Tag eines fürchterlichen Ereignisses bleibt keine Zeit mehr, um nachzudenken. Verantwortliches Handeln will vorher bedacht sein. ■

*Frank Nipkau ist Redaktionsleiter des Zeitungsverlages Waiblingen, der unter anderem die Winnender Zeitung herausgibt.*





# Im Strudel von

*Unbeachtet von den Medien begannen um Weihnachten die arabischen Aufstände. Der Korrespondent Karim El-Gawhary über die Macht sozialer Medien und seinen Alltag im Echtzeitwahnsinn.*

*Sie gelten als Nahost-Experte. Hat Sie der Arabische Frühling überrascht?*

**El-Gawhary:** Es war klar, dass sich etwas zusammenbraut. Vergangenes Jahr wurde Khaled Said, ein junger Ägypter, auf offener Straße von Polizisten zu Tode geprügelt. Normalerweise verschwinden diese Fälle in Menschenrechtsberichten, doch diesmal gab es rege Diskussionen in den sozialen Medien: Eine Facebook-Seite lautete »Wir sind alle Khaled Said«

und hatte innerhalb kürzester Zeit mehrere hunderttausend »Gefällt mir«-Klicks. Aber ist das schon ein politischer Akt? Ein Regime wird nicht im Internet gestürzt sondern auf der Straße. Die Frage lautete nur: wann.

*Aber selbst während der Weihnachtsfeiertage 2010, als es zu Elendsaufständen in Tunesien kam, haben deutsche Medien nicht darüber berichtet ...*



Foto: flickr/Ahmad Hammoud

# Social Media

Das war nicht typisch deutsch. Der tunesische Aufstand ging an den europäischen Medien komplett vorbei. Als ich zwischen Weihnachten und Neujahr in den Redaktionen anrief, war die Resonanz lediglich ein großes Gähnen.

Die Heimatredaktionen unterschätzten die Dimension der Geschehnisse völlig. Im Internet herrschte derweil bereits ein riesiger Aufruhr. Das war mein Seismograph, auch für Ägypten: Blogs, Twitter und Facebook explodierten. In der Summe vieler Beiträge kann das Web 2.0 auch ein gesellschaftliches Gefühlsbild liefern, zumindest von der jüngeren Generation. Nur nach Deutschland ließ sich das alles solange nicht vermitteln, bis das Thema auf der internationalen Medienagenda war.

*Offenbar entsprachen die beginnenden Proteste auch nicht dem vorgefertigten Bild der Redaktionen vom Orient?*

Genau so ist es. Das lag auch daran, dass sich Jahrzehnte nichts Umwerfendes in den Ländern ereignet hatte. Ich erinnere mich, dass ich noch am 25. Januar, als der ägyptische Aufstand begann, beim ORF dafür kämpfen musste, eine Minute zehn in den Hauptnachrichten zu bekommen. Es bedarf bestimmter Schlagworte, um das internationale Medieninteresse aufhorchen zu lassen. Viele Medien betrachten arabische Themen nur durch die Brille »Muslime« und »Islam«. Vor dem Arabischen Frühling waren die besten Verkaufsargumente Al Qaida oder militante Islamisten. Das hat sich in den



Links: 3. Februar auf dem Kairoer Tahrir-Platz: »Thank you Egypt youth« schreibt die junge ägyptische Fotografin unter ihren Blackberry-Schnappschuss auf Flickr.  
Rechts: 29. Juni, die schwersten Ausschreitungen seit dem Sturz Mubaraks fordern hunderte Verletzte auf Kairo's Straßen.

letzten Monaten jedoch stark verändert. Hätte ich beispielsweise letztes Jahr einen Artikel über die ägyptische Streikbewegung angeboten, hätte ich höchstwahrscheinlich auf Granit gebissen. Das hätte nicht ins Bild der Redaktionen gepasst. Heute interessiert so etwas.

*Ab wann erkannten die Heimatredaktionen die Dimensionen der Ereignisse?*

Das mediale Erwachen kam sehr spät mit der historischen Absetzung eines der arabischen Diktatoren – Ben Ali. Ab dem Moment wurden die Redaktionen fast hysterisch. Ich war zu dieser Zeit in Tunesien und mir boten sich alle Möglichkeiten: mehrmals am Tag Schalten, alle Seiten der Zeitung. Ich war plötzlich der Feuerwehrmann, der sofort zur Stelle sein muss, wenn der Alarm losgeht. Wobei auch die Inhalte der Nachfragen oft nur eingeschränkt mit der Realität vor Ort korrespondierten. Die immer wieder gestellte Frage, wie Opposition und Mubarak nun in einen Dialog treten könnten, war für die Ägypter überhaupt kein Thema. Mubarak sollte einfach weg. Die Europäer konnten sich jedoch schlicht nicht vorstellen, Mubarak – ihr Garant für Stabilität – könne so mir nichts dir nichts verschwinden.

*Twitter; Blogs und Co. Sind heute in aller Munde. Das Web 2.0 ist offensichtlich zu einer Kommunikationsmacht geworden ...*

Ganz sicher, besonders in autoritären Staaten. Das Social Web kann sich staatlicher Kontrolle ent-

ziehen und kann Themen auf die internationale Medienagenda heben. Es kann Initialzündung sein. Auf dem Tahrir twitterten Demonstranten mit ihren Smartphones und gaben Telefoninterviews und stellten Videos auf Internetplattformen. Weltweit konnte das jeder mitverfolgen. Fast in Echtzeit. Auch die großen arabischen Fernsehsender Al Jazeera und Alarabiya haben letztlich live vom Tahrir-Platz gesendet und die Bilder erreichten die Haushalte von 80 Millionen Ägyptern.

*Von Demonstranten gedrehte Handy- und Video-clips gab es bereits über die Protestwellen in Teheran 2009. Die Bilder gingen ebenfalls um die Welt ...*

Das iranische Regime verwies viele ausländische Journalisten des Landes und versuchte, all diese Informationen zu blockieren. Normalerweise hätte das eine komplette Informationsblockade für das Ausland bedeutet. Aber trotzdem gab es Informationen, Bilder und wacklige Handyvideos über die iranischen Proteste in den Hauptnachrichten von ZDF und ARD. Ähnliches erleben wir gerade in Syrien, wo die ausländischen Journalisten rausgeflogen sind oder nicht rein dürfen. Trotzdem gelangen Informationen an die Weltöffentlichkeit, insbesondere über YouTube. Im Unterschied zu Tunesien oder Ägypten gibt es in Iran und Syrien immer noch nicht die nötige kritische Masse für einen Systemwechsel. Für Ben Ali wollte in Tunesien doch niemand mehr den Kopf hinhalten, und das Web 2.0 hatte daran gehörigen Anteil.

*Durch das Web 2.0 hat sich auch die Berichterstattung von Korrespondenten enorm beschleunigt. Teilen Sie diese Erfahrung?*

Im Grunde haben alle Journalisten, selbst die arabischen, versucht, bei dem Tempo der Proteste in den arabischen Ländern mitzuhalten, und konnten bloß reagieren. Meine ersten Quellen waren oft Twitter-Einträge. Über die Agenturen kamen die ersten Eilmeldungen dann meist 15 Minuten später. Normalerweise bestimme ich das Tempo selbst. Doch in solchen Umbruchsituationen erzwingen Twitterer, Blogger und die Heimatredaktionen oftmals das Tempo.

Zum Problem wird das, wenn ich in die Tiefe recherchieren möchte, das dadurch aber nicht mehr kann. Eine gewöhnliche Printreportage muss ich heute an einem einzigen Tag recherchieren und texten. Die Qualität wird durch diese Geschwindigkeit nicht besser. Eine Anekdote dazu: Ich stehe in einem Supermarkt in Bagdad. Das Satelliten-Handy klingelt. Der Moderator einer Radiostation schaltet mich sofort live und fordert einen Lagebericht vom Norden der Stadt, wo gerade eine Bombe explodiert war. – Wir müssen uns von solchem Echtzeitwahnsinn befreien!

*Und haben Sie den Lagebericht gegeben?*

Was sollte ich denn machen. Dann gibt man halt das Interview.

*Seit 2010 nehmen Sie an diesem Echtzeit- und permanentem Kommunikationswahn doch auch selbst teil. Sie bloggen auf taz.de selbst und arbeiten auch mit Facebook und Twitter. Mit knapp 10.000 Facebook-Fans belegen Sie einen der vorderen Plätze unter deutschsprachigen Journalistenseiten ...*

Ich lebe in Ägypten. Hier spielt das Web 2.0 eine wesentlich größere Rolle als in Deutschland. In Ägypten gibt es mehr Facebook-Nutzer als Tageszeitungleser, was sicherlich auch mit der lange eingeschränkten Pressefreiheit zu tun hat.

Diese Entwicklungen haben ja auch sehr positive Seiten für mein journalistisches Arbeiten: Es ist das erste Mal, dass ich nicht in ein schwarzes Loch hinein arbeite, sondern mit meiner Leser- und Zuhörerschaft in einen Dialog treten kann. Darin liegt eine neue Qualität. Zudem komme ich hierdurch auch an ein jüngeres Publikum heran, das Medien auf eine ganz andere Art konsumiert: oftmals ohne Fernseher, sondern nur noch on-demand.

*Wo ziehen Sie die Grenzen zwischen Selbstpräsentation und Inszenierung?*

Für mich persönlich ist wichtig, dass meine Arbeit zur Kenntnis genommen wird, und dazu benutze ich alle Wege, die ich habe. Wenn ich damit meine Marke als Person Karim El-Gawhary verbessere, ist das umso besser. Ich versuche, mich als freier Journalist im Internet auch zur Marke zu machen und mir als Person einen glaubwürdigen Namen zu erarbeiten. Das große Dilemma besteht darin, dass sich damit derzeit noch kein Geld verdienen lässt.

*Ist die Arbeit mit dem Web 2.0 nicht sehr zeitintensiv? Wann finden Sie diese im Alltag?*

Zwischendurch. Dank Smartphones endet die örtliche Gebundenheit. So kann ich zum Beispiel im Auto sitzen und twittern.

*Bringt die Interaktion mit den »Fans« auch inhaltlich etwas?*

Ich bin da immer noch beim Experimentieren. Als ich mein Buch beinahe beendet hatte, fehlte mir beispielsweise nur noch der Ausblick. Da habe ich meine deutschsprachigen Facebook-Fans und Twitter-Follower einbezogen und sie gefragt: Wie kann ich einen Ausblick für die sich ständig wandeln-



1963 als Sohn deutsch-ägyptischer Eltern geboren, studierte Karim El-Gawhary Islamwissenschaften und Politik an der FU Berlin. 1991 begann er für die *Taz* mitten im zweiten Golfkrieg aus Kairo zu berichten. Seit 2004 leitet er das Nahostbüro des ORF in Kairo und war zuvor fünf Jahre lang als Vertreter des ARD-Rundfunkstudios tätig. Daneben arbeitet El-Gawhary als freier Nahost-Korrespondent für verschiedene deutschsprachige Zeitungen. Im September erschien sein »Tagebuch der Arabischen Revolution« im Verlag Kremayr & Scheriau.



Links: Kairo, 26. Januar: Die ägyptischen Unruhen werden zu blutigen Protesten zwischen Protestierenden und Sicherheitskräften. Kamera und Smartphone sind bei den Aufständen mehr als ein Accessoire.

Rechts: In den Social Media Facebook, Twitter und YouTube formiert sich unterdessen eine aktive User-Schar.

de arabische Welt schreiben? Daraus entspann sich eine interessante Diskussion. Und die User hatten das Gefühl, wirklich etwas Substanzielles mit ihren Anregungen beizutragen.

*Sie haben die ägyptische und deutsche Staatsbürgerschaft. Kommen Sie dadurch manchmal in Zwiespälte?*

Das ist eher ein großer Vorteil. Ich bin einmal in die Fänge der Mubarak-Schläger gekommen und hatte das Glück, meinen ägyptischen Personalausweis bei mir zu tragen. In Ägypten wird die Berufsbezeichnung im Ausweis vermerkt, und beim Beantragen hatte mich der Beamte nach Arbeitspapieren gefragt und ich reichte ihm lauter deutsche Dokumente über den Schreibtisch, die mich als Journalisten ausgaben. Er trug als Beruf »arbeitslos« ein. Ansonsten hätte es in dieser Situation für mich als ausländischen Journalisten gefährlich werden können.

Ich bin in Bayern groß geworden, habe 20 Jahre Mubarak erlebt, und in diesem Frühjahr änderte sich auch mein Leben. Ich kenne mich in beiden Kulturen gut aus. Allerdings bin ich durch meine zwei Heimaten auch in der Situation, nirgends wirklich dazuzugehören, was seinerseits für mich als Journalisten wieder positiv ist. Denn so behalte ich stärker meinen Beobachterstatus.

*Mit Beobachterstatus meinen Sie journalistische Distanz?*

Ja. Obwohl ich glaube, dass es historische Situationen gibt, in denen objektiver Journalismus

hinfällig wird. Beim Fall der Mauer 1989 oder jetzt beim Sturz eines arabischen Diktators beispielsweise. Wichtig ist, in der Folgeberichterstattung die kritische Distanz zurückzugewinnen. Guter Journalismus braucht oft innere Distanz trotz physischer Nähe. Ich mochte die weitverbreiteten Vogelperspektiven vieler Journalisten auf die arabischen Revolutionen nicht sonderlich. Etwa Tripolis im August: Für mich gehört zum besseren Journalismus zu berichten, wie die Menschen mit dieser Versorgungskrise umgehen, und selbst in Kontakt mit den Menschen zu treten. Ein professioneller Journalist muss diese Distanzen überwinden und trotzdem unabhängig bleiben.

*Sie sind für den gesamten arabischen Raum zuständig von Marokko bis Irak. Wie behalten Sie den Überblick?*

Es war zwar schon immer schwierig, ein so großes Berichtsgebiet zu betreuen, aber bis vor kurzem habe ich in einer Welt gearbeitet, in der sich politisch wenig bewegte. Das hat sich radikal geändert. Aktuell ist es für mich unmöglich, alle Entwicklungen auf dem Radar zu behalten. Allein die Arabische Liga hat 22 Länder. Gerade habe ich eine Anfrage von einem Schweizer Magazin bekommen, das eine analytische Geschichte über Jordanien und seine Zukunft möchte. Da musste ich absagen.

*Wie viele Sendeminuten und Zeilen haben Sie täglich produziert während der »heißen Phase«?*

Ende März hatte ich alleine schon für den ORF über sieben Stunden Sendezeit mit Nachrichtenminuten



Foto: flickr/Al Jazeera



Foto: flickr/Janwagdy

und Interviews. Mein Tag als Korrespondent begann meistens mit den Radios um sechs Uhr in der Früh und endete mit der Mitternachtssendung im Fernsehen. Auf Dauer war diese Zeit schlauchend.

#### *Wann haben Sie geschlafen?*

In dieser Zeit habe ich im Schnitt drei bis vier Stunden geschlafen. Die Ausnahmesituation raubt unheimlich viel Energie, aber bringt wiederum auch viel Kraft, weil man an diesem historischen Moment dabei gewesen ist.

#### *Sinken bei Ihrem Arbeitspensum die eigenen Qualitätsansprüche?*

Das ist ein grundsätzliches Dilemma, auch weil kaum ein Medium Geld mehr für Recherche ausgeben möchte. Wenn ich für das Fernsehen berichte, wird von mir erwartet, zehn Minuten nach Ankunft bereits vor der Kamera zu stehen.

#### *Machen Sie solche Produktionsbedingungen transparent?*

Ich merke auch durchaus, dass ein Interesse besteht zu erfahren, wie der Alltag eines Korrespondenten aussieht. Deshalb gebe ich gelegentlich Einblicke hinter die Kulissen und erzähle von alltäglichen Problemen, zum Beispiel, was geschieht, wenn mein Satellitentelefon nicht mehr funktioniert. Der erste Beitrag in meinem *Taz*-Blog war ein YouTube-Video mit einer Führung durch mein Kairoer Büro, um zu zeigen, wie ich als Korrespondent arbeite. Dazu

gehört ebenso zu erzählen, wenn etwas schief läuft. Hierdurch gewinne ich als Journalist Glaubwürdigkeit, und darum geht es schließlich.

#### *Ist Ihnen das Bild des authentischen Korrespondenten Karim El-Gawhary wichtig?*

Wichtig ist, dass man sich anfassbar macht und eine persönliche Note vermittelt. Für viele Leser ist es wichtig, für die individuelle Einschätzung von journalistischen Texten zu wissen, wer sich dahinter verbirgt, was diese Person, diesen Journalisten bewegt. Ich kann dieses Interesse sehr gut nachvollziehen, weil ich als Korrespondent aus einer Region im Aufruhr berichte, wo exakte Information ein teures Gut ist. Deshalb kommuniziere ich im Web 2.0 auch erschütternde Szenen, die mir als Mensch unter die Haut gehen. Als Vater dreier Kinder berühren mich besonders Schicksale, in die Kinder involviert sind. Oder ich schreibe über Bilder, die mich fassungslos machen. So zum Beispiel letztes in Tripolis: Dort waren hundert verwesende Leichen übereinander gestapelt.

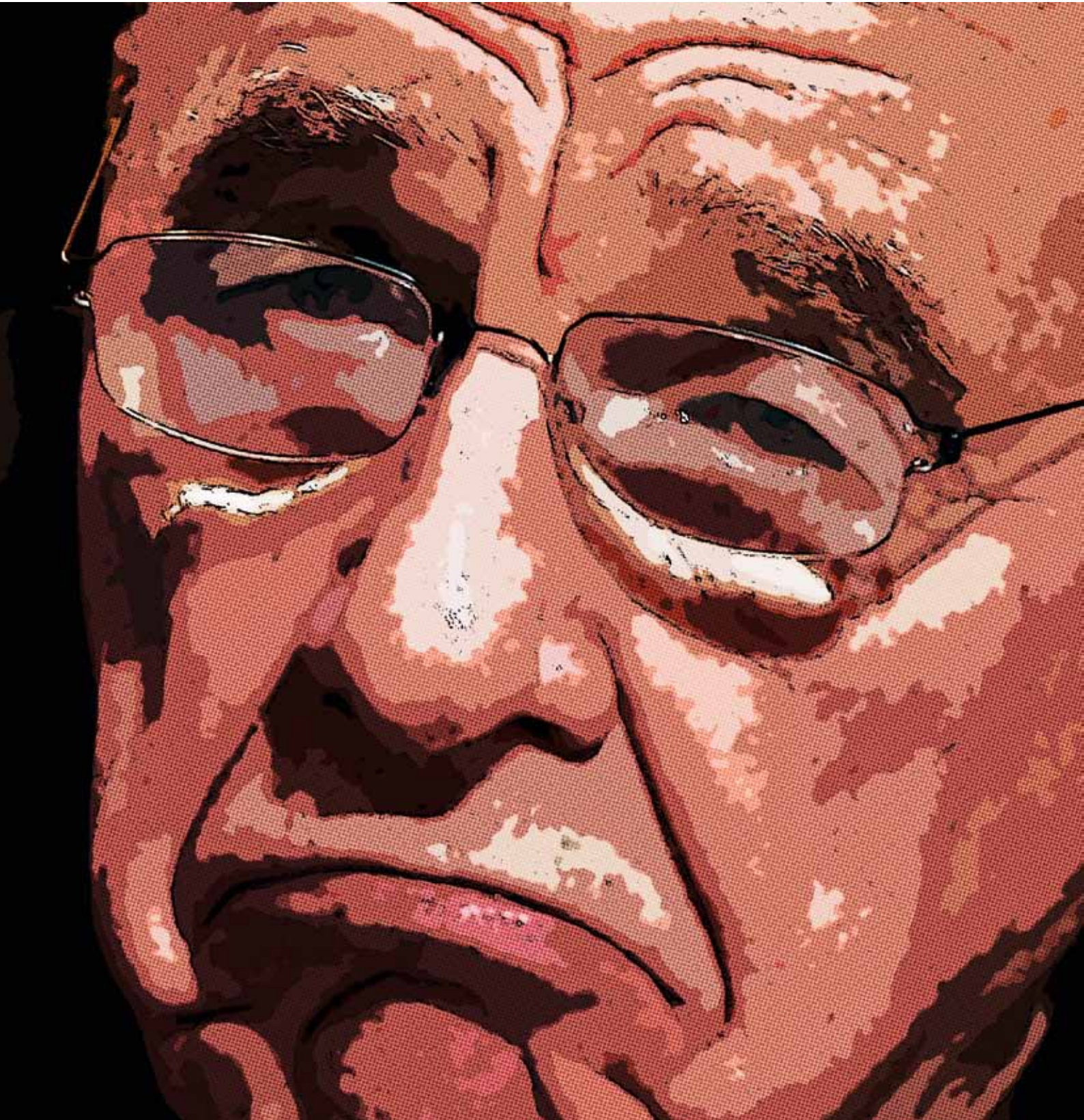
#### *Wie vermitteln Sie solch ein Elend in 140-Twitter-Zeichen?*

Twitter ist kein Medium für derartige Geschichten, sondern schreibt vielmehr Teaser und setzt Links. Bei Facebook ergeben sich wiederum wesentlich mehr Möglichkeiten. Jedes soziale Medium hat seine Vorzüge. Und für jede Geschichte suche ich mir das geeignete Medium. Der entscheidende Trick dabei ist, dass ich alles miteinander vernetzen kann. ■

Links: Live von der ägyptischen Revolution: Das Filmen von Demonstrationen wird von jungen Aufständischen gut organisiert. Rechts: Dieses Foto eines Protestierenden auf dem Kairoer Talaat Harb Square sorgte in der Facebook-Gruppe »Wir sind alle Khaled Said« für viele Kommentare. Mit jener Facebook-Gruppe begann 2010 die Auflehnung gegen das Mubarak-Regime.

*Das Interview führte Message-Redakteurin Janina Bembek*

# Nicht die feine



# englische Art

*Der Abhörskandal der News of the World war nur die konsequente Fortsetzung des Niedergangs der journalistischen Kultur in Rupert Murdochs Medienimperium. Ein Sittengemälde.*

VON REINER LUYKEN

Vor etlichen Jahren bat ich News International um ein Interview mit Rupert Murdoch. Die Pressesprecherin gab mir zu verstehen, er sei nur für »objektive« Journalisten zugänglich. Ein *Zeit*-Reporter gehörte offensichtlich nicht in diese Kategorie. Das gewünschte Thema – Journalismus und Ethik in der neuen Medienwelt – nötigte ihr einen Lachanfall ab. »Was hat das denn mit Journalismus zu tun?«

Als der 80-jährige Murdoch und sein Sohn James im Juli dieses Jahres vor einem Ausschuss des Londoner Unterhauses erschienen, hielt der Alte bei der ersten Frage seine Hand wie eine Hörmuschel hinter sein Ohr und beugte sich unsicher dem Fragesteller zu. Meistens ließ er seinen Sohn reden. Nur hin und wieder mischte er sich ein, schlug mit der Hand auf den vor ihm stehenden Tisch und erklärte, er fühle sich gedemütigt und schockiert über das, was in seinem Konzern passiert sei. Menschen, denen er vertraut habe – wieder schlug er mit der Hand auf den Tisch –, hätten das in sie gesetzte Vertrauen nicht gerechtfertigt. Sie hätten ihn hintergangen.

Am nächsten Tag berichteten Zeitungen, Murdoch sei die Kontrolle über sein Imperium entglitten. Ein gealterter Mann, menschlich und mit sehr menschlichen Schwächen. Keine Spur von einem arroganten und gefürchteten Medienzar.

## Durchtriebener Ganove

Wie die Medienmeinung sich irrte! Der Auftritt war das Meisterstück eines durchtriebenen Ganoven. Nicht zum ersten Mal erklärte er, er dulde es nicht, dass seine Zeitungen »die besten Traditionen des

Boulevardjournalismus« in Misskredit brächten. 1995 gab er sich beschämt, als die *News of the World* eine völlig geschmacklose Story über Prinzessin Dianas Schwägerin Victoria veröffentlichte. Im Juli dieses Jahres, als der Abhörskandal ihm keine andere Wahl mehr ließ und er in einem unternehmerischen Handstreich die *News of the World* einstellte, platzierte er ganzseitige Anzeigen in mehreren Zeitungen, die verkündeten: »Wir entschuldigen uns. Unser Konzern basiert auf der Idee einer freien, transparenten Presse und ihrer positiven Rolle in der Gesellschaft. Ein Anspruch, dem wir gerecht werden müssen.«

Doch Murdoch verfolgte nie einen anderen Anspruch als den nach Geld und Macht. Und das seit 1969, als er die *News of the World* und die *Sun* kaufte, Letztere für lächerliche 800.000 Pfund, nachdem er der Druckergewerkschaft Zusicherungen gemacht hatte, an die er sich nicht hielt. Es war der Beginn einer Ära, die nicht nur die Zeitungslandschaft in England grundlegend veränderte, sondern auch die Politik und das soziale Klima. Kein Politiker, kein Intellektueller, kein Unternehmer hat das moderne Großbritannien so sehr geprägt wie der australische Medienmogul.

Am 4. Mai 1979 gewann Margaret Thatcher mit Unterstützung der Murdochpresse die Unterhauswahlen. Keine Partei errang in Großbritannien seither ohne deren Rückhalt die Macht. »Ohne uns hätte er keine Chance gehabt«, brüstete sich die *Sun* nach John Majors unerwartetem Wahlsieg 1992. Tony Blair kam, nachdem er Murdoch seine Aufwartung gemacht hatte, mit dem Aufruf »Die *Sun* unterstützt Blair« ins Amt. David Camerons Verbindungen zum Murdoch-Konzern waren derart weitverzweigt, dass er nicht in der Lage ist, sämtliche offiziellen und pri-

---

Niemand hat das moderne Großbritannien stärker geprägt als der Australier Rupert Murdoch. Foto: AP

vaten Treffen mit Redakteuren, Chefredakteuren und Geschäftsführern zu rekonstruieren. Der schottische Nationalistenführer Alex Salmond siegte bei zwei Urnengängen zum Landesparlament in Edinburgh – auch er hatte sich bei Murdoch eingeschleimt.

Murdoch hatte de facto einen ständigen Sitz am

Kabinetttisch in Downing Street 10. Er ging in der Residenz der Premierminister aus und ein, als habe er ein

demokratisches Mandat. Seine Redakteure betätigten sich als Erfüllungsgehilfen seiner Ambitionen.

*Murdochs Enthüllungsjournalismus erschöpfte sich bald in der Bloßstellung von Prominenten, Drogenabhängigen und Sexfreaks.*

### Kriegsfieber in der Redaktion

1982 herrschte in der Redaktion der *Sun* zum ersten Mal Kriegsfieber. Die Royal Navy war zu den Falklandinseln ausgelaufen. Die *Sun* nannte sich im Untertitel »Die Zeitung, die hinter unseren Jungs steht.« An der Wand in der Redaktion hing ein Porträt Winston Churchills. Der Nachrichtenredakteur Tom Petrie trug die Mütze eines Marineoffiziers und ließ sich mit »Kapitän Petrie« anreden. Die Reporterin Muriel Burden, die einen Glückwunschdienst für Soldaten betreute, trug redaktionsintern den Namen »Darling der Flotte«.

Am Abend des 2. Mai lief eine Agenturmeldung über den Ticker, ein Torpedo habe den argentinischen Schlachtkreuzer General Belgrano getroffen, das Schiff mit 1.200 Mann Besatzung an Bord sinke. Ein Redakteur rief: »Gotcha!«, umgangssprachlich für »Erwischt!« Chefredakteur Kelvin MacKenzie hatte seine Schlagzeile. Die Druckmaschinen liefen an. Doch als die Zeitungsverkäufer die Frühauflage abholten, machten sich in der Redaktion Bedenken breit. Meldungen von mehreren hundert Toten trafen ein. MacKenzie baute den Titel für die Spätausgabe um. Murdoch erschien im Raum. Er fand den ursprünglichen Aufmacher völlig in Ordnung.

Kriegsverherrlichung in der *Sun*: Falkland-Berichterstattung vom 4. Mai 1982.



»Gotcha!« wurde zum neubritischen Triumphschrei. Wer seit Gotcha! nicht in den chauvinistischen Chor einstimmte, wurde als »ängstlicher Jammerlappen«, »Verräter in unserer Mitte« und »Pygmäe« fertiggemacht.

### Gewerkschaftsmacht gebrochen

1986 waren die Gewerkschaften an der Reihe. Murdoch entließ 6.000 Drucker. Sie hatten sich gegen die Einführung moderner Produktionsabläufe gestemmt und sich geweigert, eine Ausgabe zu produzieren, auf der der Vorsitzende der Bergbau- und Minengewerkschaft als »Mine Führer« betitelt wurde. Murdoch zog in einer Nacht-und-Nebel-Aktion aus der berühmten Fleet Street in einen heimlich vorbereiteten Hochsicherheitsbau im Ostlondoner Wapping um. Die Drucker belagerten die Festung ein Jahr lang, konnten aber die Lastwagenkonvois nicht stoppen, die jeden Abend aus dem Gebäude donnerten.

400 Polizisten wurden in der »Schlacht von Wapping« verletzt und über 1.000 Demonstranten festgenommen. An ihrem Ende stand der Zusammenbruch der Gewerkschaftsmacht. Sämtliche anderen Blätter verließen ebenfalls das Zeitungsviertel um die Fleet Street und führten moderne Druckverfahren ein. Murdoch war der Held aller Verleger, der meisten Chefredakteure und vieler Journalisten, denen die Macht der Drucker ein Gräuel war.

Doch auch die Journalisten kamen nicht ungeschoren davon. MacKenzie, ein glühender Thatcher-Anhänger, der die Schule als 17-Jähriger mit nur einem mit mittlerer Reife abgeschlossenen Fach verließ und sich in Lokalzeitungen hochgearbeitet hatte, beschimpfte Reporter, die seine Feldzüge gegen »fucking foreigners« (verfluchte Ausländer), »poofter« (Schwule) und Liberale nicht mitmachen, regelmäßig in gefürchteten Sitzungen als »fucking cunts« (Fotzen) und »hopeless fucking wankers« (hoffnungslose verfluchte Wichser).

### Schluss für investigative Rechercheure

Murdoch hob mit Andrew Neil einen kaum weniger kruden Charakter auf den Chefsessel der altherwürdigen *Sunday Times*. Ein »aufmüpfiger Glasgower«, der die britische Intelligenzija gerne mit einer autoritären Diktatur verglich, die mit ihrer Verfügungsgewalt über die BBC das Land gängelt. Trotz aller Anti-Establishment-Rhetorik zerstörte Neil

bald den Teil des Blattes, den das Establishment fürchtete – das »Insight Team«, ein Stab hart recherchierender Enthüllungsreporter, der dem Blatt zu journalistischem Ruhm verhalf. Sie hatten große Skandale aufgedeckt und in einer hartnäckigen Kampagne Entschädigung für Contergan-Opfer erstritten.

Unter Neil wurde die *Sunday Times* immer dicker, immer aufdringlicher, immer unbarmherziger und gleichzeitig oberflächlich, trivial. Ein Boulevardblatt im Mantel einer Qualitätszeitung. Es wurde immer schlampiger recherchiert. Als es wirkliche Skandale aufzudecken galt, folgte die Zeitung zahm der Regierungslinie. Neil ordnete stattdessen an, eine regierungskritische Fernsehstation aufs Korn zu nehmen. Auch er führte ein eisernes Regiment. Reporter schilderten nicht mehr die Realität, wie sie sich ihnen darstellte, sondern wurden mit einer von ihm absegneten »Schreibanleitung« ausgestattet. Da stand vorab alles drin, was sie zu berichten hatten, vom Einstieg bis zum Schluss.

Nur so ließ sich offenbar Murdochs Verständnis von den besten Traditionen des Boulevardjournalismus aufrechterhalten. Ein Enthüllungsjournalismus, der sich in der Bloßstellung von Prominenten als Drogenabhängige, Sexfreaks und Kriminelle erschöpfte. »Paddy mit der heruntergelassenen Hose«, schrieb die *Sun* 1992. Der Paddy, um den es ging, war Paddy Ashdown, der damalige Parteivorsitzende der Liberalen, danach Hochkommissar für Bosnien und Herzegowina. Ashdown hatte eine Affäre mit seiner Sekretärin.

Das Blatt enthüllte das »unzüchtige Gebaren« Hugh Grants mit einer Prostituierten, Boris Beckers »Fick in der Besenkammer«, Liz Hurleys »lüsterne Liebesspiele«, David Beckhams und Wayne Rooneys »Auswärtsspiele« und den »somasochistischen Sex mit faschistischen Fetischspielinnen« von Formel-1-Boss Max Mosley. Mosley ging vor Gericht und gewann. Elton John wurde für frei erfundene Geschichten, er habe Strichjungen für Sex bezahlt und die Stimmbänder seiner Wachhunde operativ entfernen lassen, weil ihm ihr Bellen auf den Geist ging, mit einer Million Pfund entschädigt.

### Die Sprache verroht

Das Schnüffeln im Privatleben entwickelte sich zur nationalen Obsession. In der Ära Murdoch wuchs sich die britische Leidenschaft für erotische Neugier und Klatschlust in ungezügelter Missgunst

und Ressentiments aus. *Sun*-Chefredakteur MacKenzie leitete nicht nur redaktionsintern eine Verrohung der Sprache ein, die im heutigen Umgangssprachlich Normalität geworden ist. 1990 riet die *Sun* dem Präsidenten der EG-Kommission Jacques Delors in einer Balkenüberschrift, was er mit der europäischen Gemeinschaftswährung Ecu machen solle: »Schieb's dir in den Arsch, Delors«. Die Zeitung fordert die »Familie unserer patriotischen Leser« auf, dem »schmierigen Franzosen« um Punkt zwölf Uhr in einer Massenaktion den Stinkefinger zu zeigen.

Zu MacKenzies anderen journalistischen Glanzleistungen gehören die Charakterisierung australischer Ureinwohner als »brutal und heimtückisch«. Er stellte einen Mann, der sich gerade von einer Herztransplantation erholte, als rammelwütigen Liebhaber vor. Er animierte einen Fotografen, in eine psychiatrische Klinik einzubrechen und den dort wegen Depressionen behandelten, schwer kranken Schauspieler Jeremy Brett ausfindig zu machen, um ihn zu fragen, ob er an Aids erkrankt sei.

Nach der Stadion-Katastrophe von Hillsborough, als 96 Liverpooler Fußballfans in ihren Blöcken zu Tode gedrückt werden, behauptete die *Sun*, Überlebende hätten den Toten Geldbörsen abgenommen, über Leichname uriniert, ein totes Mädchen sexuell missbraucht und Polizisten verprügelt, die Opfer wiederzubeleben versuchten. Der Presserat verurteilte jede dieser Behauptungen als Lüge. Murdoch piff MacKenzie erst zurück, als ein Boykott seiner Zeitungen im Großraum Liverpool ihn mehrere Millionen Pfund kostete. Die Veröffentlichung von Artikeln, die jeglicher Grundlage entbehrten, rechtfertigte MacKenzie so: »Es sind keine Lügen. Es sind großartige Storys, die sich als falsch herausstellen. Das ist etwas anderes. Soll ich mich dafür schämen?«

»Fat, jealous Clare brands page 3 porn«, titelte die Zeitung 2004, inzwischen geleitet von Chefredakteurin Rebekah Brooks. Bei der in der Überschrift als »fett und neidisch« beschriebenen Clare handelt es sich um Clare Short, die damalige



Politik-Einmischung der unverhohlenen Art: *Sun* vom 11. April 1992.



Nach Hackgate den Laden dichtgemacht: die letzte Ausgabe der *News of the World* (10. Juli 2011).

Ministerin für Entwicklungshilfe, die die aufreizenden Nacktfotos auf Seite 3 kritisiert hatte. Die *Sun* montierte in der Ausgabe ein Foto der 57-jährigen Großmutter Short auf einen nackten Frauenkörper, dann schickte sie einen mit kreischenden Seite-3-Girls vollgeladenen Doppeldeckerbus vor das Privathaus der Ministerin in Birmingham. »Sogar Clare hat Titten«, verspotteten sie die Politikerin, »aber sie ist offensichtlich nicht stolz auf ihren Busen wie wir.«

**SMS bei Hofe mitgelesen**

2005 ging der »königliche Korrespondent« des Schwesterblattes *News of the World* einen Schritt weiter. Clive Goodman, ein hartgesottener Berichterstatter, der seine Leser mit Gerüchten und Klatsch vom Hof versorgte, war einer der Ersten, die das Auseinanderbrechen der Ehe von Charles und Diana aufdeckten. Doch sein letzter Scoop lag schon einige Zeit zurück. Er hatte einen ehrgeizigen Chefredakteur namens Andy Coulson. Der verlangte exklusive Storys, koste es, was es wolle.

Mitarbeitern des Hofes war es schon seit einiger Zeit spanisch vorgekommen, dass sie SMS-Nachrichten, die sie nicht gelesen hatten, in ihren Handys als abgespeichert fanden. Sie schalteten Scotland Yard ein. Die Detektive hefteten sich an Goodmans Fersen – telekommunikativ gesprochen. Ein halbes Jahr später

ertappten sie ihn auf frischer Tat. Goodman zitierte wortwörtlich eine ironische Nachricht, die Prinz William seinem Bruder Harry schickte, als dessen Freundin Chelsy ihn wegen eines Flirts mit einer Stripperin in die Mangel genommen hatte.

Die Polizei durchsuchte seinen Schreibtisch und das Haus des Privatdetektivs Glenn Mulcaire, der ihm zugearbeitet und den Code von Prinz Williams Handy geknackt hatte. Die Detektive fanden Sicherungscodes neunzig weiterer bekannter und weniger bekannter Individuen. Goodman hatte Mulcaire für seine Dienste 12.300 Pfund – etwa 15.000 Euro – in bar bezahlt und den Betrag von seiner Zeitung als Rechercheaufwand erstattet

bekommen. Die beiden wurden verhaftet und 2007 vor dem Zentralgericht Old Bailey zu vier und sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

**»Du warst großartig«**

Doch Mulcaire arbeitete offensichtlich nicht nur für Goodman. Chefredakteur Andy Coulson behauptete, er wisse von nichts, obwohl sein Blatt Mulcaire in einem Jahr 100.000 Pfund bezahlt hatte. Coulson räumte dennoch seinen Stuhl. Wenige Monate später trat er in einem neuen Job auf – als Pressesprecher des jetzigen Premiers David Cameron. Doch der Abhörskandal verfolgte ihn wie eine Erbsünde. 2010 fand der *Guardian* heraus, dass die *News of the World* unter seiner Ägide den Chef der englischen Profifußballvereinigung, Gordon Taylor, abgehört und ihn, als der das spitzbekam, mit mehreren hunderttausend Pfund abgefunden hatte.

Taylor's Fall ist besonders pikant. Das Blatt versuchte, ihm eine Liebesaffäre mit seiner Sekretärin anzudichten. Die Story stützte sich auf die SMS-Nachricht »Vielen Dank für gestern. Du warst großartig«. Für die Zeitungsmacher stand fest, es ging um Sex. Tatsächlich bezog das Dankeschön sich auf Worte, die Taylor beim Begräbnis ihres Vaters gesagt hatte. Der Verdacht verdichtete sich, das Abhören habe zum Redaktionsalltag gehört. Der Verlag nahm

die rechtlichen Risiken offenbar willig in Kauf. Ein Reporterteam der *New York Times* tat einen ehemaligen *News of the World*-Journalisten auf, der erzählte, er habe routinemäßig Telefonnachrichten abgehört, darunter auch die von David Beckham und seiner Frau Victoria; Chefredakteur Coulson sei nicht nur Mitwisser gewesen, er habe das Vorgehen aktiv gefördert.

Immer mehr Prominente fanden heraus, dass sie von Murdochs Schmocks überwacht wurden: John Prescott, stellvertretender Premier unter Blair, einer seiner damaligen Ministerkollegen, ein hochrangiger, sich offen zu seiner Homosexualität bekennender Polizeioffizier. Fernsehpersönlichkeiten, Sportler. Selbst Normalbürger waren ins Abhörnetz der *News of the World* geraten.

#### **Aufgebrachter Mob wirft Steine**

Kaum dachte man, die übelsten Exzesse wären bekannt geworden, quoll neue Jauche aus dem Morast, der Großbritanniens führenden Zeitungsverlag umgibt. Mulcaire, der Privatdetektiv im Dienst des Schurkenblatts, zapfte auch das Handy eines entführten und später getöteten Mädchens an und löschte Nachrichten, um die immer verzweifelten SMS-Botschaften der Eltern zu lesen. Mit dem Ergebnis, dass die sich in falschen Hoffnungen wogen und die Polizei irreführt wurde.

Chefredakteurin Rebekah Brooks hatte nach einem ähnlichen Fall eine enge Freundschaft mit Sara Payne kultiviert, deren achtjährige Tochter 2000 entführt und ermordet wurde. Gemeinsam wollten sie Kinderschändern das Handwerk legen. Die ehrgeizige Journalistin und die trauernde Mutter machten sich für die Einführung eines Gesetzes stark, das Eltern berechtigt, die Adressen vorbestrafter Sexualstraftäter in ihrer Nachbarschaft zu erfahren. Eine Million Leser unterstützten die Kampagne mit ihrer Unterschrift. Rebekah Brooks veröffentlichte Fotos von Sexualverbrechern, die ihre Strafen abgesessen hatten, darunter das Bild eines völlig unschuldigen Mannes in Manchester. Der aufgebrachte Mob rottete sich vor seinem Haus zusammen, zerschlug mit Steinen seine Fenster. Die Polizei rettete ihn in letzter Minute.

Dennoch schob die Regierung Blair das Gesetz durchs Unterhaus. Sara Payne verfasste für die letzte Ausgabe der *News of the World* im Juli dieses Jahres einen innigen Abschiedsgruß an »die Menschen, die hier arbeiteten und meine treuen Freunde wur-

den«. Im August teilte Scotland Yard ihr mit, auch sie gehöre zu den Abhörpfern. Mit einem Telefon, das die Redaktion ihr zur Verfügung gestellt und dessen Rechnungen sie bezahlt hatte.

Brooks besteht darauf, sie habe das nicht gewusst, sie sei erschüttert. Das Problem mit den Beteuerungen der zur Vorstandsvorsitzenden von News International aufgestiegenen und im Sommer zurückgetretenen Königin der Finsternis besteht freilich gar nicht mehr so sehr darin, ob sie stimmen oder nicht. Murdoch und seine Helfershelfer haben die Grundvoraussetzung einer freien Presse zerstört – das öffentliche Vertrauen in den Journalismus.

#### **Racheengel des kleinen Mannes**

Am liebsten profilierten Murdochs Blätter sich als Racheengel des kleinen Mannes gegen das Establishment. Nach dem Tod von Prinzessin Diana verordneten sie eine nationale Staatstrauer, der sich niemand ungestraft verweigern durfte. Die Queen versuchte, sich dem Diktat zu entziehen, folgte königlichem Protokoll und ließ keine Flagge auf halbmast über Buckingham Palace aufziehen. Ihr Thron schien zu wackeln, als die *Sun* fürs Volk auf die Barrikaden ging. »People power« hieß ihr Schlachtruf, »Alle Macht dem Volke«.

Jetzt richtet sich das von Murdoch geschürte gesunde Volksempfinden gegen ihn selbst. Seine Journalisten hatten auch die Telefone von Angehörigen in Afghanistan gefallener Soldaten abgehört. Jener Soldaten, die sie sonst als Helden feiern, die sich für Demokratie und Freiheit opfern. Politiker aller Parteien übertreffen sich in der Verdammung des Übeltäters. Jene Leute, die ihm jahrzehntelang zu Füßen lagen. Auf einmal befreit von der Angst, die sich wie ein emotionales Krebsgeschwür in die Seele der politischen Klasse gefressen hatte.

Und was macht der Mogul? Er legt die Hand hinter Ohr und spielt den alten Mann. Wohl wissend, dass die Zukunft seines Konzerns nicht im Print liegt. Die gedruckten Zeitungen lieferten das Cash für TV, Internet und Film. Diese Pflicht haben sie erfüllt. ■

*»Es sind keine Lügen. Es sind großartige Storys, die sich als falsch herausstellen. Das ist etwas anderes. Soll ich mich dafür schämen?«*

*Reiner Luyken ist Korrespondent der Zeit in Großbritannien und lebt seit 1978 in Schottland. Das Murdoch-Imperium beobachtet er seit zwanzig Jahren.*



# Der britische Presserat

*Nach den Lauschangriffen der »News of the World« steht der britische Journalismus vor einem Wendepunkt: Ist die Selbstkontrolle noch zu retten oder folgt jetzt stärkere staatliche Regulierung?*

VON MIKE JEMPSON

Für den britischen Journalismus begann in diesem Sommer eine Phase der Selbstreflexion, die länger als gewöhnlich andauern dürfte und Großbritanniens viel gepriesenes Selbstregulierungssystem der Presse radikal verändern könnte.

Alle paar Jahre müssen die Journalisten in Großbritannien eine kurze Phase durchstehen, in der die jeweils aktuellen Exzesse – meist der Boulevardzeitungen – bei Kommentatoren und Politikern Forderungen nach gesetzgeberischen Maßnahmen provozieren.

*Jahrelang akzeptierte der britische Presserat abwiegelnde Erklärungen der Chefredakteure über illegale Recherchemethoden.*

Nach einer Debatte im Parlament, einem Urteil der von den Medienunternehmen finanzierten Press Complaints Commission (PCC) oder einer Anpassung des Pressekodex (Editors' Code of Practice) legt sich die Aufregung dann schnell, und man geht wieder zur Tagesordnung über. Oft ist es ein klassisches Stück investigativer Recherche alter Schule, das dann, zumindest vorläufig, das Vertrauen in die »watchdogs« der Gesellschaft wiederherstellt.

Aber diesmal gibt es kein Zurück. Rupert Murdochs umsatzträchtiges Sonntagsblatt *News of the World* wurde eingestellt, nachdem klar geworden war, dass das illegale Abhören von Telefongesprächen zur normalen Recherchetechnik gehörte. Journalisten, Redakteure und Führungskräfte haben ihre Jobs verloren; einige wurden verhaftet und warten auf eine Anklage. Zwei der mächtigsten Polizeichefs des Landes mussten wegen der Affäre zurücktreten, der Vorsitzende der PCC ebenfalls.

Das alles waren Folgen der öffentlichen Empörung als herauskam, dass die *News of the World* 2002 das Mobiltelefon der vermissten 13-jährigen Milly Dowler angezapft und Nachrichten auf der Mailbox gelöscht hatte. Das hatte bei den Eltern die trügerische Hoffnung geweckt, das Mädchen sei noch am Leben. Sie wurde später ermordet aufgefunden. Milly Dowlers Telefon war jedoch nur eins von 3.000 privaten Telefonen, die von der Murdoch-Zeitung illegal abgehört wurden.

2006 hatte Großbritanniens Datenschutzbeauftragter (Information Commissioner) bekannt gegeben, dass mehr als 32 Publikationen sich derartiger gesetzeswidriger Übergriffe schuldig gemacht hatten. 2007 wurden der Hofberichterstatler der *News of the World* und ein Komplize festgenommen, weil sie die Mobiltelefonnachrichten von Mitgliedern der Königsfamilie abgehört hatten. In beiden Fällen erwies sich die PCC als ziemlich zahnlos in der Verteidigung des öffentlichen Interesses. Sie akzeptierten demütigst die Erklärungen der Chefredakteure, die behaupteten, es sei keineswegs gängige Praxis, solche illegalen Aktivitäten zu dulden.

## **Enthüllung der politischen Feigheit**

Das volle Ausmaß des Skandals und der Feigheit seitens der Politiker und der PCC wurde schließlich vom *Guardian* enthüllt, deren Reporter zuvor für ihre Hartnäckigkeit an den Pranger gestellt worden waren. Die Kaltschnäuzigkeit gegenüber Milly Dowlers Familie mochte die Öffentlichkeit aber nicht tolerieren; eine Internetkampagne, die Aufklärung verlangte, bekam viel Unterstützung. Einen solchen Aufschrei hatte es noch nie gegeben, wenn es um die Verletzung der Privatsphäre von reichen Prominenten gegangen war.

# vor dem Bankrott

Die noch von den Presseenthüllungen ihres eigenen Spesenmissbrauchs erschütterten Politiker waren nun zum Handeln gezwungen. Seit Generationen hatten britische Politiker aller Richtungen stets gezögert, den Exzessen der Presse mit mehr als bloßem Säbelrasseln zu begegnen. Ihre zynische Zurückhaltung war entweder Berechnung, um die Unterstützung von Redakteuren in Wahlzeiten zu gewinnen, oder ein Zeichen, dass sie die Enthüllung eigener Geheimnisse fürchteten.

Parteiführer suchten die besondere Nähe zu Rupert Murdoch, dem die auflagenstärksten Zeitungen des Landes gehören. Wie groß sein Einfluss und sein Zugang zur Macht sind, zeigen einige vor kurzem bekannt gewordene Fakten: So war Tony Blair, der mit Murdochs Unterstützung drei Wahlsiege für die Labour Party errungen hat, »heimlicher« Pate der jüngsten Tochter des Medienmoguls, oder fast 25 Prozent der Mitarbeiter in der Öffentlichkeitsabteilung der Metropolitan Police hatten zuvor für Murdoch gearbeitet.

## Eingeflöbte Unredlichkeit

»Indem er beide Enden des Zeitungsspektrums monopolisiert sowie einen Fernsehsender besitzt, erreicht Murdoch, was er wirklich will – Geld machen und Macht haben«, erklärt Amelia Hill, Korrespondentin für Special Investigations beim *Guardian*. Sie verabscheut Murdochs »entsetzlich destruktiven Einfluss auf den Boulevardjournalismus in Großbritannien.« Ihr Kollege Nick Davies, der die üblen Praktiken bei *News of the World* zum größten Teil aufdeckte, äußert sich genauso unverblümt: »Murdoch übernahm die *Sunday Times*, als sie die mutmaßlich beste Zeitung der Welt war. Er zerschlug ihre journalistische Brillanz, flößte ihr Unredlichkeit ein und vergiftete sie mit rechtslastiger Politik. Das brachte ihm eine Menge Geld. Er übernahm *The Sun* als Boulevardblatt für Arbeiter links der Mitte. Er machte sie zur Geldmaschine, indem er ihr eine sexistische, rechtslastige und dumme Ausrichtung verpasste. Und weil sich auf diese Weise tatsächlich Geld machen ließ, zog er die anderen Boulevardblätter mit hinunter in den Dreck.«

Ein erbitterter Wettbewerb und Auflagenkämpfe folgten. Alle möglichen dubiosen Methoden wurden eingesetzt, um verkaufsträchtige Headlines zu sichern. Früher hatten die Chefredakteure Zeit und Ressourcen zur Verfügung gestellt, um an wichtigen Geschichten zu recherchieren. Jetzt gab es nur noch den Druck, Schlagzeilen zu liefern, und mit dem Scheckheft zu wedeln statt mühsame investigative Rechartechniken einzusetzen. Die Zeitungen begannen – und tun es bis heute –, Leuten Geld für schlüpfrige Informationen anzubieten, und machten dafür den Skandalhunger ihrer Leser verantwortlich. Während dieser Zeit wurde die Journalismusethik-Organisation MediaWise (ehemals PressWise) gegründet, um im Interesse geschädigter Bürger gegen diesen unethischen Journalismus vorzugehen. Für ihre Mitglieder kam der »Hackgate-Skandal« nicht überraschend.

Die Verkaufszahlen überregionaler und lokaler Zeitungen stürzten weiter ab, weil die Verbreitung des Kabelfernsehens und vermehrter Internetzugang das Publikum weiter aufsplitterte. Sogar ohne Rezession wechselten Anzeigenkunden ins Internet, wo sie mit größerer Sicherheit Kunden erreichen und identifizieren konnten. Viele Zeitungen reagierten darauf, indem sie schriller wurden. Der Showbiz- und Sensationsrummel der Website der *Daily Mail* hat zwar nur wenig Ähnlichkeit mit ihrer gesetzteren Printausgabe, brachte sie aber in die Top 15 der Internetseiten weltweit – vor der BBC und Reuters.

## »Billiger Gute-Laune-Journalismus«

Die Suche nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner, um die »Bilanz« zu verbessern, ist ein unaufhaltsamer Prozess. Der frühere Boulevardjournalist Richard Peppiatt prophezeit, dass dieser Trend sich weiter ausbreiten wird. »Billiger Gute-Laune-Journalismus wird weiter den meisten Profit bringen und die seriöse Presse in Versuchung führen, ebenfalls auf Klatsch

*Die Zeitungen bieten Geld für schlüpfrige Informationen und machen dafür den Skandalhunger der Leser verantwortlich.*

statt auf ernsthafte Debatten zu setzen. Das ist gefährlich. Die Presse kann nicht als ‚watchdog‘ der demokratischen Gesellschaft funktionieren, wenn sie damit beschäftigt ist, durch Schlüssellocher zu gucken.«

Peppiatts Meinung nach ist »Promi-Journalismus« nicht billiger als ernsthafte investigative Recherche. Doch eine reduzierte Personalausstattung der Redaktionen bedeute, dass »es für sie mehr Sinn macht, fünf

### Die British Journalism Review rät dem Presserat, als erste Maßnahme alle amtierenden Chefredakteure zu entlassen.

um geschriebene Promi-Agenturmeldungen an einem Tag auszuwerfen, als eine Woche nur für eine einzige

Geschichte auf dem Rücksitz eines Überwachungsfahrzeugs zu verbringen.«

»Ernsthafte investigative Arbeit befindet sich seit langem im unaufhaltsamen Niedergang«, sagt Peppiatt, der den populistischen *Daily Star* wegen seiner Rechtslastigkeit verlassen hat. »Dafür ist an erster Stelle die Eigentümerstruktur der modernen Medien verantwortlich. Einst waren Zeitungen auch Anwälte der Schwachen gegenüber den Mächtigen aus Regierung und Big Business. »Heute sind viele selber Big Business, getrieben vom kommerziellen Imperativ, so populistisch wie möglich zu sein, und dem ideologischen Imperativ, den Status Quo zu erhalten. Das Konzept des Dienstes an der Öffentlichkeit ist bei vielen Zeitungen verschwunden.«

#### Zeitungen als Anwälte der Schwachen

Ros Wynne-Jones verteidigt im *Independent* den Boulevardjournalismus dennoch und gewinnt der Krise sogar etwas Positives ab: »Eine Säuberungsaktion wird wieder faire Voraussetzungen für mögliche Scoops schaffen. Altmodische journalistische Kleinarbeit ist sehr viel mühsamer, als einen Privatermittler für Information zu bezahlen. Das wird denjenigen zugute kommen, die bereit sind, hart und mit anständigen Methoden zu arbeiten. Es wird auch den Zeitungen nutzen, die sich weder langwierige, private Ermittlungen leisten können noch die angeblich von manchen Medien gezahlten Schmiergelder aus der unerschöpflichen Bargeldkasse.«

Auch Rich Cookson, Produzent des bahnbrechenden Fernsehformats *Unreported World*, bleibt unbeirrt: »Trotz der Aufregung bleibt für viele investiga-

tive Journalisten alles beim Alten. Die Maßstäbe dafür, was ethisch und vertretbar ist, solange es im Interesse der Öffentlichkeit geschieht, haben sich nicht geändert. Das Eindringen in die Privatsphäre einer Person brauchte immer eine starke Begründung im öffentlichen Interesse, und das gilt auch weiterhin.« Aber Cookson warnt auch: »Wenn die Öffentlichkeit will, dass Korruption, Heuchelei und Gesundheitsrisiken ordentlich untersucht und aufgedeckt werden, muss sie auch sicherstellen, dass investigative Journalisten nicht als Folge der Skandale einen Maulkorb verpasst bekommen.«

#### Recherchepraktiken abwägen

Zu den Folgen von »Hackgate« zählen strafrechtliche Ermittlungen, parlamentarische Untersuchungen und der politische Auftrag an Lord Justice Leveson, journalistische Praktiken, Ethik und Kultur zu untersuchen. Phil Chamberlain, investigativer Journalist und Dozent für Journalismus, hält das für notwendig, denn: »Britische Journalisten halten bekanntermaßen wenig von Selbstbeobachtung. Die quälende Auseinandersetzung amerikanischer Medien mit Ethik und Praktiken betrachten ihre Counterparts in Großbritannien eher abfällig.« Es sei unwahrscheinlich, dass es fundamentale Veränderungen der Recherchepraktiken geben werde, meint er. »Dass die Leute nun in die Verantwortung genommen werden, wird für etwas Nachdenklichkeit sorgen. Einige mögen sich dafür entscheiden, nicht mit den zweifelhaften Methoden des Geschichtenfabrizierens weiterzumachen. Die meisten aber werden sich selber einreden, es sei im Interesse der Öffentlichkeit, des Lesers, des Chefredakteurs, oder einfach in ihrem eigenen Interesse, weiterzumachen wie bisher. Sie werden einfach aufpassen, dass sie nicht erwischt werden, andere sich damit trösten, dass sie nicht zu der Sorte Reporter gehören, sondern an echten Geschichten arbeiten.«

Eileen Fairweather, preisgekrönte Autorin, teilt diese lockere Einstellung nicht. Sie empört sich über die Eskapaden, Gier und niedrigen moralischen Standards der Klatsch-Reporter. Der Abhörskandal werde nicht etwa zu einem professionellen Lernprozess führen, sondern sie erwartet »eine harte Hand des externen Kontrolleurs«. Sie hält die Branche für unfähig zur Selbstkontrolle.

Viele Journalisten fürchten, dass Lord Leveson den Ersatz der Selbstkontrolle durch gesetzliche Regulierung empfehlen wird. Im Editorial der Herbst-

ausgabe fordert die *British Journalism Review* die diskreditierte Press Complaints Commission auf, eigene Ideen zu entwickeln, »bevor die Empfehlungen des Leveson-Reports zur Vorlage werden für die unausweichliche Diskussion um Regulierung.« Mit großer Eindeutigkeit rät er der PCC ferner, als erste Maßnahme alle amtierenden Chefredakteure aus der Kommission zu entlassen. Die Wiederherstellung des öffentlichen Vertrauens müsse für die Medien Priorität haben. Die einflussreiche Fachzeitschrift fordert einen »Branchenaufsichtsrat, der die Themen ‚Eingriffe in die Privatsphäre‘ und damit verbundene ‚scharfe‘ Praktiken überprüft.« Das Gremium sollte echte Unabhängigkeit genießen, »was durch die Beteiligung von Laien, Medienwissenschaftlern, ehemaligen Funktionsträgern, die nicht mehr im Dienst von Zeitungen stehen, sowie Juristen garantiert werden.«

#### **Murdochs anhaltende Destruktivität**

Während sich die Untersuchungen und Enthüllungen hinziehen, steht die Frage im Raum, ob sich Murdoch ganz aus dem britischen Zeitungsgeschäft zurückzieht. News International hat bereits seine Druckereianlagen verlegt und die *News of the World* eingestellt. Die berühmte Firmenzentrale in Wapping im Osten Londons steht zum Verkauf.

Nick Davies gehört zu denen, die den Abzug begrüßen würden. »Sollte er bleiben, wird er mit Sicherheit so destruktiv weiter machen«, meint Davies, dessen Buch über den Verfall journalistischer Standards, »Flat Earth News«, unter Kollegen für viel Wirbel sorgte. »Er und seine Chefredakteure mögen sich für einige Zeit von den illegalen Sachen fernhalten. Ihre Grundeinstellung aber werden sie nie ändern: Murdoch-Zeitungen sind dazu da, ihrem Besitzer Geld und Macht zu verschaffen. Das Anliegen, dem Leser wahrheitsgemäß über wichtige Dinge zu berichten, wird dafür schnell geopfert.«

Aber es gibt in der Gesamtkonstellation auch noch einen anderen Aspekt zu beachten, den Sam Delaney, ehemaliger Chefredakteur des Klatsch-Magazins *Heat*, in der kürzlich ausgestrahlten BBC-Dokumentation »Sex, Lies and Gagging Orders« zur Sprache brachte. Er hält die Gesellschaft mittlerweile für so besessen von intimen Details aus dem Leben anderer Menschen wie nie zuvor und verlangt, dass sowohl Öffentlichkeit als auch die Presse sich ihrer Verlogenheit stellen. Gesetzgeberische Maßnahmen hält er nicht für nötig, warnt aber: »Wir müssen alle innehalten und nach-

denken, bevor wir das nächste Goldkorn von Klatsch, auf das wir stoßen, re-tweeten.«

#### **Dilemma der britischen Medien**

Delaneys eitle Hoffnung ist typisch für das Dilemma, in dem sich die britischen Medien jetzt befinden. Niemand möchte eine gesetzliche Kontrolle. Aber alles spricht dafür, dass gute Absichten und Selbstkontrolle nicht ausreichen. Deshalb haben Wissenschaftler, Journalisten und Journalismusausbilder sowie Medienaktivisten ein Konsortium gebildet, das die Ansätze zur Reform des Kontrollsystems koordinieren und die Prinzipien der Pressefreiheit schützen soll, die durch den Skandal ausgehöhlt worden sind.

Sie können dabei auf Ressourcen zurückgreifen, die von zwei aktuellen gesamteuropäischen Forschungsprojekten zusammengetragen wurden und sich mit den Themen Medienpolitik, Kontrolle und Pressefreiheit beschäftigen (www.mediaact.eu sowie www.mediadem.eliamep.gr) (siehe Seite 106-107). Auch die Kampagnen gegen den Missbrauch von Medienmacht haben jede Menge Belastungsmaterial zusammengetragen.

Alle gehen davon aus, dass radikale Veränderungsvorschläge in Arbeit sind. Doch die im Rechtssystem und dem parlamentarischen Zeitplan begründeten Verzögerungen könnten sie in die Zeit nach den nächsten Parlamentswahlen verschieben. Bis dahin sind Entsetzen und Interesse der Öffentlichkeit vermutlich schon wieder abgeflaut.

Phil Chamberlain: »Die Öffentlichkeit drängt auf echte Branchenaufsicht anstelle des hübschen brancheninternen Feigenblatts, das die PCC darstellt. Sollte die zivilgesellschaftliche Kontrolle der Presse stärker werden, dann kann die nächste Generation von Reportern vielleicht in einem besseren und aufmerksameren Umfeld agieren.«

Mit dem Phänomen der Beobachtung von Mainstream-Medien durch Bürger im Internet ist zudem ein neuer Typ von »Watchdog« ins Spiel gekommen. Vielleicht kann ja in Zeiten des unregulierten Internets eine Intervention des Gesetzgebers doch noch verhindert werden. ■

*Die Gesellschaft sei verlogen  
und so besessen von intimen  
Details aus dem Leben anderer  
Menschen wie nie zuvor.*

*Mike Jempson ist Geschäftsführer der britischen Journalismusethik-Organisation MediaWise. Er unterrichtet Journalismus an der University of the West of England und ist Gastprofessor für Medienethik an der University of Lincoln.  
Übersetzung: Ingrid Lorbach.*



# Eine Frage des Rechts?

Wie weit ist Deutschland von britischen Zuständen entfernt? Zwei Medienrechtler aus beiden Ländern diskutieren über juristische Unterschiede bei Persönlichkeitsschutz und Schadensersatz.

**Brömmekamp:** Die Abhör-Affäre der *News of the World* hat in Großbritannien weitreichende Folgen bis hoch in Regierungskreise. Sie führte zu einer Grundsatzdebatte und zu einem politischen Auftrag an Lord Justice Levenson, journalistische Praktiken, Ethik und Kultur zu untersuchen (s. vorheriger Beitrag). Kommen auf die britischen Journalisten neue Reglementierungen zu?

**Barendt:** Ich denke, die Levenson-Untersuchung wird ein überarbeitetes System freiwilliger Selbstkontrolle empfehlen. Eine neue Press Commission könnte mehr Befugnisse haben, selbst Streitfälle zu untersuchen und gemäßigte Sanktionen zu verhängen. Es könnte auch gesetzlich vorgeschrieben werden, dass Verlage diesem System beitreten müssen.

**Brömmekamp:** Auch in Deutschland drängt sich die Frage auf: Könnte so etwas auch in der Bundesrepublik geschehen? Was sind die Unterschiede zwischen unseren Rechtssystemen, vor allem was den Schutz der Privatsphäre angeht?

**Barendt:** Ich sehe hierin weniger ein rechtliches Problem. Es ist klar, dass das Anzapfen und Abhören von Telefonleitungen wie auch der Eingriff in den Postverkehr sowohl eine Straftat als auch ein zivilrechtliches Delikt sind. Nach dem Regulation of Investigatory Legislation Act 2000 können Polizei und Staatsanwaltschaft derartige Übergriffe strafrechtlich verfolgen.

**Brömmekamp:** Nun waren die Briten mit geschriebenen Gesetzen über die Jahrhunderte eher sparsam und setzen eher auf Common Law und Case Law, also von den Gerichten entwickeltes Fallrecht und Gewohnheitsrecht. Diese Tendenz hat sich erst seit

den letzten zwei Jahrzehnten geändert. Handelt es sich bei dem Regulation of Investigatory Legislation Act 2000 um ein geschriebenes Gesetz oder um Common Law?

**Barendt:** Es ist ein vom Parlament 2000 verabschiedetes geschriebenes Gesetz – anders das aus den generellen Prinzipien des Deliktsrechts entwickelte Zivildelikt, wonach sich jeder gegen Abhörmaßnahmen wehren kann – es sei denn, ein gerichtlicher Beschluss lag vor. Dieses Delikt wurde entwickelt aus dem Human Rights Act 1998, mit dem die Grundrechte der Europäischen Menschenrechtskonvention in das englische Recht implementiert wurden.

**Brömmekamp:** Das Anzapfen und Abhören von Telefonleitungen ist auch in Deutschland sowohl strafbar als auch ein zivilrechtliches Delikt. Nach deutschem Recht ist es ein eklatanter Eingriff in das allgemeine Persönlichkeitsrecht – speziell in das Recht am eigenen Wort, auf Anonymität, auf Privat- und Intimsphäre sowie informationelle Selbstbestimmung. Kann man auch nach englischem Recht gegen die Verwendung der Aufnahmen vorgehen?

**Barendt:** Großbritannien kennt zwar kein allgemeines Persönlichkeitsrecht, aber die Opfer der Abhör-Affäre können neben Unterlassung auch Geldentschädigung verlangen. Diese fällt allerdings wesentlich geringer aus als in Fällen von Verleumdung.

**Brömmekamp:** Nun werden in Großbritannien noch immer wesentlich höhere Geldentschädigungen zugesprochen als in Deutschland, vor allem weil die deutschen Gerichte es noch immer ablehnen, den Beklagten mit der Geldentschädigung zu bestrafen

und abzuschrecken. Als die britische Presse Elton John nachsagte, er habe wegen einer neuen Diät auf einer Party Häppchen nur angekauft, dann aber in eine Serviette gespuckt, wurden ihm 350.000 Pfund zugesprochen. Doch die Behauptung sadomasochistischer Nazi-Gruppen-Sexorgien des damaligen FIA-Präsidenten Max Mosley kostete die News of the World nur 60.000 Pfund. Wie passt dies denn zusammen?

**Barendt:** Es ist logisch nicht erklärbar, dass jemand bis zu 220.000 Pfund in einem Verleumdungsprozess erhält, um Reputation und verletzte Gefühle zu entschädigen, aber die bisherige Grenze für Persönlichkeitsverletzungen 60.000 Pfund ist. Ich denke, dies ist geschichtlich bedingt. Es waren immer Geschworenengerichte, also Laienrichter, welche die Geldentschädigung in Verleumdungsverfahren zusprachen – Richter gewähren erfahrungsgemäß geringere Summen, und diese entscheiden in Fällen von Vertrauensbruch und Bruch der Privatsphäre.

Erst nach Streitigkeiten wie dem Elton-John-Fall griff das Appellationsgericht ein, was zu einer allgemeinen Reduzierung bei Geldentschädigungen führte und sie den Entschädigungen für immaterielle Schäden bei Körperverletzung anglich. Es mag aber auch sein, dass die Gerichte glauben, die Angeklagten verdienen nicht mehr, da die Geschichten zum Beispiel im Mosley-Fall tatsächlich wahr waren.

**Brömmekamp:** Hat sich seit der Einführung des Human Rights Act 1998 im Hinblick auf den Persönlichkeitsschutz viel geändert?

**Barendt:** Es gibt seitdem sehr viel mehr Klagen. Die Gerichte haben den Schutz der Privatrechte zunehmend auf der Grundlage geltenden Rechts weiterentwickelt.

**Brömmekamp:** Ob so etwas auch in einem anderen Land geschehen kann, ist, wie Sie schon sagten, weniger eine rechtliche als eine tatsächliche Frage: Ist der Abhörskandal der News of the World ein britisches Phänomen? Sind deutsche Journalisten braver, weniger risikofreudig und weniger skrupellos als ihre englischen Kollegen – oder werden sie vom deutschen Recht im Zaum gehalten?



**Eric M. Barendt**, Jahrgang 1945, war jahrzehntlang Professor für Medienrecht am University College London – am ersten Lehrstuhl für Medienrecht in Großbritannien überhaupt. Er erlernte eigens die deutsche Sprache, um die englische, amerikanische und deutsche Meinungsäußerungsfreiheit zu untersuchen (Buchveröffentlichung: »Freedom of Speech«, 2. Aufl. 2005). Er ist Herausgeber des »Journal of Media Law« und berät das britische Parlament in Fragen des Schutzes der Privatsphäre und deren Verletzung durch die Medien.

**Birgit Brömmekamp**, Jahrgang 1965, ist Rechtsanwältin in Köln mit dem Schwerpunkt Presserecht. Sie promovierte über einen Vergleich der britischen und deutschen Pressefreiheit und forschte am Institute of Advanced Legal Studies und dem University College London.

**Barendt:** Ich glaube, die Briten haben eine lebendigere, lusternere Presse als andere europäische Länder oder die USA. Es herrscht ein harscher Konkurrenzkampf zwischen unseren Boulevardblättern, sie müssen Sensationen veröffentlichen, um ihre Auflage zu steigern.

**Brömmekamp:** Der Konkurrenzkampf dürfte auf beiden Seiten des Kanals bestehen – aber liegt die Lebendigkeit und Lüsternheit der britischen Presse daran, dass sie weniger reglementiert war und ist als die deutsche?

**Barendt:** Das ist eine Frage aus Historie und Kultur. Wir haben die Pressefreiheit seit Jahrhunderten, wesentlich länger als Deutschland, und bis vor rund zehn Jahren hatten wir keinen expliziten gesetzlichen Schutz der Privatsphäre. Mit Sicherheit haben der medienrechtliche Rahmen, in dem die Journalisten agierten, und ihr Verständnis von der Berufsrolle vielfältig aufeinander eingewirkt. ■

# Deutsche Parallelen

*In punkto fragwürdige Recherchemethoden sind die Deutschen trotz einiger Parallelen weitaus braver als ihre britischen Kollegen – und schlimmer als ihre Fehlritte ist ihr Verzicht auf Recherche.*

VON ULRIKE SIMON

**E**s war im Jahr 1984. Der tagelang tot in seinem Haus liegende Schriftsteller Uwe Johnson war gerade gefunden worden, als ein Journalist in das von Behörden versiegelte Haus im englischen Sheerness-on-Sea einbrach. Manche mögen vermuten, das müsse einer dieser moral- und gesetzlosen britischen Boulevardreporter gewesen sein. Der damals durch das Fenster eingestiegen ist, war jedoch Tilman Jens, zu jener Zeit Redakteur des *Stern*. Die Reportage war seine letzte für dieses Blatt. Erschienen ist sie nicht, und Jens war seinen Job los.

## »Privat war gestern«

Ein Einbruch wie jener eines freien Journalisten in eine Schule, um ein Foto eines verunglückten Mädchens zu besorgen, ist heutzutage gar nicht mehr notwendig, sagen die beiden Berliner Medienrechtler und

*Stern-Reporter Tilman Jens brach in die Wohnung des toten Schriftstellers ein. Er verlor seinen Job, die Geschichte erschien nicht.*

Autoren des neu erschienenen Buches »Privat war gestern«, Christian Schertz und Dominik Höch. In sozia-

len Netzwerken wie Facebook stellen die Mitglieder selbst private Fotos und Informationen online. Der Amoklauf von Winnenden oder die Katastrophe der Loveparade in Duisburg sind da nur die spektakulärsten Beispiele von Medienereignissen, die beweisen: Journalisten, die nach Informationen und Fotos von Opfern suchen, werden im Internet problemlos fündig. Daraus lassen sich mit etwas Schreibtalent und Fantasie ganze Psychogramme zaubern. Nicht nur fragwürdig, sondern unzulässig,

oft jedoch ohne Konsequenzen ist zumindest die Verwendung dort gefundener Privatfotos.

## Ausgelagerte Observation

Die Frage, wie weit deutsche Medien in ihren Recherchemethoden dem nun eingestellten Murdoch-Blatt *News of the World* ähneln, betrifft freilich andere Dimensionen. Hier wie dort gibt es Fälle, in denen von Rechercheaufträgen an Agenturen die Rede ist. In England waren Detektive beschäftigt, in Deutschland weiß man zumindest im Fall der Illustrierten *Bunte* von der Zusammenarbeit mit einer Agentur, deren Mitarbeiter observationstechnischen Methoden nicht abgeneigt waren. Der vom *Stern* enthüllte Skandal, wonach tatsächliche oder angebliche Liebesaffären von Politikern bespitzelt werden sollten, provozierte Empörung – und ein Gerichtsverfahren. Darin wurde die Zusammenarbeit zwischen *Bunte* und der Agentur nicht bestritten. Lediglich der Eindruck, die *Bunte* habe von den Methoden gewusst, hielt der gerichtlichen Überprüfung nicht stand.

Ohnehin scheinen unlautere Recherchen oft ausgelagert zu werden. Betrieben werden sie von Agenturen, freien Journalisten oder Leuten, die angeblich nur vorgaben, für dieses oder jenes Medium zu arbeiten. Und freilich hätten sie keine Kenntnis davon gehabt, auf welchem Weg das Recherche-Ergebnis zustande gekommen sei, beteuern beschuldigte Redaktionen dann gern.

Pressefreiheit bedeute nicht Erpresserfreiheit, klagte Ottfried Fischer, der sich als *Bild*-Opfer fühlt, aber wohl vor allem ein Opfer seiner Agentin geworden ist. Ihr erschien es ratsamer, dass sich der Kabarettist im Interview zum gekauften Sex bekennt als zu hoffen, dass *Bild* schon keinen Gebrauch macht von dem im Rotlicht-Milieu angekauften Video, das ihn beim



Die Späh-Affäre der Bunten: Stern-Artikel vom August 2011.

Sex mit Prostituierten zeigte. Der Ankauf selbst mag geschmacklos gewesen sein, war jedoch rechtens, entschied das Gericht.

Scheckbuch-Journalismus ist gang und gäbe, zumindest bei Medien, die sich das leisten können. So im Fall von Jörg Kachelmanns Ex-Geliebter in *Bunte* oder, um ein historisches Beispiel zu wählen, im Fall der Hitler-Tagebücher des *Stern*. Und manchmal reichen schon wenige Euros. So wie bei jenen Jugendlichen, die sich in Winnenden eigens für die Kameras gern noch einmal weinend in die Arme gefallen sein sollen.

### Im Kittel ans Krankenbett

Persönlichkeitsrechte, Anstand und Aufrichtigkeit ist jenen, die als »Witwenschüttler« unterwegs sind, so fremd wie jenen, die im Arztkittel oder mit Blumen in der Hand an Krankenbetten vordringen. So geschehen bei Monika Lierhaus, und auch die ehemalige Boulevardreporterin Kerstin Dembrowski schreibt derart selbst Erlebtes in ihrem Buch »Titten,

Tiere, Tränen, Tote«. Ganz aktuell ist jenes Beispiel von Gaby Köster, die nun öffentlich machte, wie sie, halbseitig gelähmt, bei der Entlassung aus dem Krankenhaus einen hinter einer Säule lauernden Fotografen entdeckte. »Renn doch weg, wenn du kannst«, habe

er gesagt. Im Nachhinein kommentiert sie das so: »Wenn ich den noch mal treffe und der

hat die Kamera da, wo eigentlich seine Eier hingehören, dann, das schwöre ich, drücke ich ihm die Kamera direkt in den Hals.«

Aber selbst als Vorbild geltende Rechercheure wie Hans Leyendecker blicken auf Verfehlungen zurück, zum Beispiel, weil sie die Journalistenregel »Audiatur et altera pars« (»Man höre auch die andere Seite«) missachtet haben. Wegen der Aussage eines einzigen Zeugen hatte sich Leyendecker nach dem Tod des RAF-Mitglieds Wolfgang Grams in Bad-Kleinen in eine Mord-Theorie verbissen, die sich hinterher als falsch erwiesen hat. Dafür, sagte der heute bei der *Süddeutschen Zeitung* beschäftigte Leyendecker später, hätte er damals beim *Spiegel* eigentlich gefeuert werden müssen.

Fragwürdige Recherchen gibt es zuhauf, und doch sind sie nicht wirklich vergleichbar mit dem systematischen, massenhaften und jahrelangen Abhören von Telefonaten, wie es bei *News of the World* betrieben wurde. Das kennt man hierzulande nur umgekehrt: wenn unliebsame Journalisten von Konzernen bespitzelt werden.

Verbreiteter als entfesselte Recherche scheint hierzulande der vor allem in den Kopieranstalten der Billigpresse praktizierte Verzicht auf jegliche Recherche. Erst neulich berichtete *Die Zwei*, Günther Jauch pflege zu seiner Mutter »bis heute einen liebevollen Kontakt«. Sie wohne »in einem Altenheim unweit seiner Villa in Potsdam«. Die Post von Jauchs Anwalt folgte prompt. Er pflege keinen Kontakt mehr zu seiner Mutter, teilte er darin mit, sie sei nämlich 2005 gestorben.

Woraufhin das Schwesterblatt *Freizeit TV* aus demselben, zur WAZ-Gruppe gehörenden Gong Verlag titelte: »Seine geliebte Mutter hat ihn für immer verlassen.«

*Günther Jauch pflege zu seiner Mutter bis heute einen liebevollen Kontakt, berichtete das Blatt. Sie ist jedoch 2005 gestorben.*

*Ulrike Simon ist freie Medienjournalistin in Berlin.*



# Vom Bohren

*Thomas Leif, seit der Gründung Erster Vorsitzender des Netzwerk Recherche, diskutiert über die Recherchekultur in Deutschland und über die Rolle des Netzwerks.*

*Wenn Sie hier in Berlin zum Tagesspiegel oder zur Berliner Zeitung greifen – oder bei Ihnen zu Hause zum Wiesbadener Kurier –, würden Sie sagen, dass diese Zeitungen im Laufe der vergangenen zehn Jahre besser geworden sind?*

**Thomas Leif:** Nein, besser nicht, aber auch nicht wesentlich schlechter, obwohl sich die Arbeitsbedingungen der reduzierten Redaktionen massiv verschlechtert haben. Stichwort Ressourcenknappheit. Bei vielen Blättern in Deutschland finden sie Spitzenqualität neben Problemzonen.

*Fällt Ihnen mitunter auch mal etwas Herausragendes auf?*

Ja immer wieder, im europäischen Vergleich wird in Deutschland insgesamt hochwertiger Journalismus geboten. Wenn wir über das Segment der Qualitätszeitungen sprechen, dann fiel mir zum Beispiel Ende September in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* eine luzide, tiefschürfende Analyse der Malaise der FDP auf.

Viele Journalisten reden derzeit über den Rücktritt von Thomas Leif, dem Gründer und 1. Vorsitzenden des Netzwerk Recherche. Die Buchhaltung des Vereins wies Unregelmäßigkeiten auf, der Vorstand distanzierte sich von Thomas Leif und wechselseitige Beschuldigungen stehen im Raum. Doch um diese Fragen soll es in dem Interview nicht gehen – auch, weil eine Strafuntersuchung anhängig ist. Dieses Gespräch soll vielmehr die Entwicklungen des Netzwerk Recherche seit seiner Gründung im Jahr 2001 reflektieren und bilanzieren. Was hat der Verein erreicht? Wo ist er gescheitert? Welche Rolle spielt heute Qualitätsjournalismus, und welche Rolle spielt Recherche?

*Und wo steht heute der Journalismus der Regionalblätter im Vergleich zu 2001?*

Vielerorts werden die meist konkurrenzfreien Blätter von maximal reduzierten Teams produziert mit miserabel bezahlten freien Mitarbeitern aus der Region gefüllt. Hinzu kommt der Umbau der Redaktionen zu kleinen Zirkeln von Textmanagern, die der Not folgend, Fremd- und Agenturmaterial veredeln. Und das dritte Problem ist die unheilvolle Komplizenschaft mit den lokalen Eliten.

*Und wenn Sie an die Tagesschau von gestern Abend denken: Kam sie – journalistisch gesehen – besser daher als vor zehn Jahren?*

Auch hier eine gemischte Bilanz. Problematisch finde ich den vergleichsweise hohen Anteil offizieller ministerialer Verlautbarungen, ohne die direkte Kontext-Prüfung und die notwendige Einordnung und Erklärung.

*Welche Themen fehlen zum Beispiel?*

Aktuell in der Rettungsschirm-Debatte die Verantwortung der unterkapitalisierten Banken und deren unkontrollierten Geschäftsmodelle. Da gibt es in den Nachrichtensendungen zu viele Leerstellen und zu viel Transport amtlicher Schönwetter-Mitteilungen.

*Systematischer gedacht: Ist es die Staatsnähe der Öffentlich-Rechtlichen?*

Nein. Diese Defizite werden ja intern von den Machern selbst gesehen. Optimierungsbedarf gibt es meines Erachtens in der Afghanistan-Berichterstattung: Hier fallen manche Berichte hinter den derzeitigen Erkenntnisstand von Parlamentsdebatten und der meisten Experten.

*Die öffentlich-rechtlichen Fernsehmacher stehen nicht unter dem ökonomischen Druck wie ihre*

# dicker Bretter

*Kollegen von der Presse. Sie sind auch 2011 gut ausgestattet und werden gut bezahlt. Wie erklären Sie sich hier diesen Qualitätsabfall – hat sich das Rollenselbstverständnis verändert?*

Einen generellen Qualitätsabfall gibt es nicht. Schauen Sie sich beispielsweise die Arbeit von Werner Sonne an, der Direkt-Interviews für das Morgenmagazin präsentiert. Er zeigt eine distanzierte, informierte Haltung zu den Machträgern des Berliner Betriebs und stellt klare, zielführende Fragen. Damit werden Standards gesetzt, die leider nicht immer gehalten werden.

*Das klingt jetzt aber stark nach dem Muster: Früher war alles besser, wir Oldies sind die Größten.*

Nein, man muss nur auf die Tendenz hinweisen, dass viele Personalentscheider die Bedeutung der Qualitätsmerkmale »Praxis-Erfahrung« und »Analyse-Kompetenz« nicht ausreichend bedenken.

*Studien über Fernsehnachrichten zeigen, dass sich die TV-Journalisten zunehmend mit der Inszenierung der Themen identifizieren und sich weniger um die Inhalte kümmern – darin wohl ähnlich der Politik. Hier wie dort dominiert der Bühneneffekt. Und dieses Rollenverständnisfasziniert wiederum narzisstisch und darstellerisch begabte junge Leute. Für sie ist Journalismus nicht Recherche, sondern Themeninszenierung.*

Der Befund ist berechtigt. Personalisierung drängt die Sachverhalte und den Kontext zu sehr in den

Thomas Leif (Mitte) im Gespräch mit den Message-Herausgebern Lutz Mücke (l.) und Michael Haller





## THOMAS LEIF

Jahrgang 1959, studierte Politik, Publizistik und Pädagogik in Mainz und Frankfurt, arbeitete seit 1985 zunächst als freier Mitarbeiter für den Südwestfunk, wo er 1995 zum fest angestellten Redakteur und 1997 zum Chefreporter wird. Im SWR moderiert Thomas Leif seit 2009 die Politik-Talkshow 2+Leif. Er ist Honorar-Professor für Politologie an der Universität Koblenz-Landau, Mitherausgeber des Forschungsjournal *Neue Soziale Bewegungen* und Mitglied im Beirat von Transparency International.

2001 gründet er die Journalistenvereinigung Netzwerk Recherche mit und ist bis Mitte 2011 dessen 1. Vorsitzender. Im Juni 2011 übernimmt er die Verantwortung für Unregelmäßigkeiten in der Buchführung des Vereins und tritt zurück.

Hintergrund, weil gelegentlich behauptet wird, Politik sei im Fernsehen anders nicht mehr zu vermitteln. Übertriebene Personalisierung in Verbindung mit Entsachlichung sind ein gefährlicher Cocktail.

*Nun scheint sich aber das TV-Publikum – will man den Erhebungen der ARD/ZDF-Zuschauerforschung glauben – mit komplexen Politikthemen tatsächlich schwerzutun und wegzuzappen, wenn die ARD während der Primetime solche Inhalte bringt.*

Es gibt auch fulminante Gegenbeispiele, die mit gut gemachten und überraschenden Fakten große Resonanz hatten. Aber aufs Ganze gesehen hat man sich auf die Formel geeinigt, dass sich das TV-Publikum für so etwas nicht interessiert, es vielleicht auch nicht kapiert. So wurden immer mehr Politikfelder zu No-go-Areas erklärt und den bunten Selbstdarstellern das Spielfeld überlassen.

*Dazu fallen einem mehrere Gesichter aus den Reihen der Regierungsparteien ein. An wen denken Sie?*

Der Fall Guttenberg ist besonders typisch für diesen Trend der Personalisierung. Dieser »Anti-Politiker« hat eine sogenannte Bundeswehrreform hinterlassen, an der nichts stimmt und nichts funktioniert. Und doch wurde er mit seinen Posen gegen die politische Klasse von den Medien dafür hochgejubelt und von der Boulevardpresse sogar als Kanzlerkandidat ausgeschmückt. Das Fatale daran ist, dass in sehr vielen Redaktionen die Seite 2 der *Bild*-Zeitung das Agendasetting macht.

*Also haben sich über Fernsehen und Boulevardpresse die Kriterien und Maßstäbe für das verschoben, was der Journalismus als Gatekeeper für berichtenswert erklärt.*

Diese schleichende Verschiebung der Nachrichtenfaktoren ist sicher das zentrale Problemfeld der vergangenen zehn Jahre. In Redaktionen gibt es Anweisungen, die einen reduzierten Relevanzbegriff einfordern: »Nicht mehr das Wichtigste einer Geschichte steht im Zentrum«, sondern, was die größtmögliche Aufmerksamkeit erzeugt. Auch bei Nachrichtensendungen und Magazinen hat der »Gesprächswert«, der »Aufreger« und der »Unterhaltungswert« inzwischen einen höheren Stellenwert als die inhaltliche Substanz einer Nachricht.

*Diesen Trend zur Trivialisierung trifft man überall an, auch in der Regionalpresse.*

Was dies betrifft, so sehen manche Regionalblätter heute so aus wie die *Bild*-Zeitung vor zwanzig Jahren. Ich beobachte eine fulminante Boulevardisierung der Themen und der Machart von Geschichten.

*Ihr Fazit im Rückblick auf diese zehn Jahre klingt nicht sehr euphorisch, eher pessimistisch. Dabei waren Sie doch vor zehn Jahren mit der Gründung des Netzwerks angetreten, den Journalismus – zumal den Recherchejournalismus – mächtig nach vorn zu bringen.*

Wir wollten damals eine Sensibilisierung in Bezug auf die journalistische Arbeit erreichen – Recherche nicht mehr nur als Scoop, als große Investigation zu verstehen, sondern als wichtigen Qualitäts-Treiber für die tägliche Praxis. Wenn eine Redaktion insgesamt mehr recherchiert, kommt sie auch in der Substanz zu besseren Ergebnissen, zur sicheren

Themenauswahl und durchdachten Präsentation von Geschichten.

*Und das Handwerk? Können die Journalisten heute besser recherchieren als vor zehn Jahren?*

Nicht besser, aber auch nicht schlechter. Rechercheausbildung war immer ein Stiefkind. Zu viele Verantwortliche waren der Meinung, dass man diese Techniken nicht vermitteln könne und müsse. Heute ist es in vielen Häusern ganz selbstverständlich, dass man die Mitarbeiter im Feld der Recherchetechniken weiterbildet und mittlerweile auch den Mehrwert dieser Investition anerkennt.

*Rechercheausbildung war seit jeher ein Stiefkind. Zu viele meinten, diese Techniken könne man nicht vermitteln.*

*Recherchierjournalismus ist nicht nur Technik – aber wem sagen wir das! Ihr Buch damals hieß »Leidenschaft Recherche!« Hat es ansteckend gewirkt? Haben die jungen Leute verstanden, was damit gemeint war und ist?*

Verstanden wurde es nicht umfassend, aber es hat wichtige Impulse gegeben. Dass man Großkonflikte in der Politik und Wirtschaft systematisch ausarbeiten muss, wenn man hinter die Machenschaften kommen will, hat sich noch nicht überall herumgesprochen. Für Tiefenbohrungen und Langfrist-Recherchen muss man in der Tat Leidenschaft entwickeln und freiwillig mehr Energie einsetzen, als unbedingt von einem erwartet wird.

*Warum genügt nicht gutes Handwerk plus Neugier plus Aufklärungswille?*

Weil die Recherche »großer Geschichten« außerdem einen langen Atem, echte Expertise und beachtliche Ressourcen braucht. Das gelingt nicht oft, weil man die eigene Bequemlichkeit und den inneren Schweinehund überlisten muss. Hilfreich sind hier die Leuchttürme im Alltag, die zu Orientierungsmarken für guten Recherchejournalismus werden. Zum Beispiel die Ergebnisse des *Spiegel*-Teams bei der HSH-Nordbank-Recherche. Auf der Passiv-Seite steht der Fall Ypsilanti, hier ist die ganze Geschichte bis heute nicht erzählt.

*Sie kennen die Verhältnisse in Wiesbaden. Warum tun Sie es nicht in Ihrer Rolle als Chefreporter?*

Dies war und ist nicht meine Baustelle und gehört auch nicht in mein derzeitiges Arbeitsgebiet. Ich kümmerge mich um die Sendung, mit der ich beauftragt bin.

*Wenn man in den 90er Jahren das Wort Recherche in den Mund nahm, dachten die einen an die Under-Cover-Rolle à la Wallraff, die anderen an die große Enthüllung wie der Neue Heimat-Skandal, die*

*Die neuen Möglichkeiten des Informationsfreiheitsgesetzes haben Journalisten bislang sträflich vernachlässigt.*

*Barschel-Affäre oder jene über die Schwarzen Kassen der CDU, die meist per Scheckbuch eingekauft wurden. Die pingeliche*

*Rekonstruktionsrecherche war nicht beliebt. Und kam darum auch selten vor. Sie war nicht sexy und niemand assoziierte mir ihr Leidenschaft.*

Wobei man sich fragen muss, warum Wallraff mit seiner Methode bis heute weitgehend als Solist auftaucht und kaum Schüler und Nachahmer gefunden hat.

*Die Bereitschaft, eine andere Identität anzunehmen und eine fremde Rolle so zu spielen, als wäre man diese Person, setzt eine ganz spezifische Begabung voraus, die zumal unter Journalisten nicht verbreitet ist.*

Hinzu kommt noch der inszenatorische Charakter, über den er so manches Thema erschlossen hat. Wobei er seine Under-Cover-Recherche über die grässlichen Arbeitsbedingungen in der Großbäckerei im Hunsrück an die »alten« Maßstäbe angeknüpft hat.

*Sprechen wir noch über Ihren dritten Recherchetyp, die Aufarbeitung von komplexen Themen.*

Die gibt es immer mal wieder im Zeit-Dossier, vorbildlich etwa zum AKW-Endlager in Gorleben und der Asse. In diesem Genre böte sich ein beachtliches Innovationspotenzial. Umfassender Hintergrund plus analytische Einordnung und kristallklare Benennung der Verantwortlichen.

*Wir sehen außer der Süddeutschen keine Tageszeitungsredaktion, die solch aufwendige Rekonstruk-*

*tionsrecherchen pflegt wie etwa in Großbritannien der Guardian oder in den USA die New York Times. Bei uns will der Nachwuchs möglichst bald zum Leitartikelschreiben zugelassen werden. Wir spüren keine Veränderung, hier sind offenbar die Bretter zu dick für das Netzwerk.*

Haltung zu haben, das ist in Deutschland ein heikles Thema. Wir haben sie immer wieder thematisiert, wir können anregen, überzeugende Beispiele präsentieren und auszeichnen, aber wir können doch nichts verordnen. Meiner Erfahrung nach zählt am Ende das persönliche Vorbild.

*Wenn die Regionalpresse die damit verbundenen Aufwendungen scheut oder kein ausgebildetes Personal hat: Wäre dies nicht ein Feld für gut dotierte Recherchestipendien oder Teams, die entsprechende Aufträge generieren?*

Unsere Idee der Recherche-Stipendien wurde ja breit aufgenommen. Aber bei den Stipendien besonders für regionale Themen gibt es noch viel Luft nach oben.

*„Haltung“ heißt für uns auch, dass man sie zeigt und lebt und sich für sie stark macht.*

Stimmt. Aber zwischen Anspruch und Realität klafft hier noch eine große Lücke. Auf unseren Jahreskonferenzen bemühen wir uns darum, dieser Forderung gerecht zu werden.

*Unter Ihren Gästen waren auch Giovanni die Lorenzo und Axel Hacke. Die beiden haben kürzlich einen eleganten Bestseller auf den Markt gebracht, der Haltung einfordert.*

Die beiden sprechen in ihrem Buch die richtigen Themen an und dienen damit auch als Vorbild. Haltung muss man sich in der Praxis aber hart erarbeiten. Begrenzter Opportunismus scheint mir jedoch insgesamt heute weiter verbreitet zu sein.

*Wäre das Informationsfreiheitsgesetz, mit dem solche Rekonstruktionsrecherchen leichter zu machen sind, auch ohne die Arbeit des Netzwerks geschaffen worden?*

Das weiß ich nicht. Ich weiß aber, dass die Journalisten die mit dem Gesetz verbundenen Möglichkeiten bislang sträflich vernachlässigt haben. Obwohl wir viel dafür tun – Vorträge und Workshops wurden abgehalten und Broschüren publiziert. Aber auch hier haben wir es mit dicken Brettern zu tun.



*Genügen die bislang angewendeten Bohrgeräte, um messbare Erfolge zu bekommen?*

An fehlenden Instrumenten und rechtlichen Möglichkeiten liegt es nicht. Einsatz, Ausdauer, Kontinuität führen über kurz oder lang zum Rechercheziel.

*Haltung und Recherchierwille machen auch den Kern des Medienkodex des Netzwerks aus, der das wohl umstrittenste Papier im Journalismus des letzten Jahrzehnts verkörpert und die Handschrift von Thomas Leif trägt.*

Der Medienkodex ist das Ergebnis einer Teamarbeit. Ja, das ist ein ganz wichtiges Dokument, das – wie geplant – Diskussionen über den inneren Kompass von Journalisten auslösen und die journalistische

Haltung schärfen soll. Wir hatten ja damals nicht vorhergesehen, dass der eher harmlose Satz »Journalisten machen keine PR« solche Wellen schlagen würde.

*Der Satz war nicht harmlos und der Tsunami, den er auslöste, war kalkuliert.*

Wieso? Der Satz formuliert doch eine pure Selbstverständlichkeit; wer kann denn bestreiten, dass der Einfluss von PR, Marketing und Pressesprechern mit ihrer gekauften Kommunikation und den bestellten Botschaften im Medienbetrieb zunehmend an Einfluss gewinnt? Die Kritik an dieser selbstverständlichen Journalisten-Position kam vor allem von den Akteuren, die zwischen Journalismus und PR keinen Unterschied sehen und die eigentlich getrennten Welten verschmelzen wollen.

*Da erinnern wir uns aber anders. Vor der Abstimmung gab es heftige Auseinandersetzungen und anschließend auch Vereinsaustritte.*

Hier trägt Ihre Erinnerung. Der Medienkodex ist nach intensiven und kontroversen Diskussionen in großer Einmütigkeit verabschiedet worden; ich

kann mich an keinen einzigen Austritt erinnern. Die Kritik an dem formal auch vom Deutschen Presserat gefor-

derten Trennungsgebot kommt von außen. Spannend ist doch, dass so ein puristischer Satz solche Debatten und berufsethische Diskurse ausgelöst hat. Es ist einer unserer größten Erfolge, dass heute in der Berufsausbildung in den Journalistenschulen über den Medienkodex geredet und das Berufsbild geschärft wird.

*Der Konflikt schwelte und schwelt weiter, weil viele Journalisten dieses Dogma für scheinheilig halten: In der Predigt reden die Herren über Keuschheit, in der Praxis gehen sie auf den Strich. Also müsste man darüber streiten, ob und wie man die Prostitution entkriminalisieren und auch safer machen kann.*

Genau das ist doch ein Ergebnis der strittigen Diskussionen. Wo sind Grenzen? Gefährdet der PR-Einfluss einen unabhängigen Journalismus? PR muss bestellte Botschaften verkaufen. Journalismus hat das genaue Gegenteil zur Aufgabe. Die Herausforderungen durch PR berühren die DNA unseres Berufes. Deshalb verbieten sich Verharmlosungen.

*Und wenn eine Redaktion in ihrem Feuilleton eine Buchreihe über den grünen Klee lobt und anpreist, nicht, weil sie herausragend gut ist, sondern weil sie vom Zeitungsverlag produziert und mit guten Gewinnen verkauft werden soll?*

Sowas ordne ich zunächst einmal zur Abteilung Marketing; dies ist grenzwertig.

*In der Welt des Rechts gilt der Grundsatz, dass man in den Ausstand zu treten habe, wenn auch nur der Verdacht der Befangenheit bestünde. Müsste dies nicht auch für den Journalismus gelten?*

Wenn Sie es ganz streng nehmen: ja.

*Kritiker werfen Ihnen vor, dass Sie als ARD-Journalist in den ARD einen Film gemacht haben, der für die Position der ARD Partei ergreift.*

Diese Kritik ist unzutreffend und ungerechtfertigt. Ich habe in dem Feature »Quoten, Klicks und Kohle« den Wettbewerb im Online-Markt und die damit verbundenen politischen Kontroversen analysiert. Es gibt keinen Nachweis eines Fehlers, keine rechtlichen Beanstandungen. Sogar die Aufsichtsgremien wurden mit dem Film beschäftigt. Ergebnis:

Breiteste Zustimmung und positive Resonanz; kein einziger Verstoß gegen irgendeinen journalistischen Grundsatz wurde festgestellt.

*... auch nicht gegen den der Ausgewogenheit?*

Nein, es kamen alle Seiten in Rede und Gegenrede zu Wort.: Sie beziehen sich vermutlich auf das sogenannte »Gutachten« eines Parteivertreters aus Mitweida, eines früheren *Playboy*-Geschäftsführers. Die Landesmedienanstalt Rheinland-Pfalz hatte dieses Gutachten bestellt, weil ihnen in dem Feature Mausechelen mit Sat 1 nachgewiesen wurden.

*Und wenn Thomas Leif auf Veranstaltungen und in Publikationen immer wieder auf seine eigenen Bücher hinweist, die oftmals nichts mit dem Thema zu tun haben?*

Wenn ich ein Sachbuch zur »Beraterindustrie« oder zur »Nachwuchsmisere in den Parteien« oder zu »Lobbyismus« veröffentliche, halte ich es für legitim, die Titel zusammen mit dem Bundespräsidenten oder dem Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts zu präsentieren. Der Vorwurf läuft ins Leere. Auch andere Buchautoren sprechen in Medien und Veranstaltungen über ihre Recherche-Ergebnisse.

*Hinter mancher Anfeindung steckt vielleicht auch eine Zukunftsangst vieler Journalisten, die ihren Arbeitsplatz bedroht sehen oder bereits unter Konditionen arbeiten, die man vor ein paar Jahren noch für undenkbar hielt. Jemandem, der zwanzig Jahre lang als Journalistin oder Journalist gute Arbeit abgeliefert hat, zu sagen: Wechsle den Job, du wirst nicht mehr gebraucht, grenzt an Zynismus.*

Die Analyse ist korrekt und ein Appell an die Journalistengewerkschaften. Netzwerk Recherche ist keine Vereinigung, die ein tarifliches Mandat hat. Die Veränderung der skizzierten Probleme ist Aufgabe der Mediengewerkschaften, die als Tarifpartner legiti-

Die Herausforderungen durch  
Public Relations berühren die DNA  
unseres Berufes. Deshalb verbieten  
sich Verharmlosungen.

miert sind. Unser Schwerpunkt ist es, »Recherche zu fordern und zu fördern.«

*Von außen wird das Netzwerk vor allem über seine Jahreskonferenz wahrgenommen. Auf dieser Großveranstaltung tritt Deutschlands Polit-Prominenz auf, werden Exoten eingeladen, bekommen Informationsverweigerer ihr Fett ab – und man kann in Workshops lernen, wie man im EU-Datenurwald recherchiert und seine Website für Google optimiert – also ein bunter Jahrmarkt, auch der Eitelkeiten. Entspricht diese Wahrnehmung Ihren Vorstellungen?*

Die Resonanz über Jahre zeigt doch, dass die »Konferenz von Journalisten für Journalisten« mehr ist als ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Zugegeben: Es treten auch prominente Chefredakteure auf, Nick Davies und Julian Assange waren in Hamburg, bevor sie prominent waren. Völlig unbekannte Referenten begeistern das Publikum. Aber – die künftigen Macher können ja diese Eitelkeiten unterbinden. Ich garantiere Ihnen: Den wahren Wert der Jahreskonferenzen werden die Kritiker erst erkennen, wenn sie nicht mehr existieren.

*Gab es Highlights, die dieses Konzept umgesetzt haben?*

Gut gelungen ist uns dies mit der Konferenz, an der Johannes Rau seine Rede über die gesellschaftliche Aufgabe des Journalismus hielt. Seine Grundsätze gelten auch heute noch. Besonders die kleinen »Erzählcafés« mit den Rekonstruktionen erfolgreicher Recherchen und dutzende von Workshops haben Top-Qualität geliefert.

*Die Plenarveranstaltungen wirkten mitunter wie eine Bühnenshow, wo sich die Journalisten im Glanz der Prominenz, mit Bundeskanzler Schröder oder Günter Grass zeigen, wo Diskussionsleiter manchmal auch unvorbereitet schwadronierten und Moderatoren aus der Rolle fielen, wo kritische Nachfragen aus dem Publikum abgewürgt und Chefredakteure angehimmelt wurden. Insgesamt also viel aus der Welt des Talk-Fernsehens.*

Die Kritik ist zum Teil berechtigt. Aber das liegt auch daran, dass alles von sehr vielen jungen Leuten ehrenamtlich organisiert wird. Warum? Weil sich die Stars im Journalismus, die sich zur Elite rechnen, nicht die Hände bei der praktischen Arbeit schmutzig machen wollen. Die wollen hofiert und bedient wer-

den, wie sie es gewohnt sind. Die Fußmattenarbeit leisten immer die anderen. Auch im Netzwerk gibt es – wie in anderen Journalistenvereinen – ein Ressourcenproblem. Jeweils am letzten Januar-Wochenende bieten wir ein offenes Planungsseminar als Ideenbörse an. Alle Aktiven sind willkommen und können sich einbringen.

*Liegt es nicht auch daran, dass die jungen Leute unentgeltlich nach dem Muster der Selbstausbeutung mitarbeiten sollen? Vielleicht ist das Gesamtvolumen der Jahreskonferenz auch zu groß geworden.*

Diese Kritik ist derzeit gerade in Mode: Small is beautiful, alles soll wieder kleiner werden und schrumpfen. Diejenigen, die ohnehin nicht zugepackt haben, machen es sich bequem. Man kann Projekte reduzieren, allerdings dann bis an die Grenze der Bedeutungslosigkeit. Jede Generation der Aktiven soll in freier Autonomie über die Gestaltung sinnvoller Projekte und Initiativen entscheiden. Wenn Herzblut und Professionalität zusammenkommen, wird dies schon gelingen.

*Und welche Schlüsse ziehen Sie aus zehn Jahren Netzwerk-Management?*

Unsere Arbeitsergebnisse und die Sinnspuren von Netzwerk Recherche kann ja jeder bei Interesse anschauen. Die wahre Bedeutung des Netzwerkes wird sicher erst aus der zeitlichen Distanz erkannt werden. Für eine ehrenamtliche Organisation haben wir beachtliche Standards gesetzt, die jetzt übertroffen werden müssen. Meine Grunderkenntnis nach zehn Jahren Kärnerarbeit: Es ist schwer, Institutionen aufzubauen, aber leicht, sie zu zerstören.

*Zum Schluss eine persönliche Frage. Mehr als andere brauchen engagierte Leute als Treibstoff Gestaltungsmacht, narzisstische Bestätigung und fachliche Anerkennung. Sagt Ihnen das was?*

In meinem Fall ist es die Überzeugung, dass ein kritischer Recherchejournalismus und mit ihm eine funktionierende Öffentlichkeit noch immer die wichtigste Bedingung für eine funktionierende Demokratie ist. ■

*Die Stars im Journalismus, die sich zur Elite rechnen, wollen sich nicht die Hände bei der praktischen Arbeit schmutzig machen.*

# Das Geschäft mit



# den Wirbelstürmen

*Eine Lokalzeitung in Florida enthüllte, wie die Versicherungsindustrie den Hurrikan-geschüttelten Bundesstaat ausnahm und die Immobilienbesitzer betrog. Protokoll einer dreijährigen Recherche.*

VON PAIGE ST. JOHN

**J**eb Bush eilte durch einen abgelegenen Gang in Floridas Kapitol. Er kam gerade aus einer Senatsanhörung. Unvermittelt blieb er stehen, sein abrupter Halt brachte die Beraterschar aus dem Tritt, er wandte sich erst zur Wand und dann zu mir: »Was soll ich machen, wenn sie das Risiko nicht eingehen?«, fragte er.

Die Bemerkung an sich war nicht sonderlich spektakulär; kein anderer Reporter in Florida hätte etwas geahnt. Aber das hier war die Fortsetzung eines ständigen Gesprächs zwischen Bush und mir, und Floridas Gouverneur räumte eine bedeutende Niederlage ein. »Sie« – das waren die großen Immobilien-Versicherer, die aus Florida abwanderten, obwohl man bemüht war, ihnen jeden Wunsch zu erfüllen. In dem Augenblick wusste ich, dass hier eine Riesenstory schlummerte.

## Den Gouverneur abfangen

In den zwei endlos langen Sommern 2004 und 2005, in denen sich der Gouverneur mit acht Hurrikanen herumschlagen musste, hatte ich mir angewöhnt, Bush ständig abzufangen, um ihn in spontanen Interviews zu Tropenstürmen, Katastropheneinsätzen und Versicherungen zu befragen. Ich durchforstete stets Bushs von seinem Pressebüro veröffentlichten Tagesprogramm nach Möglichkeiten, ihn zwischen Punkt A und B zu erwischen. Bei solchen Gelegenheiten, in verwinkelten Gängen oder auf Parkplätzen, waren außer dem Gouverneur immer ein oder zwei Berater zugegen sowie Polizisten, die den Bruder des Präsidenten streng bewachten. Aber es gab fast nie andere Reporter.

---

Innerhalb von zwei Jahren fegten acht Hurrikane über Florida hinweg. Hier die Folgen von Hurrikan Charley im Jahr 2004.

Irgendwie hatten Bush und Florida dann schließlich die Hurrikane Charley, Frances, Jeanne und Ivan sowie Bonnie, Katrina, Rita und Wilma überstanden. Aber jetzt steckte das Land in einem anderen Schlamassel: Das Problem waren nun die Versicherungen.

Die Regulierungsbehörden hatten die Verdreifachung der Versicherungsprämien für küstennahe Grundstücke genehmigt. Ohne erneute Stürme hätten die Versicherer also in Geld schwimmen können. Stattdessen wanderten die großen, sicheren Firmen aus Florida ab. Nun rückten kleine Firmen mit unzureichender Kapitalausstattung an ihre Stelle, aber auch sie wollten die Strandgemeinden nicht versichern. Floridas regierungseigene Versicherung, als letzte Rettung ins Leben gerufen, wuchs so schnell, dass sie in Kürze Floridas größte Versicherungsgesellschaft sein würde. Bushs Vertrauen in die Selbstheilungskräfte des Marktes schwand.

Die Versicherungskrise lähmte Floridas Wirtschaft, sie vernichtete Immobilien-Deals und ließ Hypotheken »sauer« werden. E-Mails an Bush (noch so eine Gewohnheit von mir: regelmäßig um Einsicht in die Bürger-Briefe an den Gouverneur ersuchen. Sie sind besser als Umfragen, wenn man wissen will, was die Menschen bewegt, und sie bieten Material für Geschichten) waren voll von Hilferufen der Hauseigentümer.

Floridas Zeitungen blieben jedoch weitgehend uninteressiert. Sogar mein damaliger Arbeitgeber lehnte meinen Vorschlag ab, die Situation längerfristig zu beobachten.

Es war ein Glücksfall, dass ich kurz nach Bushs Eingeständnis auf dem Flur des Kapitols ein Vorstellungsgespräch bei der *Sarasota Herald Tribune* hatte und meinen Wunsch, Floridas Versicherungsindustrie

Für die hier protokollierte Recherche gewann die Reporterin Paige St. John von der *Sarasota Herald Tribune* in Florida den diesjährigen Pulitzer-Preis in der Kategorie »Investigative Reporting«.

unter die Lupe zu nehmen, zur Sprache brachte. Sie nahmen mich und mein Vorhaben dazu.

Wir erwarteten ein traditionelles Projekt: sechs Monate Recherche und vielleicht vier oder fünf Tage lang Storys. Es wurden drei Jahre Recherche daraus, und nicht nur zu einer Branche, sondern zu dreien.

*Ich sammelte alle erreichbaren Daten über mehr als 200 Immobilienversicherer und baute eine zentrale Datenbank auf.*

Es dauerte ein ganzes Jahr, die Storys zu veröffentlichen – so viele gedruckte Seiten waren es, dass sie am Ende die

Wand des Zimmers bedeckten, in das ich mich zum Schreiben zurückgezogen hatte.

Der ursprüngliche Plan blieb die ganze Zeit unverändert: der Spur des Geldes zu folgen, nachzuvollziehen, was mit den Milliarden Dollars passierte, die Floridas Hausbesitzer für die Versicherung ihrer Immobilien zahlten.

#### **Auf der Suche nach Lehrern**

Umwelt-, Politik- und Katastrophenberichterstattung waren mir nicht fremd, aber über das Versicherungswesen hatte ich noch nie berichtet. Das hieß, ich musste mir zunächst einmal Lehrer suchen.

Ich wandte mich der Handvoll Quellen zu, die ich aufgebaut hatte, als ich über die Versicherungsgesetzgebung berichtet hatte. Dazu gehörten auch Führungskräfte von zwei Unternehmen, die willens waren, mir geduldig wieder und wieder zu erklären, wie die Dinge liefen. Ich machte Staatsbedienstete in Landesämtern ausfindig, die mir vielleicht raten konnten, wo und wonach ich suchen sollte. Ich wurde zur unersättlichen Leserin von Fachzeitschriften der Versicherungsbranche.

Bald hatte ich echte Insider zu allen relevanten Aspekten gefunden, einschließlich einiger, die mit ihren Auskünften ein großes Risiko eingingen. Und sie verschafften mir Zugang zu Dokumenten und Daten. Floridas Versicherungsindustrie gab vor, Geld zu verlieren, aber bei verdreifachten Prämiensätzen und ohne Hurrikane ergab die Aussage keinen Sinn. Ich musste die Behauptung überprüfen.

#### **Daten aus der Behörde geschmuggelt**

Diese Art des grundlegenden Factcheckings war am Anfang sehr schwierig. Floridas Regulierungs-

behörden verweigerten mir den Zugang zu der Datenbank, die die eingezahlten Prämien und ausgezahlten Ansprüche jedes einzelnen Versicherers aufführte. Die staatliche Organisation, die die Datenbank beherbergte, reagierte ebenfalls nicht.

Mit dem Versprechen, ihn als Quelle nicht zu nennen, überredete ich einen Mitarbeiter, der Zugang zur Datenbank hatte, die Berichte rauszuschmuggeln und mir zukommen zu lassen.

Wir hatten unseren ersten eindeutigen Beweis. Daten aus zehn Jahren bewiesen, dass Floridas Versicherer deutlich mehr an Prämien einsammelten, als sie an Hauseigner auszahlten, sogar eingerechnet der Verluste durch Hurrikane. Warum also wanderten die Versicherer aus Florida ab? Und wohin ging all das Geld – all die Milliarden Dollar pro Jahr?

Ich streckte meine Fühler immer weiter aus. Ich sammelte alle erreichbaren Daten über die mehr als 200 Immobilienversicherer, die in Florida Geschäfte machen, und begann, eine zentrale Datenbank einzurichten, eine Auflistung ihrer Finanzen, der von ihnen versicherten Häuser und ihrer Geschäftspartner. Dann wandte ich mich ihren Tochtergesellschaften und Zweigstellen zu, ihren Verträgen mit Rückversicherern, den Rating-Agenturen und Unternehmen der Computermodelle-Branche, die mit ihnen Geschäfte machten. Zunächst gab ich diese Informationen per Hand ein, jeden Abend nahm ich mir ein paar Stunden zum Eintippen.

Später überredete ich Mitarbeiter der Regulierungsbehörde, mir elektronische Datensätze zu überlassen, und mir sogar kundenspezifische Dateien herzustellen – fast immer kostenlos. Ich erkannte, dass die anfängliche Ablehnung auf mangelnde Vertrautheit mit der Presse beruht hatte – schließlich fragen nicht gerade viele Journalisten regelmäßig um Einsicht in die Schedule-F-Ablagen der Rückversicherer-Verträge an.

Ob die Daten als PDF-Datei oder als Excel-Tabelle hereinkamen, alle wurden in den SQL-Server gefüttert, ein Microsoft-Programm, mit dem ich 90 Prozent meiner Datenbank-Arbeit mache. Wenn die Informationen ein geografisches Element enthielten, verband ich es mit Karten bei ArcView. Damit die Leser verstehen konnten, wie die Versicherungskrise sich auf die Wohngegenden auswirkte, durchkämmte ich Auflistungen von staatlichen Prämiensätzen nach schriftlichen Risikoeinschätzungen, die die Versicherer für Gebiete erstellt hatten, und fügte diese der Abbildung bei ArcView an.

Und ich stützte mich auf meine Quellen, wenn ich Hilfe brauchte, um die gewonnenen Informationen zu verstehen. Es war ähnlich, wie eine neue Sprache zu lernen, und oft brauchte ich Hilfe bei der Übersetzung.

**Zeitleisten und Netzwerkdiagramme**

Nach ein paar Monaten wurde die Organisation der Recherche zum echten Problem. Ich hatte Zweifachkopien von fast allem – Ausdrucke, die zunächst in Ordnern, später in turmhohen Stapeln sortiert waren, je nach den Storys, für die sie einmal das Material liefern sollten. Dazu kam noch eine ähnliche Rangordnung von Dateien auf einer externen Festplatte, die ich für dieses Projekt eingesetzt hatte. Jedes Detail gab eben wieder Auskunft über ein anderes. Ereignisse in einem Bereich, wie zum Beispiel die Erstellung eines neuen Computermodells, erklärten Entwicklungen in anderen Bereichen; dabei tauchten gewisse Schlüsselfiguren in allen Bereichen immer wieder auf.

Ich strukturierte dies auf Zeitleisten, weil mir dieses Hilfsmittel mitunter ermöglichte zu verstehen, was größere Verschiebungen des Marktes ausgelöst hatte. Einige hatte ich am Schreibtisch einfach mit Bleistift auf Endlospapier eingetragen, andere mit Excel erstellt.

Zunächst tippte ich eine Liste mit Schlüsselereignissen und den entsprechenden Daten und fügte eine Notiz an, wo ich das Quellenmaterial archiviert hatte. Im Lauf der Monate ergänzte ich die Liste und sortierte sie regelmäßig nach dem Datum. Es war immer eine Überraschung, wenn das Programm einen Zusammenhang aufdeckte, den ich übersehen hatte. In einem Fall wurde mir klar, dass die Regulierungsbehörde schon lange, bevor sie es zugab, von der Verwicklung eines Kriminellen in einem Versicherungsunternehmen gewusst hatte.

Außerdem erstellte ich Netzwerkgrafiken, weil ich damit Verbindungen in einer globalisierten Versicherungslandschaft aufspüren und die Schlüsselakteure identifizieren konnte. Letztlich haben diese Zeitachsen und »Spinnennetze« es nicht in die Zeitung geschafft, dennoch waren sie für meine Organisation von unschätzbarem Wert.

Obleich ich zuvor stets zum Erstellen sozialer Netzwerke die Software UCINet benutzt hatte, probierte ich diesmal ein kostenloses webbasiertes Programm aus. Es funktionierte fantastisch, bis ich merkte, dass die Firma meine privaten Netzwerk-

Aufzeichnungen veröffentlicht hatte, um damit zu prahlen, was mit ihrer Software alles möglich war. Ich erfuhr davon auf die schlimmste Art und Weise: als eine Quelle sagte, ich solle mir mal die tollen Beweise für die heimlichen Beziehungen zwischen den Versicherungsunternehmen anschauen, die gerade auf irgendeinem Blog gepostet worden waren! Daher halte ich mich jetzt an das, was auf meinem eigenen Laptop geladen ist, und das ist im Moment NodeXL, eine schicke kostenfreie Excel-Erweiterung.

**Pendeln zwischen Personen und Daten**

Zwei Jahre lang behielt ich dieselbe Methode bei, mit der ich angefangen hatte. Leute führten mich zu Dokumenten, und Dokumente führten mich zu Leuten. Ich fand Insider, die mir die Grundlagen der Katastrophenversicherung beibrachten und mich zu Archiven und Datenbanken lenkten, die ihre Aussagen belegten. Ich war weniger an Zitaten interessiert als daran, Beweise zu finden. »Er sagte – sie sagte«-Storys sind angreifbar und leicht zu vergessen.

Danach arbeitete ich mich rückwärts durch die Datenbanken und Unterlagen, ich nahm mir von der Versicherungsindustrie erstellte Statistiken und Berichte vor und spürte die ursprünglich von ihnen genutzten Quellen auf, auf die sie ihre Forderungen stützten. Dann führte ich meine eigene Analyse durch und kam fast immer zu komplett anderen Ergebnissen.

Ein Beispiel war die Behauptung, die Immobilienversicherer würden Geld verlieren. Die Aussage der Versicherer bezog sich auf einen Zeitraum, der von Hurrikanen geprägt war – dies verzerrte die Bilanz. Ich hätte nun irgendwo einen Experten zitieren können, der die

Der Stein kommt ins Rollen: Sarasota Herald Tribune vom 28.2.2010.



Behauptung als Schwindel entlarvte, aber es war viel effektiver, die Originaldaten der Versicherungen zu nehmen, um selbst zu beweisen, dass sie falsch war.

### Die Jagd nach Statements

Zitate waren wichtig, aber auf andere Weise: Wir brauchten diejenigen, die auf die eine oder andere Weise für die Krise verantwortlich waren, um ihr Tun zu erklären. Und die meisten schwiegen. Zum Beispiel die Bermuda-Rückversicherung: Ein Presse-

*Ich flog auf die Bermudas und nach Monte Carlo, um Interviews mit Entscheidern zu führen. Niemand sprach mit mir.*

sprecher hinterließ mir eine telefonische Nachricht, dass der Vorstand nicht nur schweigen werde, sondern

es begrüßen würde, wenn das Unternehmen in der Zeitung überhaupt nicht erwähnt würde. Die Aufforderung war beunruhigend, ich ignorierte sie – und wurde ignoriert.

Ich flog auf die Bermudas, um an einem Kongress der Branche teilzunehmen, und die auf der Insel ansässigen Führungskräfte wichen mir aus. Ich rief an und schickte Mails – und bekam keine Antwort.

Nach einem Jahr hatte ich immer noch kein Interview. Ich fuhr zum Jahreskongress der Rückversicherer nach Monte Carlo, wieder ohne Erfolg. Erneut rief ich den Pressesprecher in New York an, damit er mir ein Interview mit seinem CEO organisierte. Wieder lehnte er ab.

Also griff ich zu einem alten Trick. Ich erriet die E-Mail-Adresse des Vorstandschefs und schickte eine persönliche Mitteilung an ihn. Würde er zu einem Gespräch bereit sein?

Hätte er Nein gesagt, wäre ich trotzdem an ihn herangekommen. Ich hatte mir eine Einladung zu einer Party gesichert, die später an dem Tag stattfinden würde und deren Gastgeber er war. Ich hätte mir also keine Gedanken machen müssen. Aber der CEO erklärte sich bereit, mich an der Treppe vor dem Hotel de Paris zu treffen, wo wir reden könnten.

### Keine moralische Verpflichtung

Durch die Erschließung von so viel unabhängiger Information durch zahlreiche Quellen und durch das Abdecken so vieler verschiedener Aspekte des Immobilienversicherer-Alptraums, von

Computer-Modellierung bis zur Preisgestaltung von Rückversicherungen, hatte ich wahre Expertise erlangt. Diese gab mir das Selbstvertrauen, zu Festveranstaltungen der Branche zu gehen und etliche improvisierte Interviews mit Entscheidern zu ergattern, indem ich aufs Podium stieg und den Redner beiseite nahm, um ihm schnell ein paar Fragen zu stellen.

Ich erkannte außerdem, dass das, was der Einzelne zu mir sagte, gewöhnlich weniger wichtig war als das, was er seinesgleichen erzählte. Ich spürte Bänder und Transkripte von Seminaren, Telefonkonferenzen und Investment-Symposien auf und hatte am Ende eine ganze Reihe freimütiger Äußerungen. Es ist eine Sache, wenn das Unternehmen Allstate erklärt, seine Belastung durch Hurrikane verringern zu wollen. Etwas anderes ist die Aussage des Firmenchefs, Allstate hätte keine moralische Verpflichtung, die Menschen von New Orleans zu versichern.

### Schweiß in der Nacht

Am Anfang hatten wir uns ein Projekt vorgestellt, das sich hauptsächlich mit Floridas Immobilienversicherern befassen würde. Wir landeten bei einer vielgleisigen Untersuchung, die sich nicht nur mit staatlichen Versicherern beschäftigte, die Prämien abräumten, und mit Regulierungsbehörden, die es nicht schafften, die Allgemeinheit zu schützen, sondern mit der globalen Rückversicherungswirtschaft und der Wissenschaft der Katastrophen-Computermodelle und der Berechnung von Risiken.

Die Zeit, die es brauchte, all das abzudecken, brachte ihre eigenen Probleme mit sich. Eine meiner wichtigsten Quellen, der ehemalige Präsident eines Versicherungsunternehmens, starb. Ich zitierte ihn trotzdem, was für Stirnrunzeln bei meinen Kritikern sorgte. Schlimmer noch, ich machte einen Fehler, als ich einen nicht mehr zutreffenden Fakt über die Vorschriften auf den Bermudas aufführte – der Ablauf hatte sich im Laufe der Berichterstattung geändert. Es war zwar nebensächlich und wir brachten eine Richtigstellung, doch schon durch die kleinste Schwachstelle gewinnen diejenigen an Boden, die die ganze Arbeit anfechten.

Ehrlich gesagt, wachte ich nachts manchmal schweißgebadet auf, panisch, dass wir zu viel in Angriff nahmen und dass das Projekt unter seinem eigenen Gewicht zusammenbrechen würde. An solchen Tagen zog ich den Kopf ein und konzentrierte

mich auf die anstehenden einfachen Aufgaben – eine Quelle, die anzurufen war, eine Datenbank-Abfrage oder eine Suche nach Studien in einschlägigen Fachzeitschriften.

### Den menschlichen Aspekt finden

Das meiste von dem Zeug war natürlich unerträglich trocken. Und es hätten leicht unverständliche Artikel in Fachchinesisch daraus werden können. Aber ich ließ irgendwann meine Statistiken liegen, um den menschlichen Aspekt zu finden.

Die von den Lesern am meisten beachtete Geschichte handelte von vier Meteorologen, die für die Dauer eines Vormittags in einem Hotelzimmer auf den Bermudas zusammensaßen und den Grund für den sprunghaften 82-Milliarden-Dollar-Anstieg von Hurrikanrisikoversicherungen lieferten, den die Hausbesitzer zahlen sollten. Es war eine Geschichte über die Manipulation von Wissenschaft, aber die meisten Leser lasen sie als Feature-Story und genossen ihre Spannung.

Ebenso wichtig war es, nach Monte Carlo zu fliegen, um am Kongress der Rückversicherer teilzunehmen, der jedes Jahr im September stattfindet. Viel Geschäftliches wird dort nicht verhandelt. Hauptsächlich reiht sich ein Sektempfang an den nächsten, stets gefolgt von tippigen Mahlzeiten.

Als ich dort war, fegte Hurrikan Ike gerade über den Golf von Mexiko, und mehr als einen Tag lang sagten die Meteorologen verheerende Folgen für Miami voraus. Die Aussicht, dass ein Hurrikan der Kategorie 4 eine der bevölkerungsreichsten Städte Amerikas treffen könnte, ließ Floridas Katastrophenschützer zittern; doch in Monte Carlo war die Stimmung fast heiter, als die Rückversicherer eine Möglichkeit voraussahen, wie schon nach Katrina wieder Gewinne zu machen. Je undurchsichtiger und schwieriger die Story, umso wichtiger sind diese aufschlussreichen menschlichen Anekdoten.

### Die Empörung wächst

Wir brachten die ganze Geschichte in Blöcken. Sie dominierten die Zeitung jeweils zwei bis drei Tage lang, mit Pausen von Wochen oder Monaten zwischen den Fortsetzungen. Zuerst machten wir uns Gedanken, dass die gestaffelte Veröffentlichung die Geschichte so stark zerlegen würde, dass die Leser den größeren Kontext nicht erkennen. Aber es hatte genau den entgegengesetzten Effekt. Offenbar gab

jede Pause den Lesern die nötige Zeit, die Sachverhalte zu verdauen, und mit jeder Fortsetzung stieg die Empörung. Am Ende des Jahres 2010 hatten fast alle Zeitungen in Florida Veränderungen gefordert, Regulierer hatten von Versicherern ungerechtfertigte Gewinne zurückgefordert, und Parlamentarier hatten Gesetzentwürfe zur Verbesserung der Regulierung eingebracht.

Die Storys gerieten unter Beschuss der Versicherungsindustrie, aber sie waren wasserdicht – gestützt schließlich durch die Daten, die bei den Versicherern selbst zusammengetragen worden waren.

Vor allem fanden wir Möglichkeiten, die meisten Daten in Formaten online zu stellen, die die Leser nutzen konnten, um ihre eigene Betroffenheit durch die Versicherungskrise zu ermitteln. Mit der Hilfe von Experten kochten wir die Gigabytes von Zahlen, die auf dem SQL-Server waren, auf ein paar verständliche Indizes herunter, die das Risiko und die Fremdkapitalaufnahme einer Versicherung bemaßen. Wir beauftragten eine externe Firma, um Webanwendungen zu solchen Daten zu erstellen; den Lesern sollte damit die Möglichkeit gegeben werden, sich über ihre Wohngegend, ihre Versicherer und das Verlustrisiko durch Hurrikane zu informieren.

Ich behaupte, dass diese Art der Berichterstattung wichtig ist. Sie ermöglicht es dem Leser, seine ganz eigene Geschichte zu schaffen, statt nur passiv zu lesen, was ein Journalist geschrieben und eine Zeitung gedruckt hat.

Trotz der großen öffentlichen Resonanz hörte nicht jeder hin. Die Versicherungsbranche fordert wieder Tarifierhöhungen und wiederholt dieselben Märchen, deren Widerlegung uns so viele Jahre und so viel Aufwand gekostet hat.

Kürzlich sprach mich jemand aus der Legislative an. Er war beunruhigt, weil ich schon zum dritten Mal berichtet hatte, dass der größte Versicherer des Staates den Regulierern erzählte, er brauche Geld und müsse die Tarife erhöhen – obwohl er in Wirklichkeit Gewinn machte. Er zog ein Gesetz zur Unterbindung solchen Doppelspiels in Erwägung. »Aber«, fragte er mich, »haben Sie irgendwelche Beweise?« ■

*Während Hurrikan Ike wütete, herrschte auf dem Kongress der Rückversicherer Heiterkeit – man freute sich auf die Gewinne.*

*Paige St. John ist Reporterin der Sarasota Herald Tribune, einer Lokalzeitung in Florida.  
Übersetzung:  
Rebecca Pohle.*



# Vernachlässigt bis

*In einem Behindertenheim kamen innerhalb weniger Jahre 13 Kinder durch Vernachlässigung ums Leben. Zwei Reporter der Chicago Tribune sorgten mit einer neunmonatigen Recherche für Aufklärung.*

VON SAM ROE

Mit dieser Recherche für die *Chicago Tribune* kam Sam Roe, Pulitzer-Preisträger von 2008, zusammen mit seinem Kollegen Jared Hopkins ins Finale des diesjährigen Pulitzer-Ausscheid der Kategorie »Investigative Reporting«.

Im Heim Alden Village North leben Kinder mit schweren geistigen Behinderungen. Die meisten von ihnen können weder laufen noch sprechen oder um Hilfe rufen. Viele wurden von ihren Eltern abgegeben und haben niemanden, der für ihre Rechte eintritt.

Deshalb hat es auch kaum jemand wahrgenommen, als in der Chicagoer Pflegeeinrichtung Kinder unerwartet starben. Das Heim selber untersuchte nur selten, ob Versäumnisse vorlagen, Angehörige wurden nicht immer über Fehlverhalten informiert. Unzureichende staatliche Regulierung führte dazu, dass sich die Probleme häuften und die Zahl der Todesfälle weiter anstieg.

## Zwei Tage lang vernachlässigt

Das änderte sich erst, nachdem die *Chicago Tribune* im letzten Jahr enthüllte, dass 13 Kinder und junge Erwachsene

in dem Heim in Folge von Vernachlässigung oder unter ungeklärten Umständen gestorben waren.

Als Reaktion auf die Artikel schritten sechs Behörden ein, um die Heimkinder zu schützen. Unter anderem kündigten die Verantwortlichen die Schließung des Heims an, was sehr selten geschieht. Als langfristige Maßnahme wurde ein umfassendes Gesetzespaket verabschiedet, um die Betreuung in allen 300 Einrichtungen für Menschen mit Entwicklungsstörungen in Illinois zu verbessern – der bedeutendste Schritt in dieser Richtung seit Jahrzehnten.

*Jeremiah lag auf der Matte in Fötalstellung und zitterte. Die Mitarbeiter des Heims riefen erst am nächsten Morgen einen Arzt.*

Im Fokus unserer Geschichte über die Kinder von Alden Village North stand vor allem ein Kind: Jeremiah Clark, ein neunjähriger Junge, starb nach zweitägiger Vernachlässigung. Kurz nachdem die Helfer von Alden Village North Jeremiah eines Morgens in der Schule abgegeben hatten, bemerkten Lehrer, dass sehr viel Sekret aus der Öffnung im Bauch des Jungen austrat, wo ein Schlauch zur künstlichen Ernährung gelegt war. Hemd und Hose waren völlig durchnässt, ein Lehrer musste die Pfütze unter seinem Rollstuhl mit einem Wischmop beseitigen.

Die Schule forderte das Heim auf, den Jungen abzuholen, aber zum Entsetzen der Lehrer wurde er am nächsten Morgen wieder in die Klasse gebracht. Er sah noch schlechter aus, war blass, lethargisch und stöhnte. Die Lehrer legten ihn auf eine Matte, wo er in Fötalstellung lag und zitterte.

Wieder holten ihn die Mitarbeiter von Alden Village North ab, unternahmen aber bis zum nächsten Morgen nichts, um seine Erkrankung zu untersuchen, ihn während der Nacht zu überwachen oder einen Arzt zu rufen.

Jeremiah starb kurz darauf in einem Krankenhaus an Schock, Infektion und Darmverschluss. Vor seinem Tod schlug ein Arzt seiner Mutter vor, eine Operation zu versuchen, obwohl diese schmerzhaft und die Überlebenschance extrem gering gewesen wäre. »Nein«, entschied seine Mutter, »er hat genug durchgemacht.«

Vermutlich gibt es solche Fälle immer wieder. Kinder mit schweren Behinderungen sind anfälliger für Krankheiten und haben eine geringere Lebenserwartung. Es ist aber auch Tatsache, dass solche Kinder oft unter schlechter Betreuung leiden und durch Vernachlässigung sterben.

# zum Tod

Ich stieß auf diese Geschichte auf die gleiche Weise, wie ich schon viele andere gefunden habe – beim Recherchieren eines ganz anderen Themas. 2008 untersuchte ich den Missbrauch antipsychotischer Medikamente in Pflegeheimen. Manchmal stellt das Pflegepersonal ältere Patienten mit solchen Mitteln ruhig, damit sie einfacher zu händeln sind. Als ich mich durch staatliche Untersuchungsberichte über Pflegeheime las, fand ich Unterlagen, die eine Reihe von Verstößen gegen Gesundheits- und Sicherheitsvorschriften in Alden Village North enthielten.

## Alarmierende Regelmäßigkeit

Keiner der Vorfälle hatte etwas mit dem Missbrauch antipsychotischer Medikamente zu tun, aber es entsetzte mich, dass es in einem Heim für behinderte Kinder überhaupt zu derartigen Verfehlungen kommen konnte. Um mehr zu erfahren, forderte ich von den Behörden des Staates Illinois alle 113 seit dem Jahr 2000 vorliegenden Berichte über die Einrichtung an.

In den USA bekommt man solche Berichte gebührenfrei, so dass ich bald darauf tausende von Seiten sichten konnte. Ich sah, dass es mit alarmierender Regelmäßigkeit Todesfälle unter den in Alden lebenden Kindern gegeben hatte, von denen viele nicht hätten sterben müssen, wenn einfache medizinische Maßnahmen ergriffen worden wären. Man kümmerte sich nicht um Erkrankungen, reagierte nicht auf den Alarm lebenserhaltender Geräte und ließ Kinder mit komplizierten medizinischen Problemen unbeaufsichtigt.

Ein zwölfjähriger Junge starb wegen fehlender Überwachung, weil die Nachtschwester früh gegangen und die Tagschwester spät gekommen war. 2008 starben fünf Kinder und Heranwachsende im Abstand von drei Monaten, aber die Einrichtung hat keinen dieser Todesfälle näher untersucht.

## Strafen nicht bezahlt

Aber war Alden Village North schlimmer als andere Heime für behinderte Kinder? Nachdem ich auch Berichte zu anderen Einrichtungen durchgesehen

CHICAGO CITY & SUBURBS, 1131 E. NEWSPAPER BLDG. | 1131 E. NEWSPAPER BLDG. | 1131 E. NEWSPAPER BLDG.



**Complete marathon coverage**

Cutler to sit out Carolina game

CHICAGO SPORTS

FRIDAY, OCTOBER 8, 2010

Questions? Call 1-800-TRIBUNE

24 hours at [chicagotribune.com](http://chicagotribune.com)

# Chicago Tribune

TRIBUNE WATCHDOG DEADLY NEGLIGENCE



Jeremiah Clark with son Jeremiah, 5, in a hospital on the day he died. He is among 11 residents of a Chicago care facility whose deaths have led to state citations since 2000.

## THE FINAL HOURS OF JEREMIAH CLARK

For two days, a boy with profound disabilities grew mortally ill, yet no one at his care facility called a doctor. Not his case manager. Not a day nurse, and not his night nurse. As the third day dawned, another nurse finally called for help. But it was too late. Jeremiah became the most recent fatality in a pattern of harmful care at Alden Village North.

By Sam Roe and Jared S. Hopkins

TRIBUNE REPORTERS

Six-year-old Jeremiah Clark survived for years not being able to walk, talk, go to the bathroom by himself or eat without a feeding tube. But all that finally he could not survive living at Alden Village North.

One morning last year, when the facility for children with severe disabilities dropped Jeremiah off at school, teachers were alerted to see death looking probably from the hole where his feeding tube entered his abdomen. His start and pants were soiled, and a teacher had to use a mop to clean up the puddle under his wheelchair.

The school had Alden Village North pick him up, but teachers were outraged when he returned in class the next morning looking worse than before — pale, lethargic and moaning. Teachers glared at him as he



Before Jeremiah Clark's death, a doctor told his mother, Matthew, that surgery could be tried, but that it would be an extremely long shot. "Yes," she said. "He's been through enough." **twice more**

when he slunk in the hospital position.

A school nurse said she demanded that Alden Village North come for him immediately but the facility balked, asking her to give him Tylenol. Three hours passed before Alden picked up Jeremiah, even though the facility is a five-minute walk away. Dick Albin, severely obese, staff did not answer his phone, monitor him during the night or even call a doctor until the next morning.

Jeremiah soon died in a hospital of shock, infection and a blood obstruction. Before Jeremiah's death, a physician told his mother that surgery — though physically grueling and an extreme long shot — could be attempted.

"No," his mother responded. "He's been through enough."

Jeremiah is among 11 children and young adults at

Photo from 11 page 10

EDITORIAL

Tribune endorses Kirk for Senate

Gives the depth of the challenge facing America, Illinois should send to Washington a senator of experience and leadership. We explain the Tribune's endorsement of Mark Kirk very brief.

[chicagotribune.com](http://chicagotribune.com)

JOHN KARR

Advice to newlywed: Get a man chair

THE TALK PAGE

ELECTION 2010

Obama goes all-in for Giannoulias

Visit boosts morale, funds, shows president fully backs Democrat in tight race for Senate

By Rick Pearson and Jeff Coen

Tribune reporters

President Barack Obama dropped into his hometown for a few hours Thursday to energize Democrats behind Illinois Governor and fight off Republicans looking for a highly symbolic

WEATHER

5 A.M.	NOON	3 P.M.
54	74	78

See Tom Skilling's forecast on the back of Illinois weather

hatte, kam ich zu dem Ergebnis, dass es tatsächlich so war. In Alden hatten die Behörden mehr schwerwiegende Pflichtverletzungen gefunden als in den anderen neun Behindertenkinderheimen von Illinois zusammengenommen. Von der Bedeutung des

*Um die Angehörigen der verstorbenen Kinder zu finden, machten wir hunderte von Anrufen und klingelten an sehr vielen Türen.*

Themas überzeugt, fragte ich nun mehr als 40 öffentliche Dokumente an, die mit Alden Village North

zu tun hatten. Viele davon offenbarten das Versagen von Kontrollinstanzen und Gesetzgeber. Vorschriften waren gelockert, Todesfälle nicht vollständig untersucht worden, Bußgelder wegen schlechter Pflege fallen gelassen oder reduziert worden.

So entdeckten wir, dass die Behörden in den letzten zehn Jahren Strafen von insgesamt 190.000 Dollar gegen Alden Village North verhängt hatten, die Einrichtung aber keine davon in voller Höhe bezahlt hatte. Trotz der vielen Todesfälle hatte Alden seit 2000 nur 21.450 Dollar an Bußgeldern gezahlt.

#### **An Sterbeurkunden gelangen**

Als größte Schwierigkeit während der gesamten Recherchezeit erwies es sich, die Namen der verstorbenen Kinder herauszufinden. Die Inspektionsberichte gaben ihre Identität nicht preis. Alden Village North war nicht bereit zu helfen, und Sterbeurkunden sind in Illinois vertraulich.

Mit Hilfe einer Quelle innerhalb des staatlichen Systems konnte ich schließlich die Opfer identifizieren, indem ich Sterbeurkunden mit den Daten der Todesfälle in den Berichten abglich. Aber als wir die Namen der Kinder hatten, war es immer noch schwierig, die Eltern zu finden. Viele von ihnen waren arm und wechselten öfters den Wohnsitz. Andere hatten kaum Kontakt mehr zu ihren Kindern und kaum Hinweise auf ihren Aufenthaltsort hinterlassen.

Um die Angehörigen aufzufinden, machten mein Kollege Jared Hopkins und ich hunderte von Anrufen und klingelten an sehr vielen Türen. Vier von den Eltern der 13 Kinder, so stellte sich heraus, waren im Gefängnis.

Einige Eltern erzählten uns, sie hätten nichts davon gewusst, dass die Aufsichtsbehörden in Alden Fehlverhalten im Zusammenhang mit dem Tod ihrer

Kinder festgestellt hätten. »Mein Gott, davon hatte ich keine Ahnung«, sagte Esmeralda Alvarado, deren einjähriger Sohn Gabriel 2008 gestorben war.

Um das Vertrauen einer der betroffenen Familien zu gewinnen, besuchte Hopkins sie einen Monat lang mehrmals die Woche. In diesem Fall ging es um den zweijährigen Brian Marrero, der sich seinen Beatmungsschlauch herausgezogen hatte – was in Alden Village North immer wieder vorkommt. Eines Morgens fand das Pflegepersonal den Jungen bewusstlos mit blauen Lippen und dem herausgerissenen Schlauch. Er wurde 35 Minuten später für tot erklärt.

Brians Familie verklagte die Einrichtung wegen Vernachlässigung. Der Fall wurde mit einer Zahlung von 300.000 Dollar außergerichtlich geregelt. »Ich vertraue jetzt niemandem mehr meine Kinder an«, sagte uns Brians Vater.

#### **Eigentümer häufte Reichtümer an**

Eine weitere Herausforderung bestand darin zu ermitteln, was der Betreiber von Alden Village North, Floyd Schlossberg, an Reichtümern angesammelt hatte, während in seinem Heim Kinder starben, deren Tod hätte vermieden werden können. Alden ist Teil einer Kette von mehr als zwei Dutzend von Schlossberg betriebener Pflegeheime. Die Eigentümer solcher Einrichtungen in den USA geben sich viel Mühe, ihr Vermögen geheim zu halten, unter anderem um sich vor Haftungsforderungen zu schützen.

Durch die Analyse verschiedener Finanzunterlagen erfuhren wir, dass Schlossbergs Kette ein höchst komplexes Netz aus einzelnen Geschäftseinheiten ist, die sich oft gegenseitig für Dienstleistungen bezahlen. Wir legten Tabellen in Microsoft Excel an, um die finanziellen Verflechtungen zu entwirren. Auf diese Weise konnten wir berechnen, dass Schlossbergs Pflegeheime 2009 insgesamt vier Millionen Dollar Gewinn gemacht hatten. Er bestritt diese Zahl und behauptete, die Unternehmensgruppe bringe »viel weniger« ein.

#### **Excel-Tabellen für die Wahlkampfspenden**

Wir legten auch Excel-Tabellen an, um Wahlkampfspenden der letzten zehn Jahre zu analysieren. Wir fanden heraus, dass Schlossberg und seine Firmen seit 2000 fast 900.000 Dollar als Zuwendungen an Gruppen gegeben hatten, die Lobbyarbeit für Pflegeeinrichtungsbetreiber machten.

Um die letzten Stunden von Jeremiah Clark zu rekonstruieren, mussten wir wichtige Zeugen wie Ärzte, Pflegepersonal und Lehrer befragen, die erst nach langem Zögern redeten. Wir bekamen auch die Dokumente der behördlichen Todesfalluntersuchung: medizinische Befunde, Zeugenaussagen und handschriftlichen Notizen der Inspektoren.

Wir brauchten neun Monate, um unsere zweiteilige Serie fertigzustellen, die im Oktober 2010 veröffentlicht wurde. Die Redaktion hatten die langjährigen *Chicago-Tribune*-Journalisten George Papajohn und Kaarin Tisue übernommen. Unter [www.chicagotribune.com/neglect](http://www.chicagotribune.com/neglect) stellten wir Videos, kommentierte Dokumente und Porträts der dreizehn in Alden verstorbenen Kinder und jungen Erwachsenen ins Netz.

### Druck auf Entscheidungsträger

Nachdem die Serie erschienen war, rief ich eine Reihe von Funktionsträgern an und drängte sie, etwas zu unternehmen, um den Kindern in Alden zu helfen. Traurigerweise habe ich Zweifel, dass viele von ihnen überhaupt etwas getan hätten, wenn ich sie nicht wiederholt angerufen hätte. Doch schließlich wurden die Behörden aktiv und es gab Konsequenzen aus der Geschichte.

■ **Sofortige Schutzmaßnahmen:** Der Gouverneur von Illinois setzte für unbestimmte Zeit ein Inspektionsteam in Alden ein; die Behörden nahmen einige Kinder aus dem Heim, die Einrichtung entließ ihren Leiter, stellte mehr Personal ein und bildete ein externes Team von Medizinern, das die Pflege untersuchen sollte.

■ **Entzug der Lizenz:** Mit der Begründung, man wolle weitere Todesfälle in Alden vermeiden, kündigten die Behörden im März an, dem Heim die Lizenz zu entziehen und es auf diese Weise zu schließen. Es ist vorläufig weiter in Betrieb, weil ein Einspruchsverfahren läuft.

■ **Neue Untersuchungen von Todesfällen:** Die Watchdog-Organisation Equip for Equality startete eine eigene Untersuchung, bei der sie auf fünf weitere ungeklärte Todesfälle in Alden stieß. Die Organisation forderte die Gesundheitsbehörden auf, weiter zu untersuchen und strafrechtliche Konsequenzen in Betracht zu ziehen.

■ **Weitgehende Reformmaßnahmen:** Auf Anordnung des Gouverneurs legten die staatlichen Organe einen

Gesetzesentwurf vor, um die Betreuung tausender von Menschen mit Entwicklungsbehinderungen in den Einrichtungen von Illinois zu verbessern. Die neuen Vorschriften, die im Juni verabschiedet wurden, verlangen höhere Strafgeelder bei schlechter Pflege, strengere Regeln in der Anwendung von Psychopharmaka und höhere Anforderungen an Berichte bei Todesfällen.

*Wer sich für Inspektionsberichte von Behörden interessiert, sollte auch immer die Ausgangsdokumente anfordern.*

### Nicht mit dem Endbericht zufriedengeben

Welchen Rat können wir Journalisten geben, die ähnliche Themen in Angriff nehmen wollen?

Wer sich für einen bestimmten Inspektionsbericht einer Behörde interessiert, sollte sich alle Ausgangsdokumente geben lassen, die in den Bericht eingegangen sind. Ein offizieller Endbericht umfasst manchmal nur wenige Seiten, die zugrunde liegenden Aufzeichnungen können sich auf hunderte von Seiten belaufen. Diese Dokumente werden eventuell stark zensiert herausgegeben, aber es dürfte daraus zu erkennen sein, wer interviewt wurde und was diese Personen sagten sowie andere nützliche Informationen wie Telefonnummern und Adressen möglicher Quellen. Wir bekamen die Basisdokumente im Fall Jeremiah, wodurch es uns möglich wurde, genau zu rekonstruieren, was mit ihm passiert und wer dafür verantwortlich war.

### Viele Dankschreiben

Wir lernten auch, dass selbst die schlechtesten Pflegeeinrichtungen erstaunlich wenig behördliche Überprüfung und öffentliche Beobachtung erfahren. Obwohl die *Chicago Tribune* sich in der Insolvenz befindet und Mittel gekürzt wurden, hat die Zeitung doch eine Menge Zeit und Ressourcen dafür aufgebracht, die Unrechtmäßigkeiten in Alden Village North aufzudecken.

Nach der Veröffentlichung der Geschichten erhielten wir von Lesern viele von Herzen kommende Dankschreiben. »Jeremiah Clark konnte nicht sprechen«, stand in einem davon, »aber vielleicht konnte er schließlich aufgrund Ihrer Recherchen und Artikel gehört werden.« ■

*Sam Roe ist Reporter der Chicago Tribune. Übersetzung: Ingrid Lorbach.*



# Die Musketiere

Seit 2009 hat die Süddeutsche Zeitung ein kleines Ressort für Investigative Recherche. Eine Studie zeigt, wie es arbeitet und welche Erfolge messbar sind.

VON ANDREAS LOCHNER

**I**nvestigative Recherche kostet Geld. Reisen gehört dazu oder ein Antrag nach dem Informationsfreiheitsgesetz. Und mit etwas Pech kommt am Ende keine einzige Zeile heraus. Es muss einen also stutzig machen, wenn deutsche Medien seit einigen Jahren Ressorts einrichten, die sich explizit der

investigativen Recherche widmen sollen. Die Verlage sparen doch! Ist also alles nur ein Marketing-Gag, um mal wieder

*Hans Leyendecker, Klaus Ott und Nicolas Richter haben schon vorher gemeinsam recherchiert. Was leistet das Ressort also zusätzlich?*

positiv in die Schlagzeilen zu kommen? Oder steckt Substanz dahinter?

Diese Fragen versuchte bereits eine Podiumsdiskussion bei der Netzwerk-Recherche-Jahrestagung 2010 zu klären, schaffte es allerdings nicht. Der Pool der *Welt* zum Beispiel hatte zu dem Zeitpunkt ja auch noch gar nicht offiziell seine Arbeit aufgenommen. Der neue *Welt*-Ressortleiter Jörg Eigendorf sagte damals aber: »Ich wundere mich nicht, dass im Moment derartig viele Pools entstehen. Natürlich gibt es da einen Ideengeber: Hans Leyendecker macht uns allen ein bisschen das Leben schwer mit seinen Geschichten, und wir hätten gerne alle mehr große, exklusive Geschichten.«

## Drei preisgekrönte Rechercheure

Hans Leyendecker leitet bei der *Süddeutschen Zeitung* das Ressort Investigative Recherche, das im Juni 2009 gegründet wurde. Es war das erste bei einer deutschen Tageszeitung. Bei der Entstehung ein Drei-Mann-Ressort mit bereits langjährigen SZ-Redakteuren: neben Leyendecker noch Klaus

Ott und Nicolas Richter. Eine Untersuchung dieses Ressorts am Lehrstuhl Journalistik (Prof. Haller) der Universität Leipzig sollte im Wesentlichen zwei Fragen klären: Wie arbeitet das Ressort, und worin besteht dessen Mehrwert?

Alle drei Ressortmitglieder waren bereits vor der Gründung mehrfach preisgekrönte Journalisten: Leyendecker bekam 2001 den Wächterpreis für seine Enthüllungen im CDU-Spendenskandal. 2007 ging der zweite Platz beim Wächterpreis an Leyendecker und Richter für Recherchen im Fall El-Masri. Den Henri-Nannen-Preis für die »beste investigative Leistung« gab es 2007 für Hans Leyendecker, Klaus Ott und Markus Balsler für ihre Enthüllungen über den Siemens-Schmiergeld-Skandal.

Bereits vor der Gründung des Ressorts haben Ott, Leyendecker und Richter also für einzelne Recherchen zusammengearbeitet. Was soll nun ein Ressort zusätzlich leisten?

## US-Vorbilder: Klare Rollenverteilung

Um einschätzen zu können, was ein solches Ressort überhaupt leisten kann, lohnt ein Blick in die USA. Dort gibt es solche Investigativ-Einheiten seit 1967, der Pionier war *Newsday*, eine Zeitung aus dem Großraum New York. Diese Einheiten weisen eine klare Rollenausdifferenzierung auf: Mindestens ein Editor hat die Aufgabe, die Recherchen der Reporter zu betreuen, zu lenken und bei der Umsetzung in Beiträge mitzuwirken. Diese Ressorts sind also ein Instrument des Qualitätsmanagements. Die Ressortmitglieder bringen ihre verschiedenen Talente zusammen, bringen unterschiedliche Sichtweisen ein, kontrollieren gegenseitig die Fakten.

Eine wichtige Rolle spielen in den USA in der Tat eine gemeinsame, detaillierte Themenplanung

# der Investigation

sowie Teamarbeit in der Recherche und Umsetzung. Neben Reportern und Editoren gibt es häufig auch die Rolle des Experten für Computer-Assisted Reporting. Die Teams dienen zudem häufig als Anlaufstelle für News-Reporter, die sich dort Unterstützung für größere Recherchen einholen können. In den Zeitungsredaktionen sind die Investigativ-Einheiten üblicherweise vom Alltagsgeschäft abgekoppelt und vom Zwang befreit, ständig publizieren zu müssen.

## Keine Hierarchie, keine Ressortkonferenz

Wie sieht es bei der *SZ* aus? Vor der Gründung des Ressorts waren Hans Leyendecker und Klaus Ott bereits für ihre Recherchen freigestellt. Nicolas Richter war Redakteur im Außenpolitik-Ressort, die investigative Arbeit kam sozusagen obendrauf. Rechnerisch betrachtet wurde mit der Gründung des Ressorts also nur Richter von seinen Tagesaufgaben entbunden. Die Frage war nun, ob das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile.

Im Vergleich mit den USA fällt auf: Eine feste Rollenaufteilung gibt es im *SZ*-Ressort nicht. Nach außen hin lautet die Hierarchie: Ressortleiter ist Leyendecker, sein Stellvertreter ist Richter. Nach innen, so betonen die Rechercheure in den Interviews zur Untersuchung, gibt es diese Hierarchie nicht. Alle drei sind Rechercheure geblieben, bearbeiten ihre eigenen Themen, pflegen eigene Informantennetze. Eine feste Ressortkonferenz gibt es nicht; zudem arbeitet Leyendecker meist nicht vom Hauptsitz der Redaktion, sondern von seinem Wohnhaus in Nordrhein-Westfalen aus. Es gibt auch kein Sekretariat.

Klingt nach virtuellem Ressort, nach Marketing-Gag? Stimmt aber nicht, zeigen die Ergebnisse der Untersuchung. Zunächst einmal gibt es ein eigenes Budget, das eine gewisse Unabhängigkeit schafft. »Das Budget ist so, dass die Kollegen die Reisen und Recherchen, die sie machen wollen und müssen, auch machen können. Das Budget ist aber nicht ausreichend, um Informationshonorare zu bezahlen, was wir – aus anderen Gründen allerdings – nicht tun als *SZ*«, sagt dazu der stellvertretende Chefredakteur Wolfgang Krach. Die *SZ* gibt Krach zufolge mehr

als vorher für investigative Recherche aus, obwohl auch die Münchner das Budget der Gesamtedaktion gekürzt haben.

Eine formale Struktur fehlt zwar, doch Absprachen gibt es nach Aussagen der Rechercheure durchaus – selbst über den sensiblen Bereich der Quellen. »In dieser Zusammenarbeit funktioniert vieles innerhalb von Sekunden auf Zuruf. Wir können ohne Bürokratie und ohne Zeitverlust hier ganz schnell die Arbeit aufteilen und dann schnell auch wieder die Ergebnisse zusammentragen«, sagt Klaus Ott im Interview.

## Einer für alle, alle für einen

Dass die Chemie zwischen den drei Rechercheuren stimmt, darauf gibt es einen deutlichen Hinweis: Sie arbeiten zusammen. Nicolas Richter sagt: »Wenn es einer nicht allein schafft oder Unterstützung brauchen kann, dann springt ein anderer ein.«

## WISSENSCHAFTLICHE METHODE

Die Studie beruht auf zwei Methoden: Inhaltsanalyse und Befragung. In der Inhaltsanalyse wurden die Beiträge der Mitglieder des Ressorts in den zwei Zeiträumen 1.1. bis 31.5.2007 und 1.1. bis 31.5.2010 untersucht. Es wurden Anzahl und Umfang der Beiträge ermittelt, an denen die Rechercheure gemäß Autorenzeile oder Kürzel mitgewirkt haben. Dabei wurde auch festgestellt, mit wem und wie häufig die Rechercheure im Team arbeiteten. Zudem wurde nach der Exklusivität der Kerninformationen der *SZ*-Beiträge geforscht. Hierzu wurden einerseits *Spiegel*, *Spiegel Online*, *Bild*, *bild.de* und *Stern* systematisch ausgewertet. Andererseits wurde mittels Schlagwortsuche auch im Internet gezielt nach den Kerninformationen der *SZ*-Beiträge recherchiert, um falsche Exklusivitätszuschreibungen zu vermeiden.

In Leitfadengesprächen mit Nicolas Richter und Hans Leyendecker wurde die Struktur des Ressorts ermittelt. In einer zweiten Welle an Gesprächen wurden die Ergebnisse der Inhaltsanalyse ausgewertet und mit den Rechercheuren exemplarisch drei Fälle durchgesprochen: der BayernLB-Skandal, Korruption bei Ferrostaal und der Fall des Atomlagers Asse. In einem gesonderten Gespräch wurde außerdem der stellvertretende *SZ*-Chefredakteur Wolfgang Krach zu Rahmenbedingungen, Aufgaben und Zielen des Ressorts befragt.

Andreas Lochner

Einer für alle, alle für einen? Die Studie verglich zwei Zeiträume von je fünf Monaten, vor und nach der Gründung des Ressorts (siehe Kasten auf der vorigen Seite). Die Summe der Beiträge, in denen mindestens zwei der drei Ressortmitglieder zusammen als Autoren genannt werden, stieg von 11 in den ersten fünf Monaten des Jahr 2007 auf 31 im gleichen Zeitraum 2010. Was sich nach wenig anhören mag, bedeutet für jeden Rechercheur immerhin, dass er mehr als 20 Prozent seiner Artikel gemeinsam mit einem anderen Ressortmitglied verfasst hat.

### Farbe statt Faktenfriedhöfe

Für das Ressort geht es in der investigativen Arbeit darum, keine »Faktenfriedhöfe« (Leyendecker) mehr zu schaffen. Das heißt: Wenn es etwa Berichtenswertes aus Justizunterlagen zu erzählen gibt, muss das nicht staubtrocken referiert werden, sondern kann mit den Mitteln der »Rekonstruktionsreportage« farbiger gestaltet werden.

So wie am 6. Mai 2010, als Ott und Richter über eine Vernehmung des ehemaligen BayernLB-Chefs bei der Münchner Staatsanwaltschaft schrieben: »Im Strafstützpunkt an der Nymphenburger Straße haben sie ihm Wasser, Kaffee und belegte Semmeln hingestellt und Raucherpausen gewährt, aber die Vernehmung wird langsam ungemütlich. Zwei Staatsanwältinnen und ein Staatsanwalt halten ihm immer neue Beweise vor, die seine bisherigen Aussagen widerlegen«, hieß es in »Einer packt aus«. Wenn die Aussagen des Bankers mit Semmeln und Kaffee garniert werden, müssen sich Letztere freilich auch belegen lassen. »Wir haben seit ein paar Jahren eine Veränderung, und die ist vom *Spiegel* ausgegangen«, sagt Hans Leyendecker. Für das Erzählen aus der Reporterperspektive ist im Ressort vor allem Nicolas Richter zuständig.

Er ist auch für eine andere Neuerung maßgeblich: Im Jahr 2010 gab es einige doppelseitige Recherchegeschichten in Teamarbeit, die an ein kurzes *Zeit*-Dossier erinnern, etwa über »das Desaster des Atomlagers Asse« vom März 2010. Für diese mehrwöchigen Teamrecherchen mit Ressort-Externen übernahm Richter neben der Rolle eines Reporters auch die des Editors, der die Berichte zur Geschichte zusammenbaut.

Im Gegensatz zu Richter, der seine Anzahl an geschriebenen Beiträgen deutlich reduziert hat und dafür längere Stücke schreibt, veröffentlichen die

beiden anderen Rechercheure im Ressort noch mehr als vorher – zumindest im Vergleich der ersten fünf Monate 2007 und 2010. »Ich glaube, dass ich mit 80 Geschichten deutlich besser leben kann als mit 200«, sagt Hans Leyendecker über sein Jahrespensum. Im Untersuchungszeitraum schreiben er und Klaus Ott allerdings jeweils 80 Geschichten schon in vier Monaten, was von der Schlagzahl her eher einem Beat- als einem investigativen Reporter entspricht, um die US-Termini zu verwenden. »Eigentlich ist die Investigativabteilung in Amerika völlig rausgelöst. Und wir sind mittendrin, also das ist ein Riesenunterschied. Von daher sind auch die Ergebnisse anders als unsere«, sagt Leyendecker

Allerdings zeigt sich auch bei diesen altgedienten Rechercheuren ein deutlicher Effekt des Ressorts: Das Gespann Ott/Leyendecker arbeitet nicht nur deutlich häufiger zusammen. Von 20 Stücken in den ersten fünf Monaten des Jahres 2010 haben 14 einen exklusiven Charakter, also 70 Prozent.

### Exklusivität gesteigert

Daran, an der Exklusivität, hat die Studie das Ressort vor allem gemessen (siehe Kasten auf S. 73). Alle drei haben ihre Exklusivitätsraten gesteigert – sie liegen 2010 zwischen gut einem Drittel bei Leyendecker und Richter und mehr als 50 Prozent bei Ott. Übertroffen wurden diese Werte jeweils noch, wenn man nur auf die Teamarbeiten blickt.

Freilich ist exklusiv nicht gleich investigativ. Die Investigativleistung – also ob durch die Initiative des Journalisten bisher unbekannte Sachverhalte von gesellschaftlicher Relevanz öffentlich gemacht werden, die Einzelne oder Organisationen verbergen möchten – lässt sich aber schwer messen. Dazu hätte es mindestens einer teilnehmenden Beobachtung bedurft, die schon wegen des Informantenschutzes nicht möglich war. Die Rechercheure geben auch zu, dass sie nach den Maßstäben der Definition oft nicht investigativ arbeiten; für völlig aus der Redaktion herausgelöste Recherchearbeit fehle es in einem Drei-Mann-Ressort schlicht an Ressourcen.

Was die Ressourcen betrifft, so ist inzwischen zumindest ein kleiner Fortschritt zu erkennen: John Goetz, ehemals beim *Spiegel*, arbeitet nun teils für den NDR und teils für das *SZ*-Ressort. Goetz ist ein alter Bekannter: Mit ihm haben Richter und Leyendecker schon 2007 in der *SZ* über den Fall Murat Kurnaz berichtet. ■

Andreas Lochner  
ist Wirtschafts-  
redakteur bei Dow  
Jones News in  
Frankfurt am Main  
und hat Journalistik  
an der Universität  
Leipzig studiert.



# Altruismus oder PR?

*Immer mehr Konzerne, Stiftungen und Vereine finanzieren journalistische Arbeit mit Recherchestipendien. Eine Studie zeigt, welchen Nutzen die Organisationen davon haben.*

VON KATHLEEN BENDICK

**M**an muss sich schon dessen bewusst sein, dass man mit dem Teufel paktiert«, sagt die freie Journalistin Greta Taubert, wenn sie an die Strukturen hinter ihrem Kontext-Recherchestipendium zurückdenkt. Denn der Verein »Kontext – Gesellschaft zur Förderung junger Journalisten« wurde vom Energieriesen Eon Ruhrgas gegründet, und die Förderung der jungen Journalisten wird an dessen Stammsitz in Essen besiegelt. »Während die einen ihre Verträge unterschrieben, wurde der Rest durch die Energieausstellung von Eon geführt.« Aber Taubert, die damals 25 Jahre alt war, sagt auch: »Wenn für Recherchen immer weniger Geld da ist, muss man Kompromisse machen.«

Die Verlage sparen, für gründliche Nachforschungen und hochwertige Berichterstattung bleibt immer weniger Spielraum. In diese Lücke stoßen immer mehr Konzerne, Stiftungen, Verbände und Vereine mit sogenannten Stipendien, um nach eigenen Angaben die Qualität des unabhängigen Journalismus zu bewahren. Dieses bislang unerforschte Feld war Thema einer Abschlussarbeit am Lehrstuhl für Journalistik der Universität Leipzig, die untersuchte, welche Akteure innerhalb welcher Strukturen und mit welcher Intention Stipendien an Journalisten vergeben.

## Rasanten Wachstum

Als das älteste seiner Art kann das Michael-Leisler-Kiep-Stipendium angesehen werden. Seit 1976 schreibt es die Kiep-Stiftung aus, damit Journalisten, die jünger als 32 Jahre alt sind, mindestens sechs Wochen in den USA verbringen können und nach Möglichkeit auch bei einer US-Zeitung oder einem Sender hospitieren. Seit 1994 schreibt der Verein Internationale Journalisten Programme Stipendien für Auslandsaufenthalte aus. Seit einigen Jahren ist

die Szene kontinuierlich gewachsen: Mittlerweile werden im deutschsprachigen Raum 48 verschiedene Stipendien für Journalisten vergeben; allein im vergangenen Jahr fünf davon zum ersten Mal.

Diese finanziellen Beihilfen sind von ihren Bedingungen her sehr unterschiedlich und können grob in drei Kategorien eingeteilt werden: in Ausbildungsstipendien (die jegliche Form der Aus- und Weiterbildung finanzieren), Reisestipendien (die den Aufenthalt an einem bestimmten Ort finanzieren, unabhängig davon, ob ein Beitrag entsteht) und Recherchestipendien (die für die Erarbeitung eines konkreten Beitrags vergeben werden).

In letztere Kategorie fielen zwölf Stipendien, die dann in der Studie auch näher untersucht wurden:

- Recherchestipendium des Instituts für Menschenrechte
- Recherchestipendium des Magazins *Neon*
- Stipendium des Netzwerks Recherche
- Recherchestipendium des Instituts für Verbraucherjournalismus
- Recherchestipendium des Netzwerks für Osteuropa-Berichterstattung
- Grenzgänger-Programm der Robert-Bosch-Stiftung
- Gabriel-Grüner-Stipendium der Agentur Zeitenspiegel
- Ad-hoc-Stipendium der Initiative Wissenschaftsjournalismus
- Peter-Hans-Hofschneider-Preis der Stiftung experimentelle Biomedizin (Schweiz)

*»Während die einen ihre Verträge unterschrieben, wurde der Rest durch die Energieausstellung von Eon geführt.«*

- Recherchestipendium des Klubs für Bildungs- und Wissenschaftsjournalisten (Österreich)
- Recherchestipendium des Verbands der konfessionellen Presse im Verband Deutscher Zeitschriftenverleger
- Kontext-Recherchestipendium (Eon Ruhrgas AG)

Insgesamt konnten 285 Beiträge ermittelt werden, die durch diese Stipendien im Zeitraum 1997-2010 gefördert worden sind: Die meisten davon waren Printartikel (161), gefolgt von Video- (53) und Audiobeiträgen (35) sowie Büchern (31). Die meisten Beiträge wurden durch das Kontext-Stipendium gefördert (s. Diagramm auf S. 77).

#### Quellen des Geldes

Woher jeweils das Geld für die Stipendien kommt, ist höchst unterschiedlich. Bei Kontext kommt es etwa aus dem Kommunikationsbudget von Eon und wird vom Konzernvorstand bewilligt. Der Klub der Bildungs- und Wissenschaftsjournalisten finanziert sein Stipendium aus den Mitgliedsbeiträgen, während der Verband der Konfessionellen Presse dafür gesondert Spenden bei seinen Mitgliedern einwirbt.

## WISSENSCHAFTLICHE METHODE

Um einen Überblick über die Stipendien zu erhalten, wurde bei Google, im Google-Archiv, in der Datenbank Genios und in verschiedenen Weblogs und Websites nach verschiedenen Schlagworten gesucht (Recherchestipendium, Stipendium, scholarships, research grants etc.) und mehrere Jahrgänge von sieben Medienmagazinen durchgeblättert.

Von den 48 ermittelten Stipendien wurden jene herausgefiltert, die folgende Kriterien erfüllten: Das Stipendium dient der Realisierung von Printartikeln; das Vergabeland und das Veröffentlichungsland liegen im deutschsprachigen Raum; die Höhe des Fördergeldes beträgt mindestens 1.000 Euro; in der Vergabjury sitzen auch Journalisten; es werden dem Stipendiaten keine Vorgaben zu Rechercheort/Quellen oder Interviewpartnern gemacht. Diesen Kriterien entsprachen 12 Stipendien. Es wurden nun die Beiträge ermittelt, die zwischen 1997 und 2010 durch diese zwölf Stipendien gefördert wurden. Es handelte sich um 285 Medienbeiträge. Deren Themen und geografische Bezüge wurden inhaltsanalytisch erfasst.

Zudem wurden je ein Stipendienggeber und ein Stipendiat des jeweiligen Stipendiums leitfadengestützt befragt. Schwerpunkt der Untersuchung lag auf der Befragung, da nur so Fakten zur Finanzierung des Stipendiums, Auswahl, Unterstützung und Bindung der Stipendiaten sowie Organisationsstrukturen der Stipendienggeber zusammengetragen werden konnten. *Kathleen Bendick*

Für das Gabriel-Grüner-Stipendium wirbt die Agentur Zeitenspiegel Spenden von Firmen, Journalisten und Magazinen ein. Bei den anderen Stipendien spielen Stiftungen die Hauptrolle; über Stiftungsgelder werden auch die Stipendien des Netzwerks Recherche (Otto-Brenner-Stiftung) und des Netzwerks für Osteuropa-Berichterstattung (Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft) finanziert. Das *Neon*-Recherchestipendium, das nur einmal ausgeschrieben wurde, ist aus dem Redaktionsetat herausgebrochen worden.

#### Wem nützt es?

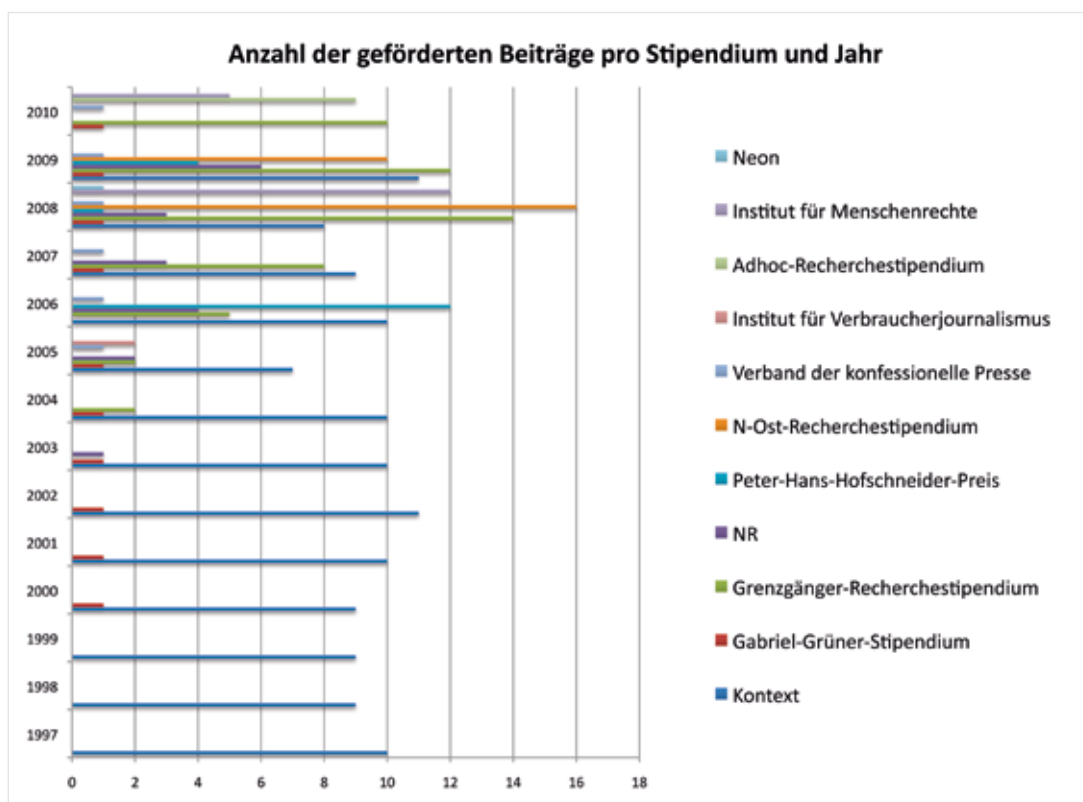
Handelt es sich bei diesen Stipendien nun um ernsthafte Versuche, Qualitätsjournalismus im öffentlichen Interesse zu fördern, oder sind sie eher als Instrument der Organisations-PR bzw. der Unternehmenskommunikation gedacht – ähnlich wie viele Journalistenpreise (vgl. *Message* 1/2008)? Um dies zu beantworten, bieten sich mehrere Kriterien an: Werden gezielt Themen vorgegeben, um diesen einen Platz in der Öffentlichkeit zu verschaffen? Versuchen die Organisationen, die Stipendiaten eng an sich zu binden, um auch über den Förderzeitraum hinaus gute Kontakte zu Journalisten zu haben? Gibt es neben finanzieller auch ideelle Förderung etwa durch Mentoren, die den Stipendiaten unterstützen, ohne ihn inhaltlich zu beeinflussen?

Um die nötigen Informationen zu bekommen, wurden Interviews mit Stipendienverantwortlichen und Stipendiaten geführt. Die größte Schwierigkeit bestand darin, die Stipendienggeber für ein Interview zu gewinnen. Dies dauerte in Einzelfällen bis zu vier Monate und erforderte stetes Nachfragen via Telefon und E-Mail. Am Ende gaben alle 25 ausgewählten Personen ein Interview.

#### Instrument der Öffentlichkeitsarbeit

Bei sechs der zwölf untersuchten Stipendien drängt sich der Eindruck auf, dass sie vorrangig Organisationszielen dienen sollen.

Das Institut für Menschenrechte fördert nur Beiträge zum Thema Menschenrechte und hat das Stipendium in der Unternehmenskommunikation angesiedelt. »Das Recherchestipendium verfolgt auch das Ziel, nicht nur die Stipendiaten an das Institut zu binden und mit den Themen des Instituts vertraut zu machen, sondern darüber hinaus auch die Journalisten in der Jury anzuregen, sich in Zukunft mit diesen



Auf Wachstumskurs: Das Diagramm zeigt die Anzahl der geförderten Beiträge pro Stipendium und Jahr. Boomjahre waren 2008/09; am kontinuierlichsten förderten Kontext und das Gabriel-Grüner-Stipendium..

Themen zu beschäftigen», so Bettina Hildebrand, Leiterin der Unternehmenskommunikation und Stipendienverantwortliche.

Auch das Stipendium des Verbands der konfessionellen Presse ist eher als PR-Instrument einzuordnen, zielt es doch auch darauf ab, konfessionelle Themen (»Christlicher Glaube und Spiritualität«) sowie die Verbandsperiodika stärker in die Öffentlichkeit zu rücken. »Kaum jemand kennt das *Libourius Magazin* oder die ganzen Kirchenzeitungen, die nur regional erscheinen. Und um dafür ein bisschen Aufmerksamkeit zu erzeugen, sollte dieser Preis ausgeschrieben werden«, so Dirk Platte, Geschäftsführer des Fachverbands Konfessionelle Presse und Stipendiumsverantwortlicher. Zudem leide die konfessionelle Presse unter Auflagenrückgängen und könne immer weniger Geld für Recherchen ausgeben; auch dies solle das Stipendium auffangen.

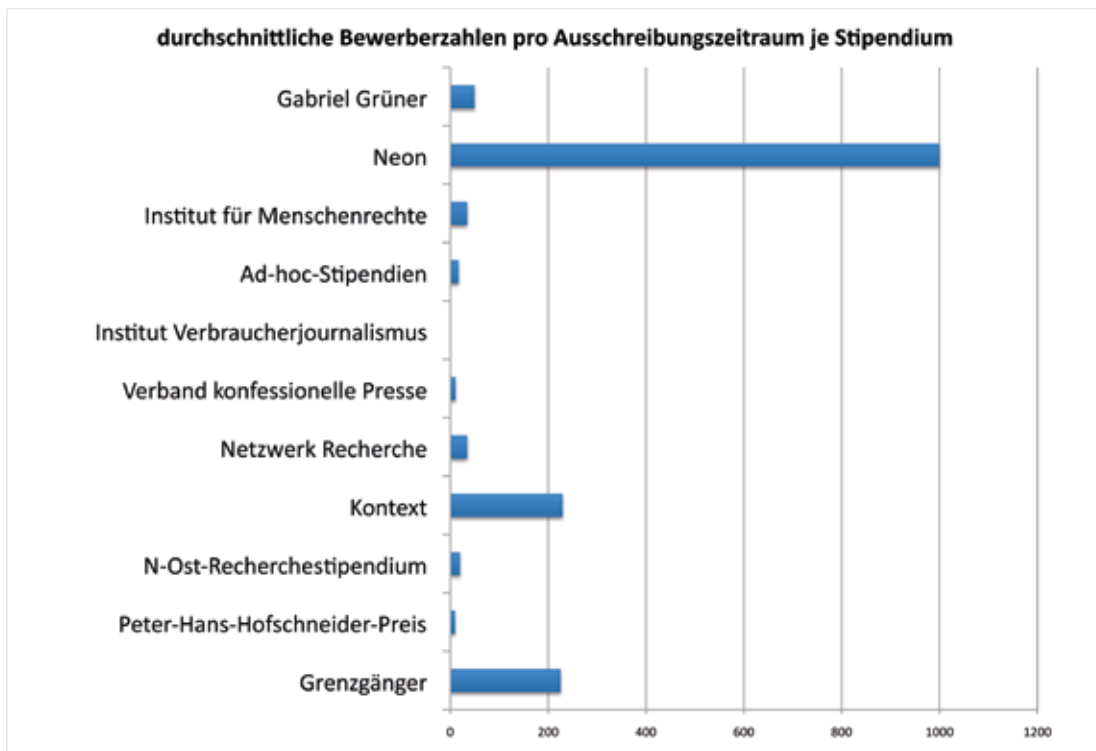
#### » Auch über Erdgasthemen gesprochen«

Eon schränkt sein Kontext-Stipendium zwar inhaltlich nicht ein, geht aber – genau wie die Robert-Bosch-Stiftung mit dem Grenzgänger-Programm

– klar einem Konzept der Corporate Social Responsibility nach. »Die Frage war: Was kann eine Unternehmenskommunikation nach außen tun?«, erklärt Jessica Keil von Eon. »Es gibt auch Stellen im Haus, die Kunst- und Kultursponsoring machen. Wir haben geguckt, was es schon gibt und festgestellt, dass es schon jede Menge Preise gibt. Die waren alle sehr fokussiert. Das wollten wir nicht. Deswegen vergeben wir Stipendien.« Ihr Kollege Helmut Rohloff räumt auch einen Nutzen über den Förderzeitraum hinaus ein: »Aus der langen Zeit und Zusammenarbeit ergibt sich auch, dass ich mit mehreren Stipendiaten, die mittlerweile in Wirtschaftsredaktionen sitzen, auch schon zu Erdgasthemen gesprochen habe. Das ist natürlich ein Effekt, den wir wünschen, manchmal auch brauchen, um intern zu begründen, warum es das Stipendium weiterhin geben sollte.«

Undurchsichtig wirkt das Stipendium des Instituts für Verbraucherjournalismus, das nur einmal ausgeschrieben wurde – und zwar zur Eröffnung des Instituts 2005 zusammen mit einer holländischen Bank. Die Interviews mit dem Verantwortlichen und dem Stipendiaten wurden nicht autorisiert; dies

Blick auf die Bewerberzahlen:  
Das hochdotierte Angebot des  
Magazins Neon war am meisten  
gefragt.



erweckt den Anschein, dass ein reiner PR-Hintergrund bestand.

Auch beim *Neon*-Recherchestipendium scheint das Eigeninteresse im Vordergrund gestanden zu haben – nämlich der Wunsch, das eigene Heft voranzubringen. »Wir wollten natürlich, auch wenn es nicht direkt verknüpft war, die geförderten Projekte in *Neon* abdrucken. Wir haben das nicht in erster Linie als Förderprogramm gesehen.«

Das hochdotierte Stipendium (fünfmal 10.000 Euro) ist nach der Ankündigung einer jährlichen Ausschreibung und großem Ansturm nach einer einmaligen Vergabe im Jahr 2008 kommentarlos verschwunden. In der Redaktion heißt es, das Stipendium sei eingestellt worden, weil überwiegend enttäuschende Bewerbungen eintrafen. »Wir waren mit der Qualität der eingereichten Exposé's ziemlich unzufrieden. Das waren etwa 1.000 Einreichungen. Es war unglaublich viel Schrott dabei«, so Timm Klotzek, Magazingründer und Stipendiumsverantwortlicher. Zum Thema PR-Effekt meint er: »Ohne dass wir es wollten, haben wir PR-mäßig super profitiert. Dieses Branchenlob nehmen wir natürlich gern, aber eigentlich wären mir ein paar gute Geschichten mehr lieber gewesen.«

### Ideelle Förderung

Es scheint bis hierhin so, dass Recherchestipendien grundsätzlich mit einem Eigeninteresse der ausschreibenden Organisation verbunden sind. Bei einigen Organisationen deckt sich jedoch das Eigeninteresse mit dem Grundsatz, Journalismus zu fördern, weil dies (auch) Organisationszweck ist: beim Netzwerk Recherche, beim Netzwerk für Osteuropa-Berichterstattung, bei der Agentur Zeiteinspiegel (Gabriel-Grüner-Stipendium), bei der Initiative Wissenschaftsjournalismus, beim Klub für Bildungs- und Wissenschaftsjournalisten und bei der Stiftung Experimentelle Biomedizin (Peter-Hans-Hofschneider-Preis).

Bei Letzterer liegt das »an Peter Hans Hofschneider selbst, der nicht nur auf die Biomedizin geschaut hat, sondern daran interessiert war, den kritischen Wissenschaftsjournalismus zu fördern«, so die Stipendiatin Nikola Kuhrt. Bei der Agentur Zeiteinspiegel erklärt Uli Reinhard: »Zum einen wollen wir das Genre Reportage stärken und zeigen, dass es beim Journalismus auch um gesellschaftliche Funktion geht. Zum anderen wollen wir auch die Namen Hansel Mieth und Gabriel Grüner erhalten. Gabriel Grüner war Vollblutjournalist und sah es als

seine Aufgabe an, sich um den Nachwuchs zu kümmern.«

Zwar gibt es auch von diesen Stipendiengebern oft thematische Einschränkungen. So vergab das Netzwerk für Osteuropa-Berichterstattung zwei spezielle Stipendien, die durch die Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft finanziert worden sind, und zwar zu den Themen Rechtsextremismus in Osteuropa und Erinnerungskultur 70 Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkrieges. Aber die Auswahl der Stipendiaten und ihre Begleitung während des Rechercheprozesses basieren auf den theoretischen Grundlagen des Journalismus und des Recherchierens.

Das Netzwerk Recherche und die Agentur Zeiteinspiegel bieten beispielsweise zusätzlich die Betreuung durch einen Mentor bzw. einen begleitenden Redakteur. Den Befragungen der Stipendiaten war zu entnehmen, dass die Qualität der Betreuung unterschiedlich ausfällt und Mentoren nicht immer so präsent waren, wie die Stipendiaten sich das erhofft hatten; für generelle Aussagen dazu war die Anzahl

der Interviewten allerdings zu gering. Jedoch zeigen diese Beispiele, dass Recherchestipendien durch die ideelle Förderung einen weiteren Nutzen für den Journalismus haben können.

### Begriff schützen

Um diesem Nutzen gerecht zu werden und Organisationen kein weiteres PR-Instrument an die Hand zu geben, gilt es, den Begriff des Recherchestipendiums zu definieren und von einer übergeordneten Instanz schützen zu lassen. Stets sollte er sowohl die finanzielle als auch die ideelle Unterstützung implizieren. Haben doch die meisten Stipendiengeber bei den Interviews für diese Studie selbst nicht genau gewusst, wie ihr Stipendium zu definieren sei, und in vielen Fällen sogar von einem »Journalistenpreis« gesprochen.

Auch die andere Seite muss wachsam sein und bleiben. Journalisten, die sich auf ein Stipendium bewerben, sollten prüfen, welche Strukturen hinter dem Stipendiengeber stehen und wie unabhängig sie bleiben können.

*Kathleen Bendick hat Journalistik an der Universität Leipzig studiert und arbeitet bei der Leipzig School of Media.*



ANZEIGE

## Deutschlands ungenutzte Ressourcen.

»Im internationalen Wettbewerb können wir nur bestehen, wenn es uns gelingt, die Menschen in unserem Land besser zu qualifizieren und ihnen neue Aufstiegsmöglichkeiten zu eröffnen.« Harald Christ

»Unsere Schulen produzieren zu viele Bildungsverlierer«, sagt Harald Christ. In seinem Buch *Deutschlands ungenutzte Ressourcen* fordert der sozialdemokratische Vordenker die Politik auf, endlich entschlossen gegenzusteuern – durch eine breit angelegte Zuwanderungspolitik und durch eine Bildungsoffensive.

»Harald Christ zeigt in seinem Buch eindrucksvoll, dass wir bei Bildung und Ausbildung, bei der Förderung von Innovationen und Spitzentechnologien die notwendigen Reformen noch nicht umgesetzt haben. Er mahnt zu Recht ein entschlossenes Handeln jenseits der föderalen Bildungsbürokratie an.« Helmut Schmidt, Bundeskanzler a.D.

Harald Christ:

**Deutschlands ungenutzte Ressourcen.**

Aufstieg, Bildung und Chancen für alle.

Mit einem Grußwort von Helmut Schmidt

248 Seiten. Gebunden mit Schutzumschlag € 24,99

Seit 1. Oktober im Buchhandel

oder direkt bestellen bei <http://www.ambition-verlag.de/>



**ambition**

# Der Stachel im

»Verlässliche Feinde« muss man sich erst einmal verdienen.  
 Tom Schimmecks Rede zum zehnjährigen Bestehen des Netzwerks Recherche fasst zusammen, wie das dem Verein gelungen ist.

VON TOM SCHIMMECK

**A**m Anfang war das Wort. Im Falle von Netzwerk Recherche in Form eines Buches: »Leidenschaft Recherche«. Anno 1999. Das schon im Klappentext den Missstand formulierte, der bis heute nicht behoben ist: »Im publizistischen Alltag ist die Recherche eine seltene Leidenschaft: Termin- und Arbeitsdruck, aber auch die unzureichende Kenntnis von professionellen Arbeitstechniken führt dazu, dass Journalisten sich meist auf die Ergänzungsrecherche auf der Grundlage einer Agentur- oder Zeitungsmeldung stürzen.«

Das liest sich noch heute wie eine Selbstbesinnung auf den hehren Kern des geliebten Berufes. Und manchmal wurde es fast poetisch:

»Erst Stille, dann ist Atem zu hören«, schrieb Hans Leyendecker im Vorwort: »Der Laptop zwitschert und piepst. Jemand rutscht auf dem Stuhl herum, klopft mit den Fingern auf der Schreibtischkante einen komplizierten Takt. Dann geht er auf und ab und schnieft ganz laut. Später hämmert er in die Tasten. Kurz gesagt: Da schreibt einer. Warum schreibt einer? Weil er nichts anderes gelernt hat oder weil er es weit bringen will?

Wer es weit gebracht hat, kreiselt kunstvolle Kritiken im Feuilleton. Es gibt vorzügliche Re-

porter und in den Wirtschaftsteilen gut informierte Redakteure. Die Deutschen sind Meister im Meinungsjournalismus. Wer den Leitartikel tuten, den Fernsehkommentar sprechen darf, hat den Ausweis höchster Kompetenz erreicht. Aber die Zeitungen und Sender beschäftigen nur wenige Rechercheure, die Enthüllungsgeschichten liefern wollen. Die Sparte ist chronisch unterbesetzt.«

Diesen Umstand galt es zu ändern. Nein, das Feuilleton sollte nicht geschleift, die eitlen Meinungsfürsten nicht entthront werden. Geplant war eher eine Art Wiederauferstehung. Man wollte die Erinnerung daran wachrufen, dass die selbst gewonnene Information, das Hinausgehen und ganz eigenständig Hingucken, das Beschaffen und Durchwühlen

von Dokumenten, der Kontakt mit echten Menschen, mit dieser verdammt komplizierten Wirklichkeit außerhalb der vollklimatisierten Redaktionsstuben das Eigentliche, das Wesentliche, das, wie es neudeutsch heißt: Kerngeschäft des Journalismus sind. Und alles Weitere eher wunderhübsches Beiwerk.

Der Verein – mit vollem Namen heißt er übrigens »Netzwerk Recherche« – Verein zur Förderung von journalistischer Qualität in der Medienberichterstattung"



Foto: Privat

# Sitzfleisch

– wollte von Anfang an ein Forum sein, ein Ort des Austausches und der Fortbildung. Auch ein Stachel im Journalisten-Sitzfleisch.

**D**as Netzwerk begann, mit zahllosen Tagungen und Seminaren, mit Studien und Dokumentationen die Analyse, die Kritik und Selbstkritik des Journalismus voranzutreiben. Es forciert dabei sozusagen die Recherche in eigener Sache: zum Thema Medien und Öffentlichkeit. Fordert stets mehr Leidenschaft, mehr Haltung, mehr Aufklärung ein. Und hat so eine permanente Qualitätsdebatte vom Zaun gebrochen.

Dieses Netzwerk, das war bald klar, ist eine Truppe, die Ideale hochhält. Die sich selbst und anderen Feuer unterm Arsch macht. Die die selbstgenügsame Routine in den Verlagen und Sendern durchbrechen will, Moden und Macken der Branche aufs Korn nimmt. Und das zuweilen ziemlich penetrant.

Manchem Berufsverband behagte die Konkurrenz nicht. Und unsere Attitüde – »Wir sind die Guten« – geht einigen sowieso auf den Geist. Zuvörderst den coolen Pragmatikern. Jenen, die sich selbst als »Realisten« betrachten. Die nicht mehr fragen, wie man Dinge verändern, verbessern kann. Sondern nur, wie man irgendwie durchkommt.

Sie haben sich einen Sport daraus gemacht, uns als versnobte Elitetruppe abzapinseln. Wenn Sie ein bisschen googeln, werden Sie bald auf verlässliche Feinde des Netzwerks Recherche stoßen, die uns als egomanisch und naiv beschimpfen, uns gerne mal als »Clübchen« bezeichnen, als »Netzwerk Pippi Langstrumpf«, als Häuflein von »im eigenen Saft drehenden Gestrigkeitsfanatikern«, als »Journalistengeheimbund«, »der sich teilweise auf dem Niveau des Fähnlein Fieselschweifs bewegt«.

Mit der Zeit kapiert man, dass man so etwas sportlich nehmen muss. Dass es vor allem ein Thema gibt, bei dem die Emotionen immer wieder hochkochen: Die Unvereinbarkeit von Journalismus und Public Relations. Der »Medienkodex«, jene kurzen zehn Gebote, die das Netzwerk vor fünf Jahren verabschiedete, sind wohl das bis heute umkämpfteste

Dokument. Vor allem der Paragraf fünf, vier Worte, klar und simpel: »Journalisten machen keine PR.«

Der Satz war schon damals heiß umstritten. Und die Debatte flammt immer wieder auf. Sie nimmt sogar noch an Schärfe zu. Was vor allem ökonomische Gründe hat. Denn in den ersten zehn Lebensjahren des Netzwerks hat sich die Lage vieler Journalisten enorm verschärft. Allen voran derer, die für Tageszeitungen arbeiten. Es gab, gerade auch bei den Top-Blättern, große Entlassungswellen. Pauschalen und Honorare wurden wieder und wieder gekürzt. Immer weniger Journalisten sind fest angestellte Kräfte. Immer mehr sogenannte »Freie«, die immer flotter immer mehr Text ausstoßen müssen, um halbwegs über die Runden zu kommen. Weshalb immer mehr Leute, die eigentlich Journalisten sein wollen, auch PR-Arbeit annehmen, für Pressestellen, Agenturen oder Firmenzeitungen arbeiten. Die oft deutlich besser zahlen.

**D**as geht an die Substanz. Da tut sich eine Front unter Journalisten auf. Die, die nebenbei PR machen, fühlen sich irgendwie ertappt, herabgewürdigt, gedemütigt. Die sagen sich: Ooh, wie gerne wäre ich ein prinzipienfester, integrier, gründlich recherchierender Journalist. Aber ich kann nicht davon leben. Weil mir mein Lokalblatt nur 20 Cent pro Zeile bezahlt. Weil mir mein Lokalradio nur 90 Sekunden gibt. Weil ich als Onliner ohnehin Billiglöhner bin. Ich muss überleben, sagt sich der Journalist in der Zwickmühle. Ich muss pragmatisch sein.

Da nerven dann irgendwann diese »Puristen« vom Netzwerk, die immer die Fahne der Moral hochhalten. Da kommen Aggressionen hoch. Da ist schnell von den festangestellten Luxusjournalisten die Rede, von alten Posteninhabern, die keine Ahnung haben, was die Generation Praktikum und Zeitvertrag so

*Manchem Berufsverband behagte die Konkurrenz nicht. Und unsere Attitüde – »Wir sind die Guten« – geht einigen auf den Geist.*

durchmacht; was es heute heißt, zum journalistischen Prekariat zu gehören. Es ist eine oft sehr harte und persönlich geführte Debatte. Und die muss weitergehen.

**W**as ist erreicht? – Heute hat das Netzwerk Recherche genau 555 Mitglieder! Da ist ein Forum entstanden, wo man intensiv über die eigene Arbeit reden kann. Ein Ort, wo Konkurrenten kooperieren. Wo es mal nicht in erster Linie um die tolle Schreibe geht, sondern um die Tücken und Tricks im recherchierenden Alltag. Wo man sich Mut macht und lernt, wie man dranbleibt, wie man Quellen auftut. Was man etwa wie aus den Tiefen des Datenozeans fischen kann.

Das Netzwerk setzt Standards. Es vergibt einen Positivpreis, den »Leuchtturm für besondere publizistische Leistungen«, mit dem hervorragende Journalistenleistungen gewürdigt werden sollen. Und einen Negativpreis, die »Verschlossene Auster«. Den haben schon Otto Schily und der Bahnchef Mehdorn, Wladimir Putin und die Katholische Kirche bekommen.

Dieser kleine Verein hat das Bewusstsein der Medienwelt nachhaltig verändert. Er bewahrt sie vor Realitätsverlust. Weil er immer wieder die Strukturen durchleuchtet. Weil er die so laut bejammerte Medienkrise kritisch begleitet, das Versagen der Verlage genauso thematisiert wie den Quotenwahn der Anstalten. Weil er die Mechanismen des Herdentriebs offenlegt. Und, stets aufs Neue, die Tricks der PR, der wachsenden Spin-Industrie. Weil er, wieder und wieder, die Frage aufwirft: Was behindert die Recherche? Was torpediert unsere gute Arbeit? Unseren Journalismus, der uns lieb und teuer ist, den wir alle machen wollen, mit Spaß und Leidenschaft. Und der nichts gemein hat mit dem multifunktionalen Billig-Journalismus, der nur noch Marketing »veredelt«.

Was fehlt? – Ist irgendwann alles gesagt? Endet dann die Debatte? Niemals. Weil Journalismus jeden Tag wieder Tolles vollbringt und unglaubliches Unheil anrichtet.

Und weil der Nachwuchs – und nicht nur der – immer wieder neu lernen muss, dass Journalisten ran müssen an die Wirklichkeit – Hingehen müssen, gucken, nachfragen, nachlesen. Also recherchieren.

Als Medienkritiker staunt man, wie viele offene Türen man einrennt. Man geht zu den Hauptstadtjournalisten nach Berlin. Und die selbst erzählen einem sehr präzise, wie absurd die journalistischen Mechanismen wirken, wie verrückt die Erregungsspiralen drehen. Und kommen doch nicht raus aus diesem Tanz. Man geht zu den Sportjournalisten und veralbert ihre immer gefühligere Masche. Weil die jetzt ständig live fragen müssen, wie toll sich wer fühlt und alle fünf Minuten jubeln müssen, wie super die Stimmung grad wieder ist. Und sie lachen und sagen: Ja, das ist albern. Man geht hin zu den Börsenjournalisten in Frankfurt und sagt ganz frech: Ihr macht hier doch nur Show, vor künstlicher Kulisse. Jodelt den Dax rauf und runter. Und die sagen: Ja genau. Und es ist scheußlich.

Ich glaube, die meisten Journalisten wissen heute recht genau, was sie tun. In welchen Zwängen sie stecken. Individuell aber fehlt ihnen die Macht und die Kraft, etwas zu verändern.

Was ich mir für die Zukunft wünsche: Dass dieses Netzwerk möglichst vielen die Kraft und das Knowhow gibt, den besten Journalismus zu machen, zu dem sie fähig sind. Und dass dem Netzwerk diese Mischung aus Handwerk plus Haltung weiter gelingt.

Denn wir brauchen, gerade in der globalen, superkomplexen Wikileaks-Ära, mehr recherchierenden Journalismus denn je. Mehr Wissen. Mehr Können. Mehr Einordnung und Gewichtung. Und, ja, es gibt auch im heutigen »Mediengewitter« unglaublich viel guten Journalismus. Leider braucht man bald einen Assistentenstab, der einem die Spreu vom Weizen trennt.

**N**och etwas Persönliches. – Journalisten sind ein fürchterliches Volk. Eigensinnig, spinnert, empfindlich. Gehetzt, misstrauisch, besserwisserisch, eifersüchtig, nachtragend. Sie haben obskure Obsessionen. Sie sind oft keine sehr sozialen Wesen.

Wir haben gerade eine kleine Krise im Netzwerk, wo auch ein paar dieser Eigenschaften hervorlugen. Mir fällt Lob immer schwer. Aber ich finde, es ist ein ganz großer Zwischendank fällig an Thomas Leif, er ist der Motor dieses Ladens. Er hat auch mich in den letzten Jahren mit viel Elan auf diverse Bühnen gepeitscht. Und aus mir und vielen anderen manches herausgeholt, von dem wir gar nicht wussten, dass es da ist ... ■

# Transparenz und Aufklärung

*Wegen Unregelmäßigkeiten in der Buchführung des Vereins steht das Netzwerk Recherche in der Kritik. Erste Konsequenzen sind gezogen und Strukturänderungen angekündigt.*

VON GÜNTER BARTSCH

Unterschiedlicher hätten Berichte über ein und denselben Fall kaum sein können: Der Chefredakteur des *PR Magazins*, Thomas Rommerskirchen, sprach von »Informationspolitik im Omertà-Stik« – das 3sat-Magazin *Kulturzeit* von »vorbildlicher Aufklärungsarbeit«. Die Rede ist in beiden Beiträgen vom Umgang des Netzwerks Recherche bezüglich fehlerhafter Abrechnungen mit der Bundeszentrale für politische Bildung (BpB).

Bei den Planungen zur Gründung einer Stiftung, die langfristig die Arbeit des Vereins absichern soll, lagen dem Gesamtvorstand Zahlen vor, die erkennen ließen, dass der Verein 2010 zu Unrecht Fördergelder von der Bundesbehörde erhalten hatte. Die Förderung geschah im Rahmen einer Fehlbedarfsfinanzierung. Das heißt, dass die BpB die Veranstaltung nur dann bezuschusst, wenn ein Defizit vorhanden ist. Die nun vorliegenden Zahlen ließen aber vermuten, dass gar kein Defizit entstanden, sondern dieses vielmehr nur durch fehlerhafte Angaben zustande gekommen war.

## Einschaltung einer Wirtschaftsprüferkanzlei

Hätte Rommerskirchen recht damit, dass der Vereinsvorstand seine Informationspolitik an einem mafiösen Schweigekodex ausrichten würde, hätten die folgenden Schritte eigentlich ausbleiben müssen: Der Vorstand beauftragte zunächst eine Wirtschaftsprüfer-Kanzlei, sämtliche BpB-Förderungen der vergangenen Jahre zu prüfen. Damit war eine unabhängige Instanz geschaffen, die sich den vermuteten Abrechnungsfehlern widmete. Erste Ergebnisse dieser Untersuchung erhärteten den Verdacht fehlerhafter Abrechnungen.

In einer außerordentlichen Sitzung eine Woche vor der Mitgliederversammlung beschloss der Vorstand,

vorsorglich sämtliche Förderbeträge zurückzahlen, also rund 75.000 Euro, die von 2007 bis 2010 von der BpB gezahlt worden waren. Auf der Vorstandssitzung erklärte der Erste Vorsitzende des Vereins, Thomas Leif, die Verantwortung für mögliche Abrechnungsfehler zu übernehmen.

## Mitgliederinformation

Der Vorstand informierte die Vereinsmitglieder zunächst in einer E-Mail und dann am 1. Juli bei der Mitgliederversammlung über die Prüfung. Thomas Leif schied bei der Mitgliederversammlung aus dem Vorstand aus.

Im August legten die Wirtschaftsprüfer ihren Schlussbericht vor, der dann an die Mitglieder per E-Mail verschickt und auf der nr-

*Das PR-Magazin sprach von »Informationspolitik im Omertà-Stik« – 3sat Kulturzeit von »vorbildlicher Aufklärungsarbeit«.*



»Omertà« titelte das PRMagazin sein Editorial zum »Skandal um die Finanzierung des Netzwerks Recherche« (Heft 8/2011).

Webseite veröffentlicht wurde. Darin erklärten die Prüfer unter anderem, dass bei den Abrechnungen Teilnehmerbeiträge und Zuschüsse Dritter nicht angegeben wurden. Da bei den Jahreskonferenzen somit kein Defizit entstanden war, nahm die BpB ihre Zuwendungs- und Festsetzungsbescheide zurück. Auch darüber informierte der NR-Vorstand die

*Es wäre ja verrückt, wenn sich  
ausgerechnet das Netzwerk  
Recherche über kritische  
Medienberichte beklagen würde.*

Mitglieder. Von »Omertà« kann also keine Rede sein. Die Prüfer fanden übrigens keinerlei Hinweise für eine persönliche Bereicherung. Es wurde kein Geld unterschlagen. Trotzdem gab es ohne Zweifel genügend Anlass für kritische Berichte über unseren Verein – schließlich wurden Steuergelder zu Unrecht eingestrichen. Es wäre ja verrückt, wenn ausgerechnet Netzwerk Recherche sich über kritische Berichte beklagen würde. Die meisten Berichte waren fair.

Aber den Blutdurst einiger Autoren wollen wir nicht stillen. Sabine Pamperriens Bericht in der FAZ ist so ein Beispiel: Die Autorin, die auch ein Blog namens »Netzwerk Gegenrecherche« betreibt, ließ unseren Verein als einen Haufen »Karteileichen« erscheinen, den man ebenso gut auflösen könnte.

Die 800 Besucher unserer Jahreskonferenz sehen das offenbar anders: Außerordentlich positiv beurteilten sie die Tagung. Und dass sich rund 100 Organisatoren und Helfer dort ehrenamtlich engagierten, zeigt uns, dass sich die Arbeit lohnt.

### Strukturelle Veränderungen

Dass es zu den falschen Abrechnungen kommen konnte, hatte auch strukturelle Gründe. Deshalb hat der NR-Vorstand bereits einen Tag nach der Jahreskonferenz die Weichen für Reformen gestellt:

- Den Mitgliedern und der Öffentlichkeit werden die jährlichen Finanzberichte schriftlich vorgelegt.
- Netzwerk Recherche will sich der Initiative Transparente Zivilgesellschaft anschließen. Die Unterzeichner der Initiative verpflichten sich zur Transparenz gegenüber der Öffentlichkeit, unter anderem hinsichtlich Mittelherkunft und -verwendung.
- Die Satzung soll verbessert werden, unter anderem, was die Struktur des Vorstands betrifft. Über die weiteren Schritte wird die Mitgliederversammlung am 11. November in Köln beraten. Dort wird auch der neue Vorstand gewählt, der die Aufgabe haben wird, über die inhaltliche Ausrichtung der Vereins nachzudenken und zu beraten.

Zentrale Veranstaltung, so viel lässt sich sicherlich schon sagen, wird die Jahreskonferenz bleiben. ■

## FACHKONFERENZ »TUNNELBLICK«

**T**unnelblick – Woran Recherchen scheitern können – so lautet der Titel der nächsten nr-Fachkonferenz am 11./12. November in Köln. Journalisten stoßen bei ihren Recherchen nicht selten an Grenzen – an tatsächliche und an die eigenen. Journalisten scheitern bei ihren Recherchen. Nur reden sie nicht gerne darüber.

Das soll bei dieser Fachkonferenz anders sein. Erfahrene Kolleginnen und Kollegen erzählen von ihrem Scheitern, ihren Fehlern. Sie versuchen, diese nicht einfach zu entschuldigen oder wegzudiskutieren, sondern die Gründe für ihr Scheitern herauszufinden, die Grenzen zu beschreiben, an die jeder bei seinen Recherchen stoßen kann. Die Teilnehmer lernen eine Reihe von Problemen und Szenarien kennen, auf die man

bei Recherchen stößt – und wie man damit umgehen kann. Die Fachkonferenz beschäftigt sich zum einen mit den großen Fällen. Beteiligte Kolleginnen und Kollegen diskutieren, wie zum Beispiel Sebnitz zum Recherche-Gau für den deutschen Journalismus werden konnte oder wie es zum Skandal um die Hitlertagebücher kam. Zugleich werden aber auch Workshops für einzelne Gruppen angeboten. In denen berichten Kolleginnen und Kollegen zum Beispiel über ihre Schwierigkeiten bei Recherchen im lokalen Journalismus und sprechen über spezielle Probleme unter anderem bei Wirtschafts-, Wissenschafts- oder Auslandsrecherchen.

Nähere Informationen und Anmeldung unter <http://tunnelblick.netzwerkrecherche.de>.

*Günter Bartsch ist  
Geschäftsführer  
des Netzwerk  
Recherche.*



4-2011

# PODIUM **message**



Illustration: Marija Gjurgjan (stockxchng)

## Recherche reloaded

### Was Journalisten von anderen Rechercheberufen lernen können

Highlights von der  
nr-Fachkonferenz

- ▶ Forensische Interviews  
Wie Kriminalisten im Gespräch  
Lügen erkennen S. 87
- ▶ In Archiven wühlen  
Wie Historiker die Aussagen von  
Zeitzeugen einschätzen S. 89
- ▶ Medizinische Studien  
Wie Mediziner komplexe Themen  
recherchieren und bewerten S. 91

# Recherchen jenseits des Journalismus

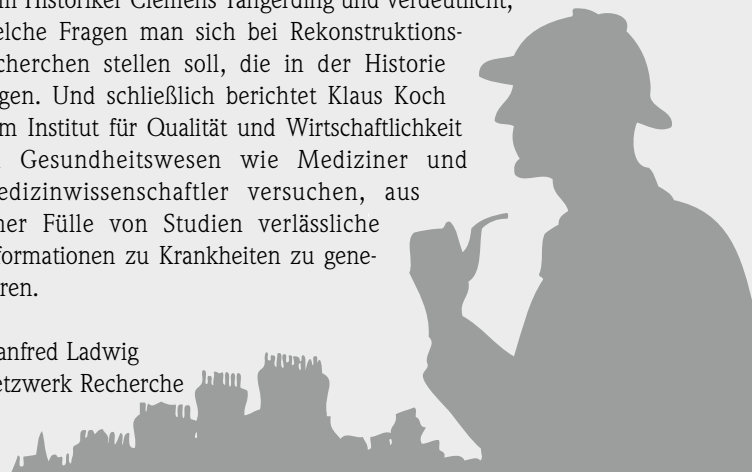
Ob es verstaubte Archive sind, schwierige Interviews oder das Durchdringen komplexer medizinischer Themen – von Rechercheprofis anderer Berufe gibt es reichlich zu lernen.

Die Journalistinnen und Journalisten bilden eine ziemlich abgeschottete Gruppe: Sie schmoren im eigenen Saft – sogar nach Redaktionsschluss.« Siegfried Weischenbergs Analyse von 1995 trifft auch heute noch zu: Für viele Journalisten sind Kollegen die wichtigsten Bezugspersonen – andere Lebenswirklichkeiten werden in den Redaktionen oft ausgeblendet. Viele der Quellen, die eigentlich zur Verfügung stehen, bleiben ungenutzt.

Die nr-Fachkonferenz »Recherche reloaded« wollte in Kooperation mit dem Henri Nannen Preis einen Blickwechsel vornehmen und das Lernen von anderen Rechercheberufen ermöglichen: Bislang liegt deren professionelles Wissen brach und deren Arbeitstechniken sind nicht fruchtbar für die journalistische Praxis »übersetzt«. In der vielbeschwoeren Wissensgesellschaft wird es aber zunehmend darauf ankommen, interdisziplinär zu arbeiten und Kreativität durch die Kombination von Wissensbeständen zu erreichen. Der Austausch und das Lernen von den besten und mutigsten Journalisten war ebenfalls Programm bei Recherche Reloaded.

Die nachfolgenden Beiträge sind aus einem Fundus von Bei- und Vorträgen ausgewählt und sollten veranschaulichen, welche Wege Recherchen gehen könnten. Ein Beitrag stammt vom Wirtschaftsprüfer Bernd Hoffmann und erklärt, woran man Lügner in Interviews erkennen kann. Der zweite Text ist vom Historiker Clemens Tangerding und verdeutlicht, welche Fragen man sich bei Rekonstruktionsrecherchen stellen soll, die in der Historie liegen. Und schließlich berichtet Klaus Koch vom Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen wie Mediziner und Medizinwissenschaftler versuchen, aus einer Fülle von Studien verlässliche Informationen zu Krankheiten zu generieren.

Manfred Ladwig  
Netzwerk Recherche



# Forensische Interviews

Hat der Interviewte gelogen oder die Wahrheit erzählt? Wer die richtigen Techniken beherrscht, kann einen erheblichen Teil der aufgetischten Lügen entlarven.

VON ALEXANDER WAGNER (MANAGER RÖLFS RP AG WIRTSCHAFTSPRÜFUNGSGESELLSCHAFT, COMPETENCE CENTER FRAUD · RISK · COMPLIANCE)

**H**at der Interviewte gelogen oder die Wahrheit erzählt? Auch wenn Techniken der Lügenerkennung nur selten zu Beweisen im strafgerichtlichen Sinne führen werden, ist es elementar für den Interviewer zu erkennen, ob er angelogen wurde. Mittlerweile hat sich das Thema Lügenerkennung durch wissenschaftliche Arbeiten zu einer ernst zu nehmenden Disziplin entwickelt. Ohne jegliches Knowhow und Training kann jeder Wahrheit von Lüge mit einer Treffsicherheit von 50 Prozent unterscheiden. Profis erreichen lediglich – oder immerhin – eine Quote von 80 bis 90 Prozent. Zu 100 Prozent wird nie jemand Lüge von Wahrheit unterscheiden können.

Wesentlich ist zunächst, dass man auch die Anzeichen für Wahrheit kennt, um eine Aussage nicht nur hinsichtlich möglicher Lügenanzeichen, sondern auch hinsichtlich der Wahrheit zu untersuchen. Nur so kann eine objektive Herangehensweise gewährleistet werden. Das primäre Anzeichen für Wahrheit ist die Übereinstimmung mit anderen Quellen. Weitere Anzeichen sind in der Art der Schilderung zu finden. Eine wahrheitsgemäße Schilderung eines Ereignisses ist meistens eher unstrukturiert und enthält spontane Einschübe, die dem Erzähler während der Schilderung

einfallen. Auch Erinnerungslücken sind ein Zeichen für Wahrheit, wenn diese an einzelnen Stellen auftreten. Insbesondere relevant ist die Anzahl an Details, die geschildert werden. Gemeint ist damit nicht nur die Detaillierung des Ereignisses an sich, sondern die Schilderung ungewöhnlicher, nebensächlicher und unverstandener Einzelheiten.

## Wenn Schilderungen sich widersprechen

Auch Details zu psychischen Vorgängen, also Gefühle des Erzählenden oder der beteiligten Personen bei dem Erlebten, über Raum und Zeit und über Komplikationen erhöhen den Wahrheitsgehalt einer Aussage. Werden Gespräche wiedergegeben, sind Details darüber, wie etwas geäußert wurde, Hinweise für die Wahrheit. Daraus ergibt sich für den Interviewer zwingend, auch Fragen nach Details zu stellen.

Werden all diese Details in die Äußerung eingebaut und gibt es keinen Teil einer Äußerung, der merklich weniger detailliert ist, ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Wahrheit erzählt wird, hoch. Beachtet werden muss jedoch, dass manche Lügner sich dessen bewusst sind. Sie erfinden des-

halb viele Details zu ihrer Lüge hinzu. Wenn diese Details allzu harmonisch geschildert werden und dieser Detailgrad nur im unmittelbaren Bereich der Lüge erreicht wird, kann dies ein Hinweis für eine Lüge sein. Entscheidend ist also die Konsistenz der Art der Schilderung und dessen Detaillierung über die gesamte Zeit der Schilderung hinweg.

**E**in Anzeichen für Lüge ist primär der Widerspruch des Gesagten zu belegbaren Fakten oder Aussagen anderer beziehungsweise der Widerspruch innerhalb einer Aussage einer Person. Außerdem können in der Art der Aussage, im Verhalten, der Stimme, der Körpersprache und der Mimik Anzeichen für eine Lüge feststellbar sein:

- **Verhaltensänderung:** Der Interviewte verhält sich etwa während des Interviews zurückhaltend, scheint eher ruhig zu sein und nutzt nicht viele non-verbale kommunikative Mittel. Als es im Interview zu den Fragen kommt, die das kritische Ereignis betreffen, wirkt der Interviewte plötzlich energischer, nutzt mehr Gestik und variiert die Lautstärke und Betonung des Gesagten stärker. Die Abweichung vom Normalverhalten ist ein Zeichen dafür, dass das Thema für den Interviewten eine besondere Relevanz hat. Small Talk in der Warm-up-Phase oder später im Laufe des Interviews dient

dazu, den Gesprächspartner kennenzulernen und in unkritischen Situationen dessen Normalverhalten wahrzunehmen. Nur wenn wir diese kennen, können wir auch Abweichungen im Verhalten identifizieren.

**V**erhaltenskontrolle: Kommt es zu einer Lüge, richtet der Lügner seine Aufmerksamkeit verstärkt auf sich selbst in dem Versuch, sein Verhalten adäquat zu steuern und keine verräterischen Signale zu geben. Normalerweise sind Mimik und Gestik automatisierte Prozesse, die unbewusst ablaufen. Um die wahren Gefühle zu verbergen, kontrolliert der Betroffene sein Verhalten insofern, dass er sich weniger bewegt. Es existiert die allgemeine Überzeugung, dass man bei Lügen auffällige unbewusste Gesten zeigt, zum Beispiel das Kratzen an der Nase, das Spielen mit den Händen oder das Berühren des Ohrfläppchens. Lügner lassen diese »Manipulatoren« aus diesem Grund oft bewusst weg, es werden plötzlich keinerlei solcher Gesten mehr gezeigt. Die Körpersprache wird dann steifer und hölzern wahrgenommen. Außerdem wird der Blickkontakt kontrolliert. Generell wird angenommen, dass Menschen beim Lügen Blickkontakt vermeiden. Aus diesem Grund achten einige Lügner bewusst darauf, den Blickkontakt zum Gegenüber zu halten. So erkennen Lügner auch, ob ihre Lüge geglaubt wird oder ob der Interviewer Zweifel an ihrer Aussage hat.

■ Stress: Der Befragte muss nicht nur auf den Erzählinhalt achten, den er sich womöglich ausgedacht hat, sondern auch auf Gesichtsausdruck und Körpersprache. Alles gleichzeitig bewusst zu steuern, erfordert viel Übung und Konzentration und stellt für jeden eine schwierige Aufgabe dar. Zeigt der Befragte also abweichend von der Baseline typische Stressanzeichen wenn es um kritische Ereignisse geht, sollte dies auf jeden

Fall von den Interviewern wahrgenommen werden. Stress kann sich auch in der Zurückhaltung oder Kargheit der Schilderung äußern. Die Schilderungen werden zögerlicher, der Interviewte benötigt mehr Zeit, um Antworten zu finden, weil er seine Ressourcen bereits für die Kontrolle der Mimik und Gestik verbraucht und so inhaltlich weniger flexibel und spontan ist. Die Antworten werden kürzer, die Aussage bleibt abstrakt, allgemein und unanschaulich.

## Unbewusste Gestik verrät die Lüge

■ Emotionen: Es kommt vor, dass ein Lügner für die Situation oder das Thema unpassende Emotionen zeigt. Möglich ist zum Beispiel das Zeigen von Angst. Diese Angst kann unpassend sein, wenn gerade Themen besprochen werden, die bei reinem Gewissen kein solches Gefühl initiieren sollten. Die Angst entspringt beim Lügner aus der Befürchtung, als Lügner entlarvt zu werden. Eine weitere unpassende Emotion ist Schuld. Sie äußert sich etwa durch Entpersonalisierung; der Interviewte distanziert sich von sich selbst, weil er sich von der Lüge distanzieren will. Er vermeidet – abweichend vom bisherigen Sprachgebrauch im Interview – Worte wie »ich« oder »mein« und hält seine Sätze sonderbar unpersönlich (etwa »Was wäre, wenn jemand so etwas tun würde« oder »Man sollte sich doch der Konsequenzen bewusst sein«). Auch Freude kann als unpassend bewertet werden. Lügner zeigen diese Emotion häufig, wenn sie merken, dass die Lüge geglaubt wird oder dass man nicht entdeckt wird. Sie lächeln, ohne dass das Gespräch einen für den Interviewer plausiblen Grund dafür bietet. Achten Sie auf die Konstanz der gezeigten Emotion. Wechselt diese häufig und anscheinend ohne triftigen Grund, kann dies ein Zeichen von Lüge sein.

**D**isharmonien: Ein Mensch kann niemals alle Aspekte seines Auftretens steuern und aufeinander abstimmen. Denn das Verhalten ist komplex und beinhaltet viele Kriterien, die man bewusst nur mit viel Aufwand manipulieren kann. Ein Zeichen einstudierten Verhaltens ist es, wenn Disharmonien zwischen den einzelnen Verhaltensmerkmalen auftreten. Gefühle äußern wir beispielsweise häufig unbewusst und sehr spontan. Diese zu unterdrücken, erfordert einen hohen Aufwand. Konzentriert sich der Befragte sehr auf die Erzählungen und die Gestik, können Gefühlsausdrücke in der Mimik spontan und unkontrolliert erscheinen. Dass diese Mimik nicht zu dem Gesagten passt, ist ein Zeichen dafür, dass nicht wahrheitsgemäß erzählt wird. Ein Beispiel dafür ist das Kopfschütteln beim Ja sagen oder das Nicken beim Nein sagen. Disharmonisch kann es auch sein, wenn die emotionale gestische Reaktion erst nach der Äußerung gezeigt wird. Normalerweise tritt die unbewusste emotionale Gestik schneller auf als verbale Äußerungen.

Weiterhin können übertriebene Unterwerfung und Hilfsbereitschaft, die Zweifel und Druck reduzieren sollen, oder permanente Gegenangriffe ohne sichtbaren und vernünftigen Anlass zur Verdeutlichung von Empörung disharmonisch sein.

Um solche Feinheiten in dem Verhalten des Interviewten überhaupt feststellen zu können, bedarf es viel Übung und Reflektion. Die hier aufgezeigten Anzeichen für Wahrheit und Lüge zeigen: Es gibt kein einzelnes Anzeichen, das sicher eine Lüge identifiziert. Man muss daher nach gebündelten Anzeichen suchen. ■

### Literatur:

- ▶ Ekman, P.: Telling Lies, New York, 2009.
- ▶ Nasher, J.: Durchschaut. Das Geheimnis, kleine und große Lügen zu entlarven, München, 2010.

# Graben in Archiven

Wie Historiker Aussagen von Zeitzeugen mit Hilfe von Archivmaterial einschätzen, und welche Fragen sie sich dabei stellen.

VON CLEMENS TANGERDING (HISTORIKER UND PUBLIZIST)

**D**er französische Historiker Alain Corbin unternahm vor einigen Jahren einen ungewöhnlichen Versuch. Er begann eine Archivrecherche über das Leben eines Menschen, der völlig in Vergessenheit geraten war, an den sich niemand erinnert, der nie etwas Bedeutendes geleistet hatte und an keinem großen Ereignis der Weltgeschichte beteiligt war. Er wollte einem Menschen näherkommen, dessen Existenz für die Nachwelt so gut wie ausgelöscht war. Corbin entschied sich für Louis-François Pinagot und damit für einen Holzschuhmacher, der im 19. Jahrhundert im Département Orne in der Normandie lebte. Nach Jahren der Recherche, die der Professor für Geschichte neben seiner Lehrtätigkeit an der Sorbonne betrieb, veröffentlichte er 1998 das Buch »Le monde retrouvé de Louis-François Pinagot. Sur les traces d'un inconnu« (deutsch: »Auf den Spuren eines Unbekannten. Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben«, 1999). Es umfasst 336 Seiten.

Archivrecherchen sind oft sehr ergiebig. Damit sie das sind, muss sich der Historiker genauso wie der im Archiv arbeitende Journalist darauf einlassen, dass er bei aller notwendigen Systematik ihren Verlauf nicht vorhersehen kann.

Archivrecherchen können sehr unterschiedlich verlaufen. Die Zeit, die man für die Archivrecherche benötigt, ist deshalb vorher nur sehr schwer ein-

schätzbar. Außerdem ist es damit nicht getan, die Quellen zu finden. Man muss sie auch bewerten. Wie man trotzdem nicht den Überblick verliert und sogar Spaß an der Recherche hat, will ich kurz vorstellen. Hier ein konkretes Beispiel über die Arbeitsweise bei historischen Recherchen. Vor einiger Zeit hatte ich die Vertreibung einer heute 70 Jahre alten Frau aus Danzig aufzuarbeiten.

## Zeitzeugen kritisch hinterfragen

Die Frau war 1945 vier Jahre alt. Von ihrem Aufbruch in Westpreußen bis zum Neubeginn eines geregelten Lebens in Recklinghausen 1952 vergingen sieben Jahre. Einiges von dem, was passiert war, hatte sie vergessen. Vieles hat sie schon damals nicht erfahren. Ein Ereignis, das sich ihr sehr tief eingebrannt hat, war ihre eigene Typhuserkrankung in einem Flüchtlingslager an der Ostsee. Dabei wäre sie beinahe ums Leben gekommen. Dies und vieles Weitere hat sie mir in einem längeren Interview erzählt. Hier ein Interview-Auszug über die Typhuserkrankung. Sie sagte: »Da ist so eine Halbinsel, Wustrow heißt die. An dieser Halbinsel liegt Rerik. Heute ist dieses Rerik ein wunderschöner Badeort mit einer Steilküste. Genau dieses Gelände nahmen natürlich die Russen in Beschlag. Da war auch ein Lazarett, das natürlich

ein Wehrmachtlazarett war, und in dieses Gelände sind wir dann [1946] gekommen. Es war hinter Stacheldraht, und da haben wir eine Zeit lang zugebracht. Ich war todkrank, und zwar hatte ich Typhus. Ich lag schon im Sterben dort und die Ärzte, die dort drin arbeiteten, das waren teilweise noch deutsche Ärzte, die dort eingesperrt wurden, mussten dann die russischen Soldaten behandeln und halt solche Leute wie wir, die dann da drin waren. Ich lag im Sterben und habe schon gar niemanden mehr erkannt, ich lag ein halbes Jahr drin. Da hat meine Mutter eine junge deutsche Ärztin angefleht: ‚Ich habe doch zwei Söhne, von denen weiß ich nicht, wo die sind, der andere Junge ist krank, mein Mann ist vor kurzem gestorben. Kümmern Sie sich drum.‘ Und die hat mir dann heimlich Penicillin gespritzt. Das war lebensgefährlich für sie. Es war eine deutsche Ärztin. Die hat mir nachts Penicillin gespritzt. Und das über längere Zeit, und so bin ich einigermassen wieder auf die Beine gekommen.«

**S**tatt wie bei einigen Geschichts-Fernsehformaten Zeitzeugenaussagen unkommentiert stehen zu lassen, ist die Überprüfung des Gesagten bei einer gründlichen historischen Recherche unerlässlich.

Die Grundfrage, die man in diesem Fall und in jedem anderen zu stellen hat, lautet: Welches Ereignis könnten Quellen produziert haben? Diese Frage ist der

Ausgangspunkt jeder guten Recherche. Aus diesem Beispiel lässt sich eine Vielzahl von Ereignissen herausfiltern, die Quellen hinterlassen haben können. Es ist wahrscheinlich, dass die sowjetische Militäradministration die Arbeit der Ärzte bei irgendeiner Stelle beantragen musste. Hiervon könnte ein Schriftstück erhalten sein. Außerdem mussten die Ärzte sicher nach bestimmten Vorgaben arbeiten und innerhalb eines bestimmten Arbeitssystems behandeln. Es könnte Anweisungen und Dienstpläne gegeben haben. Daneben kann auch die Unterbringung und Verpflegung der Ärzte schriftlich festgehalten worden sein. Vielleicht hat die Lagerleitung oder eine übergeordnete Militärbehörde Befehle geschrieben, in denen stand, wer in welcher Baracke zu schlafen hat und welche Lebensmittelrationen ihm zugeteilt waren. Auf einigen dieser möglichen Quellen könnte sich der Name der jungen deutschen Ärztin befunden haben, die die Zeitzeugin als ihre Lebensretterin beschreibt. Die Liste mit möglichen Quellen ließe sich noch verlängern.

**D**ie zweite wichtige Frage bei der Archivrecherche lautet: Wer könnte diese Quellen besitzen? Hierbei sollte man nie vergessen, dass nicht alle Orte, die Quellen besitzen, Archive heißen. Auch in Kirchengemeinden und Museen, auf Dachböden und in Kellern, in Unternehmen und Akademien lagern Quellen. Da es sich bei dem hier genannten Lager Rerik um eine Einrichtung des Sowjetmilitärs handelte, muss die Recherche in das Archiv führen, in dem die Quellen der Sowjetarmee verwahrt werden, das Staatliche Militärarchiv Moskau. Daneben ist das Archiv zu konsultieren, in dem die Akten der Behörden lagern, welche die Befehle der Sowjets entgegennahmen, in diesem Fall das Landesarchiv Mecklenburg-Vorpommern. Die dritte

bedeutende Frage bei einer Recherche heißt: Wer kennt sich damit aus? In diesem Fall muss man sich bei denjenigen Historikern informieren, die zu den Lebensumständen der Vertriebenen in Mecklenburg und zum Verhältnis zwischen sowjetischen Besatzern und Zivilbevölkerung und -behörden gearbeitet haben.

## Narrative erkennen und überprüfen

Die Ergebnisse der Recherche können hier im Einzelnen nicht wiedergegeben werden. Nur so viel sei angemerkt: Der Name der Ärztin ist nicht aktenkundig. Es ist nahezu auszuschließen, dass deutsche Ärzte Zwangsarbeit in Rerik leisten mussten und dass die Ärztin das kleine Kind nicht versorgen durfte. Wahrscheinlicher ist, dass sich die Erinnerung der Zeitzeugin nachträglich mit negativen Bildern vermengt hat: Gewalttaten der sowjetischen Soldaten, Militär als Hort von Unmenschlichkeit, Aufenthalte von Vertriebenen in Lagern, Vorstellungen von Männlichkeit und so weiter. Andererseits werden sich später auch positive Eindrücke vor ihre Erinnerung geschoben haben: Arzt als Helfer in der Not, Opferrolle der Vertriebenen, Vorstellung von Weiblichkeit und Mütterlichkeit und so weiter. Dies führte im Laufe der Jahrzehnte wohl dazu, dass die vermeintliche Erinnerung sich von den Ereignissen immer weiter entfernte. Dies ist kein Vorwurf an die Frau.

Wir alle werden in 60 Jahren über unser Leben heute in bestimmten Narrativen sprechen, in die sich zahllose nachträgliche Erfahrungen gemengt haben werden. Es ist nur dann, wenn man historische Recherche betreibt, wichtig, eben diese Einflüsse auf die Erinnerungen ausfindig zu machen.

Um die Frage »Welches Ereignis kann Quellen produziert haben?« zu verinnerlichen, kann man übrigens ganz einfache Übungen machen. Man kann zum Beispiel überlegen, welche Quellen die Beziehung zwischen einem selbst und seinem besten Freund im vergangenen Jahr hinterlassen hat. Zu den möglichen Quellen zählen sowohl Fotos als auch Briefe, Mails und SMS sowie dingliche Quellen wie Bücher, die man verschenkt hat, oder das Fahrrad, mit dem man im Urlaub zusammen an der Ostseeküste entlang gefahren ist.

Oder man denkt darüber nach, wie viele Menschen im Laufe der vergangenen Woche Quellen von einem selbst erhalten haben. Hierzu zählen Rechnungen und Quittungen, Mails und Protokolle von Anrufen, Notizzettel und Zeitungsartikel. Wenn man all das aufschreibt, was einem auch nur innerhalb von fünf Minuten einfällt, bekommt man schnell einen Eindruck von der Vielfalt der Quellen bei der Archivrecherche. Natürlich ändern sich die Quellen im Laufe der Jahrhunderte, doch die Grundfrage bleibt immer dieselbe. Und auch bei diesen einfachen Übungen wird man feststellen, dass man schon innerhalb kürzester Zeit bestimmte Vorstellungen über die Vergangenheit entwickelt, die den Aussagen der Quellen oft widersprechen.

**W**elche Quellen sollte man zu welchem Zeitpunkt recherchieren? Es empfiehlt sich, zunächst die Quellen zu suchen, die über das Gerüst unseres Lebens informieren: Geburts-, Ehe- und Sterbeurkunde, Taufmatrikel, für die Zeit des Nationalsozialismus der Ahnenpass, bei Soldaten der Wehrpass und die Wehrstammrolle, die Einwohnermeldekarte und einiges mehr. Diese sogenannten Personenstandsunterlagen enthalten

Daten wie Geburtsort und -datum, die für die anschließende Recherche oft gebraucht werden. Bis 1874 befinden sich diese Arten von Quellen in den Unterlagern der Kirchengemeinden, danach in Standesämtern.

Als nächstes bietet sich eine Suche in den amtlichen Quellen an. Wenn die Personenstandsunterlagen das Gerüst des Lebens abbilden, so geben die amtlichen Quellen einen Einblick in die Lebensumstände. Zu den amtlichen Quellen gehören Schriftstücke von Behörden vom Bundesministerium bis zum lokalen Gesundheitsamt und

damit Verlautbarungen und Berichte, Befehle und Behördenkorrespondenz, Sitzungsprotokolle und Personalakten. Die häufig aufschlussreichsten Quellen für das Leben eines Menschen sind diejenigen, die dieser Mensch selbst verfasst hat: Privatbrief und Feldpost, Tagebuch und Notizzettel, Autobiografie und Reisebericht. Ihre Recherche sollte sich daran anschließen.

Daraufhin ist die Suche nach Fotos, Plänen, Karten und Rissen zu empfehlen. Sie verleihen dem Geschichtsbild eine weitere, eine bildliche Dimension

und sind für die Vorstellungen von der Vergangenheit äußerst wichtig.

Lange Zeit in Vergessenheit geraten, rücken heute die dinglichen Quellen wieder in den Fokus. Diesen sollte man sich im letzten Rechschritt zuwenden. Hierzu zählen alle Objekte, derer sich Menschen in der Vergangenheit bedient haben und die einen Körper haben. Zu dieser enorm großen Gruppe zählen die Ritterrüstung und die Pflugschar, das Ärztebesteck und die Vogelvoliere, das Hemd und der Stift, kurzum alle Dinge, die nicht zu den bereits genannten Gruppen gehören. ■

# Medizin-Recherchen

Experten oder »die Mehrheit« sind keine Garantie für Richtigkeit. Wie Mediziner im Sinne ihrer Patienten komplexe Themen recherchieren und bewerten.

VON KLAUS KOCH (INSTITUT FÜR QUALITÄT UND WIRTSCHAFTLICHKEIT IM GESUNDHEITSWESEN, CHEFREDAKTEUR GESUNDHEITSSINFORMATION)

**M**edizinische Themen haben in den Medien ein starkes Gewicht. Traditionell war die Hauptrecherchequelle für Journalisten der »Experte«, dem man einen Überblick über den Stand des Wissens zutraute. Allerdings hat in der Medizin selbst der Experte seinen Status als maßgebliche Instanz des Wissens schon seit geraumer Zeit verloren.

Dafür gibt es vor allem drei Gründe:

■ Die zuverlässige Beurteilung von Nutzen und Schaden medizinischer Maßnahmen hat sich als so schwierig herausgestellt, dass

Expertenerfahrung nicht ausreicht, sondern besondere Forschungsinstrumente nötig sind – Studien.

■ Aber auch die Aussagekraft von Studien ist begrenzt. Um den Stand des Wissens aufzubereiten, müssen Studien umfassend gesucht und ihre Zuverlässigkeit bewertet werden.

■ Elektronische Literaturdatenbanken (siehe Anhang) ermöglichen es, Studien aus der weltweiten Fachliteratur zu einem Thema zu recherchieren.

Viele Beispiele der Medizin belegen, dass auch breit akzeptierte Ex-

pertenmeinungen in die Irre führen können. Dazu gehört zum Beispiel die Überschätzung des Nutzens der Hormontherapie nach den Wechseljahren oder der von Vitaminen zur Vorbeugung von Herzinfarkten oder Krebs. Die Analyse solcher Irrtümer zeigt, dass immer die Sicherheit des Wissens überschätzt wurde, weil nur ein ausgewählter Teil der vorhandenen Information betrachtet wurde und die Unsicherheiten ausgeblendet wurden. Mehrheit ist in der Medizin keine Garantie für Richtigkeit.

Die Reaktion der Medizin ist eine Neugewichtung der Wissensquellen: Wissenschaftler haben in den letzten Jahren ein Arsenal von Methoden entwickelt, wie man medizinisches Wissen recherchiert, die Zuverlässigkeit der Quellen einschätzt und aus den Ergebnissen zusammenfassende Schlussfolgerungen zieht. Anfang der 1990 Jahre haben dann kanadische und britische Ärzte begonnen, diese Methoden in die alltägliche Patientenversorgung einzubeziehen. Unter dem Namen »evidenzbasierte Medizin« wurde das Konzept zum Standard für die kritische Recherche und Bewertung von medizinischem Wissen.

Evidenzbasierte Medizin ist von der Idee her als Strategie für Ärzte gedacht, die für ihre Patientinnen und Patienten unter möglichen Interventionen die vielversprechendsten und deren Bedürfnissen am ehesten entsprechenden Alternativen herausfinden und die Erfolgsaussichten neutral darstellen wollen.

EbM hat Instrumente entwickelt, die Unsicherheit einzuschätzen. Auf diese Weise hilft EbM Ärzten und Patienten auch dabei, solche Unsicherheiten zu erkennen. Ärzte und Patienten können dann besprechen, wie man mit der Unsicherheit umgehen soll. Gerade in unsicheren Situationen kommt es auf die persönlichen Präferenzen der Patienten an, die darüber entscheiden, welche Option Patientinnen und Patienten sie wählen. Im Idealfall basieren Entscheidungen außer auf der Evidenz auch auf dem klinischen Zustand und den Umständen einer einzelnen Person und auf ihren Präferenzen und Handlungen.

Umsetzen soll diese Idee im Prinzip jeder einzelne Arzt: Weltweit werden Kurse angeboten, um die Werkzeuge, Methoden und Techniken zu vermitteln, mit denen sich zu praktisch jeder Frage der Medizin der Stand des Wissens

recherchieren lässt. Nötig dazu ist ein Computer mit Zugriff auf das Internet.

Auch wenn diese Werkzeuge ursprünglich auf Ärzte zielten: Die Werkzeuge der EbM sind auch für Journalisten ein wertvolles Rechercheinstrument. Die nötigen Grundkompetenzen lassen sich innerhalb einer Woche erlernen.

Wie wird in der Medizin recherchiert?

Evidenzbasierte Medizin ist kein starres Konzept. Welches Werkzeug wann eingesetzt werden sollte, hängt von der Frage ab, die es zu beantworten gilt. Dabei ist die Zahl der Fragen relativ klein. Folgende Grundfragen lassen sich unterscheiden:

---

## Strukturiert nach Antworten suchen

---

Was ist die Ursache von X: Diese Frage steht meist am Anfang der medizinischen Forschung. Denn wenn man die Ursache kennt, lassen sich plausible Ideen für Gegenmaßnahmen ableiten. Traditionell neigt Medizin hier jedoch zu Kurzschlüssen: Viele Ratschläge an Patienten beruhen darauf, dass es einen vermuteten statistischen Zusammenhang gibt, zwischen einer Krankheit und einem Faktor, zum Beispiel zwischen Gurken- und Tomaten als Ursache einer EHEC-Infektion. Gurken und Tomaten gerieten aber deshalb in Verdacht, weil sie häufig zusammen mit Sprösslingen verzehrt wurden. Dieser Fehler ist bei der medizinischen Ursachenforschung alltäglich: Faktoren geraten unter Verdacht, weil sie häufig zusammen mit der wahren Ursache auftreten. Assoziation genügt deshalb alleine meist nicht als Nachweis für Kausalität. Kausalität lässt sich nur selten durch Beobachtung belegen, in der Regel sind dazu gut gemachte, experimentelle Studien nötig.

Wie gefährlich ist X: Diese Frage zielt auf die Angabe von Risiken. Einerseits geht es dabei um die Abschätzung der Häufigkeit (etwa einer Krankheit, einer Nebenwirkung einer Therapie), andererseits aber auch um die Beschreibung der Schwere der Konsequenzen. Wie häufig ist die Schweinegrippe? Wie gefährlich ist sie? Wie groß ist das Risiko, sich mit EHEC zu infizieren? Welches Risiko bedeutet eine niedrige Knochendichte?

Um die Fragen beantworten zu können, sind Studien nötig, die eine ausreichend große Zahl von Personen untersuchen. Hilft A gegen X: Wenn ein Risiko identifiziert und es Vermutungen über die Ursache gibt, leiten sich daraus Vorschläge für eine Gegenmaßnahme A ab – zur Vorbeugung oder zur Behandlung. Allerdings kann die Gegenmaßnahme nutzlos oder sogar selbst riskant sein. Ihr Nutzen muss deshalb in Studien nachgewiesen werden. Zum Nachweis sind in der Regel Studien nötig, in denen Freiwillige zufällig zwei Gruppen zugeteilt werden. Bei der einen Gruppe wird die Gegenmaßnahme eingesetzt, bei der anderen nicht. So lassen sich durch Vergleiche Unterschiede in Nutzen und Schaden erkennen.

Hilft A besser als B gegen X: Diese Frage ist eine Variante der vorherigen: Wenn sich Gegenmaßnahme A bereits als nützlich erwiesen hat, ist A der Maßstab für Vor- und Nachteile anderer Vorschläge. Dann sind Studien nötig, die den Nutzen und Schaden von A und B miteinander vergleichen.

Wie wird recherchiert? Charakteristisch für Recherche ist die strukturierte Art, mit der Antworten gesucht werden. Die umfassendste Recherche wird zur Erstellung so genannter systematischer Übersichten eingesetzt: Diese Übersichten haben den Anspruch, den aktuellen Stand des Wissens abzubilden. Sie sind sehr aufwendig, benötigen den Zugriff auf

zum Teil kostenpflichtige Datenbanken und die Einbindung von mindestens zwei Personen. Für den journalistischen Alltag ist diese Methode sicherlich kaum praktikabel. Allerdings gibt es zahlreiche Institutionen, die solche systematischen Übersichten erstellen und frei zugänglich veröffentlichen. Journalisten haben also die Möglichkeit, bei diesen Institutionen zu recherchieren, ob es zu einer Frage bereits systematische Übersichten gibt.

**A**m Anfang steht die Aufgabe, die medizinische Frage präzise zu formulieren. Von der Frage hängt dann ab, welche Studien in welchen Datenbanken gesucht werden müssen. Das Folgende konzentriert sich auf Fragen zum Nutzen einer Therapie (Hilft A gegen X? Hilft B besser als A gegen X?)

■ »Population«: Um welche Personengruppe geht es? Männer, Frauen, Kinder?

■ »Intervention«: Welche Intervention soll bewertet werden?

■ »Kontrolle«: Mit welcher anderen Intervention soll sie verglichen werden?

■ »Endpunkte«: Woran soll der Nutzen einer Therapie gemessen werden? Standardelement der EbM ist die Frage nach relevanten Konsequenzen für Patienten: Kann das Leben verlängert werden, bessern sich Beschwerden und die Lebensqualität?

■ »Studientypen«: Welche Arten von Studien sollen herangezogen werden?

Diese Festlegungen werden dann genutzt, um Suchanfragen an elektronische Literaturdatenbanken zu formulieren. Diese Suchanfragen haben das Ziel, erst einmal alle in Frage kommenden Studien zu identifizieren, sie zielen auf Vollständigkeit. Dabei wird in Kauf genommen, dass bei der Recherche ein großer Überhang nicht relevanter Treffer erfasst wird.

Der nächste Schritt ist es deshalb, aus der Vielzahl an Treffern – das kön-

nen mehrere Tausend sein – die Studien herauszufiltern, die die vorab formulierten Bedingungen erfüllen. Dazu müssen in der Regel zwei Personen alle Treffer zuerst getrennt beurteilen und bei Meinungsunterschieden einen Konsens finden. Oft bleiben aus Tausenden von Treffern nur wenige relevante Studien übrig – gelegentlich auch gar keine.

Ebenso wichtig wie die systematische Recherche ist dann der nächste Schritt: Er besteht darin, die Daten der ausgewählten Studien zu bewerten und, sofern sinnvoll, mit statistischen Verfahren zusammenzufassen. Die Ergebnisse dieser Zusammenfassungen und Bewertungen werden dann als sogenannte systematische Übersicht bezeichnet, die gemeinsame statistische Auswertung als Meta-Analyse.

## Experten stellen zu viel als gesichert dar

Kernelement dieser Bewertung ist es, die Zuverlässigkeit der Aussagen einzuschätzen, der technische Begriff lautet »Ergebnissicherheit«. Zahlreiche Details, wie Studien geplant, ausgeführt, ausgewertet und veröffentlicht wurden, haben einen Einfluss darauf, wie verlässlich die vorhandenen Ergebnisse sind. Die Einschätzung ist eine wesentliche Vorkehrung gegen Überschätzung von Nutzen und Schaden einer Maßnahme. Bei der Zusammenfassung der Ergebnisse kommt es dann auch darauf an, diese Unsicherheit angemessen zu formulieren.

Diese Zusammenfassungen werden als systematische Übersichten oder auch unter dem Begriff »Health Technology Assessment« (HTA) veröffentlicht.

Was davon lässt sich im Journalismus anwenden – und was nicht?

Die Werkzeuge zur Recherche und Bewertung des Wissens lassen sich im

Prinzip auch von Journalisten anwenden. Voraussetzung ist allerdings eine Ausbildung in der Handhabung der Werkzeuge und etwas Übung. Hilfreich ist es, verschiedene Typen von Studien unterscheiden und die damit verbundene Zuverlässigkeit der Aussagen einschätzen zu können.

**D**iese Kompetenz versetzt Journalisten in die Lage, Aussagen einer Quelle zum Nutzen und Schaden von medizinischen Maßnahmen mit der Qualität der vorhandenen Studien abzugleichen. Typische journalistische Quellen (Fachleute, Pressemitteilungen, Firmen) neigen dazu, Sachverhalte als sicherer darzustellen, als sie sind. Eine einfache Möglichkeit des Gegenchecks besteht darin, sich die Studien nennen zu lassen, auf die sich die Quellen stützen. Der Abgleich von Expertenaussage mit der Qualität der zugrundeliegenden Studien bietet eine erste Absicherung gegen Fehldarstellungen. ■

### Recherche-Quellen

- ▶ Deutsches Netzwerk Evidenzbasierte Medizin [www.ebm-metzwirk.de](http://www.ebm-metzwirk.de)
- ▶ Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG) [www.iqwig.de](http://www.iqwig.de) und [www.gesundheitsinformation.de](http://www.gesundheitsinformation.de)
- ▶ Deutsches Cochrane Zentrum [www.cochrane.de](http://www.cochrane.de)
- ▶ Deutsche Agentur für HTA [www.dimdi.de/static/de/hta/](http://www.dimdi.de/static/de/hta/)

### Literaturdatenbanken

- ▶ The Cochrane Library [www.thecochranelibrary.com/view/0/index.html](http://www.thecochranelibrary.com/view/0/index.html)
- ▶ Centre for Reviews and Dissemination [www.crd.york.ac.uk/CMS2Web/IQWiG](http://www.crd.york.ac.uk/CMS2Web/IQWiG)
- ▶ [www.iqwig.de/projekte-ergebnisse.915.html](http://www.iqwig.de/projekte-ergebnisse.915.html)
- ▶ Pubmed [www.ncbi.nlm.nih.gov/sites/entrez](http://www.ncbi.nlm.nih.gov/sites/entrez)
- ▶ Trip Datenbank [www.tripdatabase.com](http://www.tripdatabase.com)



# **Pressefreiheit ist ein teures Gut. Aber kein kostspieliges.**

**Schon mit 5,50 Euro im Monat unterstützen Sie  
unseren Einsatz für freie Berichterstattung.**

**Spendenkonto: 5667777080  
BLZ: 10090000 Berliner Volksbank  
[www.reporter-ohne-grenzen.de](http://www.reporter-ohne-grenzen.de)**

**REPORTER  
OHNE GRENZEN**  
**FÜR PRESSEFREIHEIT**

# Frühe Prägungen

Namhafte Publizisten erzählen in Message von ihren Vorbildern. Diesmal erinnert sich der Feuilleton-Chef der Süddeutschen Zeitung, **Andrian Kreye**, an seine erste Begegnung mit Markus Peichl und intensive Lehrjahre bei Tempo.



**W**ir waren Anfang zwanzig und studierten, um bald »irgendwas mit Medien« zu machen. Das war in den frühen achtziger Jahren noch kein Synonym für die Schwierigkeiten einer journalistischen Karriere im multimedialen Prekariat, sondern das unbestimmte Gefühl, dass im Journalismus noch Neuland zu gewinnen war.

Noch kamen die Vorbilder aus dem Ausland. Es waren Zeitschriften wie *Face* aus London, *Actuel* aus Paris und das *New York Magazine*. Im festgefahrenen deutschen Journalismus fand sich wenig; der seine Vorbilder immer noch in den Jahren der Weimarer Republik suchte, in Joseph Roth, Egon Erwin Kisch, in den Giganten des Neuanfangs, in Rudolf Augstein oder Henri Nannen, doch niemals im Hier und Jetzt.

Einzig Wien schien eine Insel des Aufbruchs. Dort gab es die Zeitschrift *Wiener*, die all das einhielt, was die neue Medienzeit versprach. Eine Notiz in einem Branchenblatt elektrisierte uns: Der *Wiener* kommt nach Deutschland. So fuhren wir los, ohne Plan und Termin, standen im Vorzimmer der Redaktion in einem der herrschaftlichen Bürgerhäuser im Inneren von Wien. Man war etwas ratlos, doch dann saßen wir im Kaffeehaus mit Markus Peichl, der bald

schon eine ganze Generation deutschsprachiger Journalisten prägen sollte. 25 Jahre war er alt. Die Chefredaktion des *Wiener* hatte er schon aufgegeben, um den *Wiener* nach Deutschland zu holen.

Es sollte noch zwei Jahre dauern, bis die Arbeit mit ihm begann. Und doch war schon an diesem ersten Vormittag klar, dass Markus Peichl mehr wollte, als nur eine neue Zeitschrift zu gründen. Er war nicht nur Vorbild, er hatte auch die gleichen Vorbilder. Dazu gehörten die Pioniere des New Journalism wie Tom

Was man lernen konnte: für eine gute Überschrift eine halbe Nacht durcharbeiten.

Wolfe, Hunter S. Thompson und George Plimpton, die es geschafft hatten, einen Journalismus zu betreiben, der die literarischen Qualitäten aus der Wirklichkeit herausholen konnte. Aber auch die großen Art-Directoren wie Neville Brody von *Face*, Willy Fleckhaus von *Twen* und Andy Warhol mit seinem *Interview*.

Bald nach dem Start von *Tempo* war klar, dass das Heft nicht nur von den eta-

blierten Blättern gehasst wurde, sondern auch von der alternativen Presse des Landes. Die Mischung aus literarischem Anspruch, glamouröser Optik und einer radikalen Abkehr von den klaren Linien politischer Korrektheiten verstieß gegen zu viele Grundregeln des klassischen Blattmachens.

Nicht jede Ausgabe gelang perfekt. Doch die handwerklichen Ansprüche waren enorm. Was man von Markus Peichl vor allem lernen konnte, war die Leidenschaft. Es war der Wille, für eine gute Überschrift eine halbe Nacht durcharbeiten; die Erkenntnis, dass ein einziger schiefer Satz, ein fades Bild, eine alberne Idee das große Ganze kaputtmachen können; das Wissen, dass es keine Routine geben kann.

Und keine Regeln anzuerkennen. Wir ließen KZ-Pläne zeichnen und dienten sie deutschen Bürgermeistern erfolgreich als arbeitsplatzreiche Aids-Sanatorien an; wir fälschten eine Ausgabe der DDR-Zeitung *Neues Deutschland* und verteilten sie in Ostberlin; wir druckten nach dem Massaker am Tiananmen Square chinesische Protestfaxe mit Nummern chinesischer Behörden. An Journalistenschulen wurde das nicht gelehrt. ■

# Zurück aus dem

*Zwischen euphorischen Hotelbesprechungen und unzulässigen Servicegedanken: Wo verläuft der schmale Grat zwischen öffentlichem Interesse und Schleichwerbung?*

VON HORST SCHILLING

**W**enn ein Reisedakteur ins Schwärmen gerät, Ferienorte über den grünen Klee lobt oder gar einen Werbeprospekt abkupfert, kann er Ärger kriegen. Er kollidiert nämlich mit dem Pressekodex, der in seiner Ziffer 7 Schleichwerbung in redaktionellen Texten für unzulässig erklärt. Reisedakteure schießen anscheinend hin und wieder über ihre Reiseziele hinaus, wie die Spruchpraxis des Presserates zeigt.

So wurde die Zeitschrift *Premius* öffentlich gerügt. Sie hatte unter dem Titel »Familienzeit mit viel Gefühl« über die Robinson-Ferienclubs gedruckt und

*Leser hatten beanstandet, dass der sechsseitige Beitrag über Ferienclubs ausschließlich Lobeshymnen enthalte.*

online berichtet. Zwei Leser hatten beanstandet, dass der sechsseitige Beitrag ausschließlich Lobeshymnen

enthalte. Einer der beiden hatte festgestellt, dass die Bezeichnung »Robinson« im Text insgesamt 35-mal enthalten sei. Die »Robins« – so heißen die Robinson-Mitarbeiter – würden fünfmal erwähnt. »Roby« als Marke – z.B. »Roby Baby« – sei sechsmal zitiert. »Robs« – so heißen Clubkunden ab 13 Jahre – würden dreimal genannt. Auch der Robinson-Link sei im Text nicht vergessen. Insgesamt gebe es also 50 Hinweise auf den Markenbegriff.

Der Beschwerdeführer hatte insgesamt 113 werbende, positiv beschreibende, anpreisende, gesteigerte Begriffe, Formulierungen und Hochwertwörter gezählt. Darunter befanden sich Aussagen wie »Glücklich, wer sich auf die Verwöhnexperten von Robinson freuen darf ...«. Der Chefredakteur versicherte, der Artikel sei von einer unabhängigen

Journalistin ohne wirtschaftliche Beziehungen zu den Clubs verfasst worden. Er gelobte Besserung. Künftig werde man bei der Veröffentlichung von Hotelbesprechungen die Vorgaben der Ziffer 7 des Pressekodex strikter beachten. Der Presserat erklärte nachdrücklich, dass mit Formulierungen aus der Sprache der Werbung die Grenze zwischen einer Berichterstattung von öffentlichem Interesse und Schleichwerbung deutlich überschritten werde.

## **Lobrede auf ein Luxus-Hotel**

Drei Monate zuvor war *Premius* wegen einer Lobrede auf ein Fünf-Sterne-Hotel an der Algarve schon einmal gerügt worden. In der durchgängig positiven Beschreibung unter der Überschrift »Paradies an der Algarve« finden sich Formulierungen wie »Keine Frage, Portugals feinstes De-luxe-Resort ist das ultimative Hideaway«. Der Veröffentlichung waren eine Preisliste der Zimmer, ein Spezialangebot für einen siebentägigen Aufenthalt sowie ein Hinweis auf die Website des Hotels beigelegt. Die Autorin erklärte, sie habe das Hotel mit ihrer Familie besucht und den Aufenthalt aus eigener Tasche bezahlt. Alle im Artikel erwähnten Eindrücke entsprächen ihrer Wahrnehmung als Gast. Die Anlage sei traumhaft. Es gebe wohl kein schöneres Hotel an der Algarve. Die Veröffentlichung eines Infokastens und des Weblinks entspreche allgemeinen Gepflogenheiten. Sie dienten dem Informationsbedürfnis des Lesers.

Der Presserat verkannte zwar nicht, dass man über einzelne Hotels berichten und Erfahrungen eines Aufenthalts dort wiedergeben kann. Dies sollte jedoch auf sachliche Art und Weise geschehen. Im konkreten Fall wurde das Hotel jedoch so schwärmerisch beschrieben, dass man den Eindruck gewinnen konnte, die Veröffentlichung sei einer Werbebroschüre

# Paradies-Ressort

des Hauses entnommen. Hinzu kommen Hinweise auf spezielle Aktionsangebote des Hotels, inklusive Nennung der jeweiligen Preise, mit denen werbliche Interessen des Unternehmens transportiert werden. Diese Art der Darstellung hielt das Gremium von einem öffentlichen Interesse nach Richtlinie 7.2 nicht mehr gedeckt.

## Serviceinformationen ohne Vergleiche

Unter der Überschrift »Mehr vom Meer« berichtete der *Berliner Kurier* in Print- und Online-Ausgabe, dass eine siebentägige Kreuzfahrt durch das Mittelmeer schon ab 349 Euro zu haben sei. Die Zeitung beschrieb Schiff und Route und wies auf Buchungsmöglichkeiten per Telefon und Internet hin. Ein Konkurrent beschwerte sich beim Deutschen Presserat. Das Blatt verstoße gegen den Grundsatz der klaren Trennung von redaktionellem Text und Werbung. Die Rechtsabteilung der Zeitung widersprach. Der Beitrag sei eine redaktionelle Veröffentlichung. Eine Gegenleistung habe man dafür nicht erhalten. Der Autor sei bei einer Internetrecherche auf das dargelegte Angebot gestoßen. Er habe es für sehr günstig gehalten und sich

daher entschlossen, die Leser darüber zu informieren. Im Vordergrund seiner Überlegungen habe der Servicegedanke gestanden. Zwar ließen sich Kreuzfahrten mit diesem Schiff auch über andere Reiseveranstalter buchen.

Aber im vorliegenden Angebot sei konkret ein so günstiger Preis genannt worden, dass

es für die Leser von großem Interesse gewesen sei zu erfahren, bei wem sie dieses Angebot hätten wahrnehmen können. Der Anbieter selbst werde weder gelobt noch erwähnt, so dass keine unzulässige Schleichwerbung vorliege. Es handele sich hier um eine redaktionelle Eigenleistung des Redakteurs.

Der Presserat erkannte in der Veröffentlichung einen Verstoß gegen Ziffer 7 des Pressekodex und erteilte der Zeitung eine öffentliche Rüge. Ohne dass dem Leser die Möglichkeit zu einem Vergleich gegeben werde, habe der Beitrag das Angebot eines einzel-

»Mehr vom Meer«:  
Handelt es sich beim Anpreisen einer Kreuzfahrt bereits um unlautere Werbung?

## DISKRIMINIERUNG? »DER SCHWARZE PETER« ALS SYNONYM FÜR HARTZ-IV-EMPFÄNGER

Ein Leser der *Südwest Presse* nahm Anstoß an einer Karikatur von Horst Haitzinger, die er für rassistisch hielt. Ein farbiges Kind sitzt in einem Kinderwagen mit der Aufschrift »Hartz IV« und wird mit Fußtrittchen zwischen der Tür der Regierung und der Tür der Opposition hin und her geschubst. Der Titel der Zeichnung lautet »Der Schwarze Peter«.

Die Chefredaktion hält die Karikatur weder vordergründig noch hintergründig für rassistisch. Man könne die Darstellung sogar als Plädoyer gegen jedweden Rassismus verstehen. Auch der Zeichner nahm zu der Beschwerde Stellung: Der »Schwarze Peter« sei eine sprichwörtliche Redensart, die sich aus einem Kartenspiel für Kinder

herleite. Er werde als Synonym gebraucht für Verlierer und etwas, das einem zugeschoben werde. Selbst ohne diese Kenntnis sei die Darstellung nicht rassistisch oder diskriminierend. Der kleine Schwarze, der in dem Kinderwagen zwischen Regierung und Opposition hin und her gestoßen werde, sei eindeutig in einer Mitleid fordernden Situation und nicht in irgendeiner Form abwertend dargestellt. Die Karikatur spreche für den »Schwarzen Peter«. Kritisiert würden die »Treter«.

Der Presserat folgte den Argumenten der Beschwerdegegner und erklärte die Beschwerde für unbegründet. In der Veröffentlichung sei ein Verstoß gegen Ziffer 12 des Pressekodex nicht zu erkennen. *Horst Schilling*

nen Anbieters plakativ hervor. Ein nach Richtlinie 7.2 des Pressekodex begründetes öffentliches Interesse der Leser an einer Berichterstattung in dieser Form sei nicht erkennbar. Die Grenze zur Schleichwerbung sei damit

*Es sei unmöglich, den Kern jedes Angebots zu prüfen, widerspricht die Vereinigung Deutscher Reisejournalisten dem Presserat.*

deutlich überschritten worden. Bei dieser Entscheidung verkannte das Gremium zwar nicht, dass die Leser an

Informationen über günstigere Reiseangebote interessiert sind. Wenn sich eine Redaktion entschleibe, als Serviceleistung über preisgünstige Reisen zu berichten, sollte sie jedoch Vergleichsmöglichkeiten bieten.

Die Rechtsabteilung reagierte auf die Rüge mit einem Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens.

Der Reisedakteur der Zeitung recherchiere regelmäßig nach günstigen und guten Angeboten, die er seinen Lesern dann präsentiere. Hätte es ein gleich gutes und gleich günstiges Angebot für diese Kreuzfahrt gegeben, hätte er auch eine Alternative erwähnt, da er vom Servicegedanken zugunsten der Leser geleitet worden sei. Es könne aber nicht Sinn eines Reiseartikels sein, dass er sämtliche Anbieter von Kreuzfahrten auf dem entsprechenden Schiff präsentiere und diese einschließlich der vorhandenen Preise katalogisiere. Dann könnten die Leser gleich einen Kreuzfahrtskatalog nehmen, um selbst nach Reisen zu suchen.

Die Rechtsabteilung des Verlages beklagte, dass der Presserat bei seiner Entscheidung die Besonderheiten des Reisejournalismus nicht hinreichend berücksichtigt habe. Reiseberichte seien grundsätzlich sehr konkret. Wenn der Reisedakteur beispielsweise nach

## KINDGERECHT? MAIN-ECHO NENNT GUTTENBERG-KRITIKER AUF DER KINDERSEITE »FEINDE«

**W**eil es nach Ansicht des Presserates die Sorgfaltspflicht missachtet hat, wurde das *Main-Echo* mit einem Hinweis bedacht. Auf seiner Kinderseite »Paula Print erklärt Politik« hatte das Blatt auf sehr subjektive Weise erklärt, warum Karl-Theodor zu Guttenberg der Dokortitel aberkannt worden ist. Wie herausgekommen sei, dass er seine Doktorarbeit zum Teil abgeschrieben habe, erklärte Paula wie folgt: »Es gab Leute, die nach Fehlern bei dem Minister gesucht haben. Sie wollten ihm schaden. Das ist nicht sehr nett.« Politiker hätten Freunde, Fans und Feinde, erfuhren die kleinen Leser. Die Feinde, lasen sie, hätten nach etwas gesucht, was sie dem Minister vorwerfen können, um ihn in ein schlechtes Licht zu rücken. Wörtlich heißt es dann: »Die Freunde und Fans des Ministers wollen, dass er bleibt. Sie sagen, dass er schon viele gute Entscheidungen getroffen hat, die Feinde bloß neidisch auf seinen guten Ruf sind und dass es gemein war, bei ihm einen Fehler zu suchen. Das stimmt.«

Ein solcher Artikel, noch dazu auf der Kinderseite, entspreche nicht dem üblichen Niveau neutraler Berichterstattung, empörte sich ein Leser. Der Bremer Juraprofessor, der bei einer Routineprüfung der Doktorarbeit Parallelen mit anderen Texten entdeckt habe, werde

bezüglich, bei dem Minister nach Fehlern gesucht zu haben, um ihm zu schaden. Für die Kinder werde das Plagiat wie Abschreiben in der Schule dargestellt. Kritiker dieser Handlungsweise würden als neidische Feinde bezeichnet, die gemein seien.

Der Chefredakteur fand die Guttenberg-Affäre in dem Beitrag gut dargestellt. Allerdings sei man über einzelne Wertungen in der Veröffentlichung auch nicht glücklich. Dass »Feinde« am Werk gewesen seien, die »gemein« dem Minister hätten »schaden« wollen, treffe sicher nicht die Substanz der Affäre. Diese Wendungen hätte man gerade Kindern, die Texte gutgläubig lesen, nicht vorsetzen sollen. Sie seien durch ein Versäumnis bei der redaktionellen Abnahme leider ins Blatt gerutscht.

Da die Chefredaktion den Fehler eingeräumt und zwei kritische Leserbriefe zu dem Beitrag veröffentlicht hat, beließ es der Presserat bei einem Hinweis. Bei der Darstellung des Vorgangs werde bei den Kindern der Eindruck erweckt, als sei das Aufdecken des Plagiats verwerflicher als das Abschreiben selbst. Der Vorgang werde daher völlig verzerrt. Gerade bei der Vermittlung solcher Vorgänge an Kinder müsse jedoch auf Neutralität geachtet werden.

*Horst Schilling*

Sardinien fliege und darüber berichte, erwähne er nicht, dass man auch mit dem Schiff dort hinreisen könne.

In einer Stellungnahme zu dem Fall erklärte die Vereinigung Deutscher Reisejournalisten, dass sie die Rüge mit Befremden zur Kenntnis genommen habe. Es sei eine klassische Aufgabe des Reiseteils, den Mediennutzer nicht nur darüber zu informieren, was ihn in der Welt erwerbe, sondern ihm auch redaktionell gefilterte Tipps zu geben. Der Autor des gerügten Artikels habe eine preislich außergewöhnlich günstige Kreuzfahrt vorgestellt. Nach zwei einführenden Sätzen rein faktisch mit allen Angaben, die journalistisch notwendig seien. Dies sei ein zulässiger Service.

Der Argumentation des Presserates, hier werde ein einzelner kommerzieller Anbieter unzulässig hervorgehoben, könne man nicht folgen. Denn hätte die Rüge Bestand, dann dürften Redaktionen keine Meldungen mehr bringen über irgendwelche touristischen Angebote, da diese letztlich alle einen kommerziellen Hintergrund hätten. Einer Redaktion sei es zeitlich und personell unmöglich, bei jeder Meldung alternative Preise oder Buchungswege zu recherchieren beziehungsweise jedes Angebot im Kern zu hinterfragen, mit anderen Angeboten zu vergleichen und redaktionell zu kommentieren. In der reinen Lehre möge dies zwar wünschenswert sein, in der Realität würden Redaktionen aber dann gezwungen, sämtliche Servicemeldungen über touristische Produkte ab sofort einzustellen.

Der Beschwerdeausschuss 2 des Presserates lehnte eine Wiederaufnahme des Verfahrens ab, da er in den Argumenten des Verlages keine neuen Gegebenheiten erkannte und wie Beschwerdeausschuss 1 der Auffassung war, dass im konkreten Fall der Werbeeinfluss für das Angebot das öffentliche Interesse an der Berichterstattung überlagere.

### Text und Werbung kombiniert

»Reisen mit komfortablen Bussen boomen«, stellte die *Rheinische Post* in ihrer Beilage »Reise & Welt« fest. Unter der Überschrift »Urlaub im Luxusbus« veröffentlichte sie ein Porträt eines Omnibusunternehmens, das jede Woche 50 bis 80 Busse auf die Reise schickt und mit jährlich beförderten 50.000 Urlaubern zu den zehn größten Unternehmen dieser Branche zählt. Der Autor des Beitrages beschreibt den Fahrzeugpark, die Reiseziele und die Betreuung der Fahrgäste. Am Ende des Artikels wird eine Telefonnummer ver-

öffentlicht, unter der ein Katalog bestellt werden kann. Zudem wird auf den Link zur Website des Unternehmens hingewiesen. Zwei Seiten nach der redaktionellen Veröffentlichung ist eine Anzeige der Firma zu finden. Darunter erfolgt ein Hinweis auf ein Gewinnspiel der Zeitung in Zusammenarbeit mit dem Busunternehmen.

Ein Leser sah in der Kombination von redaktionellem Beitrag, Anzeige und Gewinnspiel Schleichwerbung und schaltete den Presserat ein. Die Rechtsabteilung der Zeitung war der Meinung, dass die Nähe eines Artikels zu einer Anzeige nicht zwangsläufig ein unzulässiges Kopplungsgeschäft darstelle. Die Platzierung der Anzeige in räumlicher Nähe zu dem redaktionellen Beitrag sei rein zufällig geschehen. Der Text sei bereits mehrere Wochen vor der Veröffentlichung geschrieben worden. Aus Platzgründen sei er aber mehrfach verschoben worden. Alle Seiten im »Reise & Welt«-Teil der Zeitung, die mit dem Wort »Extra« gekennzeichnet seien, würden zudem von einem Presseservice gefertigt und zugekauft. Insofern habe die Redaktion, die unabhängig arbeite, keine Kenntnis von der Veröffentlichung der Anzeige und des Gewinnspiels gehabt. Sicherlich sei dieses Zusammentreffen nicht glücklich.

Der Presserat war übereinstimmend der Auffassung, dass in der Veröffentlichung ohne erkennbaren Anlass ausführlich und ausschließlich lobend über das Busunternehmen berichtet wird: Die Art der Darstellung und die veröffentlichten Kontaktdaten seien nicht mehr von einem öffentlichen Interesse gedeckt, mit ihnen werde die Grenze zur Schleichwerbung überschritten. In diesem Zusammenhang kritisierte das Gremium, dass in derselben Ausgabe auch eine Werbeanzeige des Busunternehmens sowie ein sich auf die Anzeige beziehendes Gewinnspiel erschienen sind. Auch wenn diese Kombination laut Stellungnahme der Zeitung zufällig zustande gekommen sei, für die Wahrnehmung durch die Leser sei dies jedoch unerheblich. Der Presserat hielt diesen Verstoß gegen die publizistischen Grundsätze für so schwerwiegend, dass er eine öffentliche Rüge aussprach. ■

*Bloß unglücklicher Zufall oder unzulässiges Kopplungsgeschäft? Bei der Rheinischen Post greift der Presserat zur Rüge.*

*Horst Schilling verfolgt regelmäßig die Sitzungen des Deutschen Presserates, dem er zwölf Jahre lang angehörte.*



# Regeln für die

Wie steht es um Anonymisierungen und das »Recht zu vergessen«?  
Und inwieweit sind Gegendarstellungen in Netz zu verlinken?  
Richtlinien für Journalisten liefert jetzt der Schweizer Presserat.

VON MAX TROSSMANN

Journalisten, die für Online-Medien arbeiten und mit digitalen Archiven zu tun haben – also fast jeden und jede –, bewegen seit einigen Jahren neue Fragen: Wie und wann korrigiere ich? Was tue ich, wenn jemand eine nachträgliche Anonymisierung verlangt? Was kann ein Betroffener (eventuell via Gericht) verlangen? Genügt ein Link auf eine Gegendarstellung? Sind die Grenzen zwischen Privatheit und öffentlichem Raum durch die Möglichkeiten des Internets – speziell durch soziale Netzwerke – völlig neu zu ziehen?

Die Verunsicherung in zahlreichen Redaktionen veranlasste den Schweizer Presserat, das überfällige Thema aufzuarbeiten. Aus diesem Grund führte er Hearings mit Experten durch: den Leitern der Rechtsdienste des großen *Tamedia*-Verlags und von Google Schweiz, dem Chefredakteur von *20 Minuten Online*, des größten Gratisblatts, und dem Chef der *Neuen Zürcher Zeitung Online*. Befragt wurden auch eine spezialisierte Anwältin, die Klienten gegenüber Medien vertritt, sowie der Geschäftsführer des wichtigsten Onlinearchivs, der Schweizer Mediendatenbank.

Wider Erwarten sind laut den Experten die Begehren auf Ändern, Löschen oder Anonymisieren von Online-Berichten und Archivbeiträgen gegenwärtig noch nicht sehr häufig. Dennoch nehmen sie stetig zu.

## Regeln und Empfehlungen

Hieraus leitete der Presserat acht Regeln und Empfehlungen ab, die für die journalistische Praxis im World Wide Web hilfreich sind. Veröffentlicht wurden sie kürzlich im Entscheid 29/2011 (ausführlich auf [www.presserat.ch](http://www.presserat.ch)). Das Kondensat sei hier dargelegt:

**1** Redaktionen berichtigen Falschinformationen bei aktuellen Berichten unverzüglich – unabhängig vom Vertriebskanal. Sie sollten Online-Berichtigungen vorzugsweise als zusätzlichen Vermerk anbringen und damit für das Publikum erkennbar machen, anstatt nur die vorherige Version zu überschreiben. Berichtigungen und Gegendarstellungen in Online-Medien und digitalen Archiven sind zudem mit den Originalberichten zu verknüpfen.

**2** Digital archivierte Berichte, die zum Zeitpunkt der Veröffentlichung korrekt waren, müssen nur ausnahmsweise aktualisiert werden, und nur in besonders begründeten Fällen. Damit die historischen Informationen erhalten bleiben, sollten die Redaktionen einen Vermerk anbringen, statt das Original zu überschreiben.

**3** Redaktionen prüfen Löschungs- oder Änderungsgesuche insbesondere darauf, ob der Bericht persönlichkeitsverletzend wirkt. Der Betroffene muss glaubhaft machen, dass ihm ein gewichtiger Nachteil droht, etwa dass sein gesellschaftliches Ansehen oder sein wirtschaftliches Fortkommen ohne Aktualisierung oder Ergänzung stark beeinträchtigt wird. Keinesfalls berechtigt das ausnahmsweise Aktualisieren den Gesuchsteller dazu, einen Archivbericht nachträglich nach eigenem Gusto umschreiben zu lassen.

**4** Stellt sich unmittelbar nach der Publikation in einem Online-Medium heraus, dass die Identifizierung der erwähnten Person nicht angebracht war, so ist der Artikel umgehend zu anonymisieren.

# Online-Welt

**5** Via Internet öffentlich zugängliche, offene digitale Medienarchive müssen den Persönlichkeitsschutz respektieren – und damit auch das »Recht auf Vergessen«: Denn niemand muss sich gefallen lassen, dass Medien eine länger zurückliegende Gerichts- oder Verwaltungsstrafe ohne triftigen Grund wieder aufwärmen. Vergangenes und Verbüßtes soll ruhen, das fördert die gesellschaftliche Reintegration. Auch das Löschen einer Vorstrafe dient diesem Ziel. Allerdings sind Redaktionen nicht verpflichtet, Archivierte von sich aus regelmäßig unter dem Gesichtspunkt des »Rechts auf Vergessen« zu überprüfen und gegebenenfalls zu anonymisieren.

**6** Kommt eine Redaktion zum Schluss, ein identifizierender Archivbericht verletze aus heutiger Sicht die Persönlichkeit des Betroffenen, veranlasst sie die Anonymisierung. Dabei sorgt sie dafür, dass Suchmaschinen den ursprünglichen Bericht nicht finden, wenn jemand mit dem Namen oder mit identifizierenden Stichworten sucht. Gleichzeitig stellt sie aber sicher, dass – analog zu den Papierarchiven – die Ursprungsversion erhalten bleibt (zum Beispiel als archivinternes PDF-Dokument). Denn dies dient der historischen Wahrheit.

**7** Digitale Medienarchive und Online-Medien, die den Zugang an einen Benutzernamen und ein Passwort knüpfen, sind nur dann ausnahmsweise verpflichtet, nachträglich zu anonymisieren, sofern die Persönlichkeitsrechte des Betroffenen aus heutiger Sicht massiv verletzt sind.

**8** Im Zuge der Recherche überprüfen Journalisten Archivierte kritisch, ob es nach wie vor korrekt ist.

## Auszulotende Nebenwirkungen

In diesen Empfehlungen ist viel von Archivberichten die Rede. Eigentlich berührt das Archivieren – auf Papier oder digital – die journalistische Arbeit bloß mittelbar. Zwar sind Medienarchive ein unentbehrliches Hilfsmittel für die journalistische Recherche, doch werden Archivare nicht deshalb schon zu

Journalisten. Der Schweizer Presskodex äußert sich folglich auch nicht zur Archivierung von Berichten. Trotzdem ignoriert der Presserat nicht einfach die Auswirkungen, welche das Umstellen von Papierarchiven zu digitalen Archiven für den Persönlichkeitsschutz und speziell das »Recht auf Vergessen« hat. Journalistische Verantwortung erstreckt sich eben auch auf unerwünschte Nebenwirkungen der Digitalisierung. Genauso, wie Online-Archive Informationszugang ungemein erleichtern, so erschweren diese Bestände den Journalisten in gleicher Weise

zu entscheiden, was sie davon letztlich verwenden dürfen. Um das Problemfeld Internet und Privatsphäre in seinen ethischen Dimensionen auszuloten, verfasste der Presserat hierzu einen Leitentscheid (43/2010).

Das Gremium hält darin fest, dass Informationen und Dokumente, die für jedermann zugänglich veröffentlicht werden, sei es in sozialen Netzwerken, auf persönlichen Websites oder Blogs, der öffentlichen Sphäre zuzurechnen sind. Je nach Inhalt behält diese aber trotzdem ihren privaten Charakter.

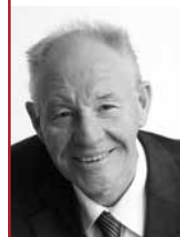
## Privates nicht unbesehen weiterverbreiten

Daher haben Journalisten solche privaten Informationen aus dem Netz wie üblich zunächst zu verifizieren und zu prüfen, ob ihre Publikation im öffentlichen Interesse liegt. Entscheidend ist dabei, in welchem Kontext eine Information online gestellt wird: Um welche Art von Website handelt es sich (Facebook, persönlicher Blog, Forum, institutionelle Seite)? Ist der Autor ein Unbekannter, eine öffentliche Person oder gar ein Journalist? Richten sich die Informationen an ein großes Publikum oder einen beschränkten Adressatenkreis?

Allein daraus, dass der Journalist eine Information oder ein Bild im Internet findet, darf er nicht ableiten, dass der Urheber in die Weiterverbreitung durch ein anderes Medium einwilligt. ■

*Von wegen Anarchie:  
Auch in der Onlinewelt herrschen  
die üblichen journalistischen  
Sorgfalts- und Ethikregeln.*

*Max Trossmann  
ist Historiker und  
Publizist.  
Er gehört dem  
Schweizer Presserat  
seit 2000 an.*



# Die Top-Ten des

In jedem Quartal stellt Message die besten Bücher aus der Feder von Journalisten vor – ein Projekt des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.



**1. Markus Frenzel: Leichen im Keller. Wie Deutschland internationale Kriegsverbrecher unterstützt. München: dtv 2011, 434 Seiten, 14,90 Euro**

Der Mittdreißiger Markus Frenzel arbeitet seit 2008 für das ARD-Magazin *Fakt*. Was schon seine investigativen Fernsehreportagen eindrücklich vermittelten, wird in Buchform zum breit und differenziert belegten Dokument und damit zum nicht mehr bezweifelbaren, zum nicht mehr vertuschbaren politischen Skandal: Deutsche Regierungen sind seit langem und bis heute in internationale Kriegsverbrechen involviert.

Schauplätze sind Kongo, Guinea, Usbekistan, Ruanda und Äthiopien. Doch es geht nicht um die gängigen außenpolitischen Delikatessen, sondern um Kriegsverbrecher, Massenmörder und Folterknechte, die von Deutschland unterstützt werden und nicht selten als Gäste wohlgeleit sind.

Das klingt nach Verschwörungstheorie, nach Räuberpistole, aber Markus Frenzel ist ein skrupulöser Rechercheur; er geht tief in die Geschichte, um Erklärungen zu finden; er wertet alle nur denkbaren Dokumente etwa von Uno-Einrichtungen oder Menschenrechtsorganisationen aus; er holt sich die

Hilfe versierter Kollegen und Experten; er erzählt von Zeitzeugen und Einzelschicksalen. Kurz: Die 434 Seiten dieses Buches sind ein peinigendes Protokoll von Schrecklichkeiten.

**2. Ralph Bollmann: Walküre in Detmold. Eine Entdeckungsreise durch die deutsche Provinz. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag 2011, 285 Seiten, 19,95 Euro**

Journalistische Markenzeichen haben ihren besonderen Reiz. Büscher recherchiert im Gehen, Wallraff schlüpft in Rollen und Rados ist immer dort, wo es besonders gefährlich ist. Bollmann geht in die Oper. Die Idee, alle deutsche Opernhäuser zu besuchen, entstand 1998, als Ralph Bollmann – heute wirtschaftspolitischer Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* – gerade als Politikredakteur bei der *Taz* begonnen hatte.

Das geniale Resultat könnte »Deutschland, ein Opernmärchen« heißen. Dennoch ist es noch viel mehr: eine Landes-, Menschen- und Lebenskunde, ein Szenario zwischen Pomp und Pump, zwischen Avantgarde und Patina, auf der ironiefreien Suche nach dem diskreten Charme der Provinz. Die 81 Opernhäuser hat Bollmann während vieler Urlaube in 12 Jahren besucht, irgendwann war aus einem Ferienvergnügen ein Projekt geworden.

Mit »Walküre in Detmold« gelingt ihm eine Landkarte für Ariensucher, eine neugierige, kluge, aufmerksame und höchst originelle journalistische Langzeitstudie, eine unangestrenzte Diagnose des Wandels – die erste Eintrittskarte hatte er noch in DM bezahlt –, eine Entdeckungsreise und auch die Geschichte einer persönlichen Entwicklung.

Mit der Mischung aus Fakten, Impressionen, improvisierten Notizen, Beschreibung und Kommentar schafft er ein neues, ungewöhnliches Analyseformat.



»Vier Jahre lang hatte ich über die Morde in der Stadt in jenem verkrampten, nichtssagenden Stil geschrieben, der die Spalten auf der letzten Seite des Lokalteils füllt [...]. Plötzlich hatte ich Zugang zu einer Welt, die dieser fade Journalismus nie entdeckt, sofern er sie überhaupt sucht. Das waren keine Morde als Fixpunkte des Tagesgeschehens mehr. Ebenso wenig boten sie den Stoff für glasklare, perfekt dargebotene Moralstücke. Als der Sommer kam und in der Hitze von Baltimore die Zahl der Morde in die Höhe schnellte, wurde mir klar, dass ich in einer Art Fabrik gelandet war. Die Ermittlungen waren die reinste Fließbandarbeit.«

David Simon: *Homicide. Ein Jahr auf mörderischen Straßen*. München: Antje Kunstmann Verlag 2011, S. 806

# Buchjournalismus

### 3. Thomas Oberender / Andrea Schurian: Das schöne Fräulein Unbekannt. Gespräche über Theater, Kunst und Lebenszeit. Salzburg: Verlag Mury Salzmann 2011, 215 Seiten, 19,50 Euro

Interviews gehören seit langem zu den inflationär gebrauchten journalistischen Formen. Diesen Routinen gehorchend, sprach die Kulturreportchefin des Wiener *Standard*, Andrea Schurian, 2009 mit dem Schauspielchef der Salzburger Festspiele, Thomas Oberender. Eine Stunde Gespräch reichte für das Zeitungsformat, aber nicht für das des Gesprächspartners. Und so wurde in vielen Begegnungen aus dem Normalformat ein Großformat, ein Interviewbuch.

Als uneitle Fragerin fordert Schurian in über 20 thematisch aufregenden Kapiteln den Intellektuellen heraus. Um was geht es in diesen Dialogen? »Eigentlich« um alles entlang der Biographie des 1966 in Jena geborenen Thomas Oberender. Wer sich auf ihre wilden Gespräche einlässt, begibt sich auf eine geistige Abenteuerreise, die die Lektüre von einem halben Dutzend hochgestochener Essaybände entbehrlich macht.

Nebenbei: Berlin kann sich gratulieren – Thomas Oberender verlässt Salzburg und wird nun Intendant der Berliner Festspiele.

### Unser Spezialtipp: Fremdsprachiger Journalismus in der Übersetzung.

#### David Simon: Homicide. Ein Jahr auf mörderischen Straßen. Übersetzt von Gabriele Gockel, Barbara Steckhan, Thomas Wollermann. München: Antje Kunstmann Verlag 2011, 829 Seiten, 24,90 Euro

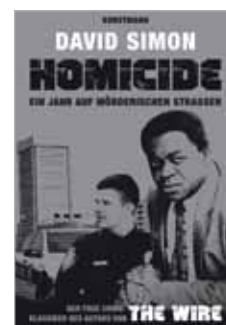
13 Jahre war David Simon Polizeireporter der *Baltimore Sun*, dann fragte er den Polizeipräsidenten, ob er dessen Detectives im Morddezernat ein Jahr bei ihrer Arbeit begleiten dürfe. Er durfte. 1988 startete er seinen Dienst als »Polizeipraktikant«.

Eine vergleichbare Megarecherche findet sich nur bei Truman Capotes »In Cold Blood« (1966), für das dieser sechs Jahre recherchierte. Capote nannte sein Werk eine »Non-Fiction-Novel«. Auch Simons Arbeit

ist schwer einzuordnen – für die Kategorie »Fact Crime« erhielt er 1992 den *Edgar Allan Poe Award* und hymnisches Lob von Norman Mailer.

Als teilnehmender Beobachter erlebte Simon die typischen Probleme von notwendiger Distanz und zunehmender Nähe zur untersuchten Gruppe. Er sieht und schildert Unfassbares: 234 Morde hatte das Dezernat in *seinem* Jahr in Baltimore zu untersuchen.

In »Homicide« finden sich mehrere Erzählstränge: Da ist eine kammerspielartige Beschreibung des eingespielten Morddezernat-Teams sowie von harten Jungs, aufgewachsen in einer rauen Welt. Eine zweite Erzählung handelt von der sterbenden Stadt und ihren Protagonisten, von Drogen, Arbeitslosigkeit und Mord und dem mühsamen Geschäft der Ermittlung. Der Wechsel von Innen- und Außenperspektive ist dramaturgisch perfekt. Basierend auf dem Buch erfand und produzierte Simon die HBO-Serie *The Wire*. Unklar bleibt nur, warum es 20 Jahre für die exzellente Übersetzung brauchte.



## PLATZ 4 BIS 10

4. Michael Martens: Heldensuche. Die Geschichte des Soldaten, der nicht töten wollte. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2011, 399 Seiten, 24,90 Euro

5. Judith Brandner: Reportage Japan. Kratzer im glänzenden Lack. Wien: Picus Verlag 2011, 131 Seiten, 14,90 Euro

6. Heike Otto: Beim Leben meiner Enkel – Wie eine DDR-Flucht zum Familiendrama wurde. Hamburg: Hoffmann und Campe 2011, 220 Seiten, 20,00 Euro

7. Tessa Szyszkowitz: Der Friedenskämpfer: Arafats geheimer Gesandter Issam Sartawi. Wien: Picus 2011, 254 Seiten, 19,90 Euro

8. Knut Elstermann: Früher war ich Filmkind. Die DEFA und ihre jüngsten Darsteller. Berlin: Das Neue Berlin 2011, 224 Seiten, 19,95 Euro

9. Hilal Sezgin: Landleben. Von einer, die raus zog. Köln: DuMont Verlag 2011, 270 Seiten, 19,99 Euro

10. Sascha Adamek: Die facebook-Falle. Wie das soziale Netzwerk unser Leben verkauft. München: Heyne Verlag 2011, 351 Seiten, 16,99 Euro

Zusammengestellt von Prof. Dr. Hannes Haas und Prof. emer. Dr. Wolfgang R. Langenbacher.

Wolfgang R. Langenbacher ist Beiratsmitglied von Message.

## **Kriegsberichterstattung**

### **ÖKONOMISCHE ZWÄNGE**

**Stephan Weichert / Leif Kramp: Die Vorkämpfer. Wie Journalisten über die Welt im Ausnahmezustand berichten, Köln: Herbert von Halem Verlag 2011, 256 Seiten, 22,00 Euro**

VON GEORG RUHRMANN



Journalistische Krisenkommunikation wird hierzulande selten untersucht. Das Feld gilt als unzugänglich. Und es ist beispielsweise für Forscher schwer, an geeignete Entscheider in Militär und Politik heranzukommen, von Lobbyisten in der Rüstungsindustrie einmal ganz zu schweigen.

Die vorliegende Studie stellt Experteninterviews zur Kriegsberichterstattung mit 17 führenden Journalisten vor. Sie sind tätig für die deutschen Fernsehsender ARD, ZDF, RTL und N24 sowie für *SPIEGEL*, *ZEIT*, *Stern* und *New York Times*.

Die Ergebnisse qualitativ ausgewerteter Inhaltsanalysen transkribierter Interviews bieten ein tieferes Verständnis der Arbeitssituation, und die Journalisten kommen ebenso mit ausgewählten Zitaten ausführlich zu Wort. Inhaltlich geht es um Rollenselbstbilder, Trends und Defizite im Krisenjournalismus: Nachrichtenunternehmen sparen – so die Autoren – zuerst an recherche- und kostenintensiver Auslandsberichterstattung. Sie wird nicht zuletzt dadurch auch ungenauer und undifferenzierter. Interessengruppen, Lobbyisten und Berater können wegen dieser ökonomischen Zwänge ihre gesteuerten Informationen leichter in die journalistische Berichterstattung einfließen lassen.

So anschaulich konnte man das bisher selten lesen. Mit übersichtlich zusammengestellten Schlussfolgerungen und thesenförmigen Zusammenfassungen versuchen die Autoren, die Befunde zu generalisieren und sind anschlussfähig für weitere Analysen. Dabei ist der internationale Forschungsstand zur empirischen Krisen- und Risikoforschung entwickelter, als der Band dies

andeutet. Praktische Lösungsmodelle, Handlungsempfehlungen und ein »Infrastrukturkatalog für einen besseren Krisenjournalismus« beschließen das empfehlenswerte Buch.

*Dr. Georg Ruhrmann ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena*

## **Mohammed-Karikaturen**

### **»KULTURKAMPF«-PFLEGE**

**Fabian Wahl: Der Islam in den Medien. Journalistische Qualität im Streit um die Mohammed-Karikaturen. Marburg: Tectum Verlag 2011, 169 Seiten, 24,90 Euro**

VON SABINE SCHIFFER



Der dapd-Redakteur Fabian Wahl gibt mit seiner Dissertation eine gute Übersicht über den Forschungsstand zur »Islam«-Thematisierung in den Medien, wobei er allerdings die weitverbreitete Einschätzung übernimmt, dass mit der Einwanderung

von Muslimen das Interesse am Islam gewachsen sei. Dieses setzt jedoch erst viel später ein und ist vor allem durch die Auslandsberichterstattung motiviert.

Wahls Abriss des Karikaturenstreits ist etwas grob, reicht nichtsdestotrotz zur Einschätzung der Eskalation. Dabei verbleibt der Autor in der Polarität der Diskursmarker Pressefreiheit versus Blasphemie, auch bei seiner Kritik am Presserat.

Besonders lesenswert sind seine detaillierten Ausführungen zum Qualitätsjournalismus – gerade wenn man vom Idealtypus des »Gut-informieren-Wollens« ausgeht. Das Problem der Praktikabilität der quantitativen Inhaltsanalyse während, geht er den Qualitätskriterien Vielfalt, Richtigkeit, Unparteilichkeit, Verständlichkeit und Transparenz nach. Die Vollerhebung der Berichterstattung für den Zeitraum vom 27. Januar bis 6. März

2006 von *Süddeutscher Zeitung (SZ)*, *BILD* und *Bonner Generalanzeiger* liefert sowohl erwartete Ergebnisse im Sinne eines Qualitätsgefälles von *SZ* über *Generalanzeiger* zu *Bild* als auch nivellierende, wo beispielsweise *Bild* und *SZ* vergleichbar viel Raum für Fotos opfern (ein Viertel).

Auch wenn Mathias Kepplinger (Instrumentelle Aktualisierung, in: Schulz 1992) und Gerhard Paul (Der Bildatlas, 2008) in Wahls Bibliografie fehlen, und das Buch ohne den Begriff des »Framings« auskommt, so kann es als gelungene Darstellung wichtiger Ergebnisse zur »Kulturkampf«-Pflege durch die Art der medialen Aufbereitung empfohlen werden.

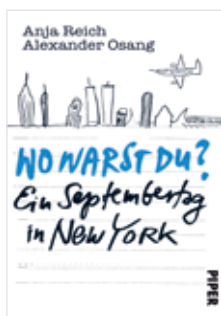
*Dr. Sabine Schiffer leitet das Institut für Medienverantwortung in Erlangen und promovierte über die Darstellung des Islam in der deutschen Presse*

## 9/11

### REPORTAGEN AUS DEM CHAOS

**Anja Reich / Alexander Osang: Wo warst Du? Ein Septembertag in New York, München: Piper Verlag 2011, 272 Seiten, 19,99 Euro**

VON MICHAEL HALLER



Es sind die Schlüsselbilder des Jahrestags, die sich ins kollektive Bewusstsein eingraben, die zu Ikonen wurden und Bildkaskaden im Kopf des Betrachters hervorrufen. Kann es zu diesen Bildergeschichten auch passende Textgeschichten geben? Gibt es zu 9/11

genau die Reportagengeschichte, die stellvertretend für jene unzähligen Storys die Schlüsselerlebnisse aneinanderreicht und die Leser nochmals mitnimmt ins Inferno, sie nochmals die emotionale Achterbahn fahren lässt zwischen abgrundtiefem Schock und der Erleichterung, zu den Überlebenden zu gehören?

Natürlich gibt es das. Fontane konnte solche Geschichten wundervoll antizipieren, Norman

Mailer hat sie selbst hautnah erlebt – um nur zwei aus der reich bestückten Bibliothek der Authentizitätserzähler zu erwähnen. Vielleicht schwebte Alexander Osang und seiner Frau Anja Reich etwas Ähnliches vor, als sie dieses Buch verfassten: Die authentische Erlebnisgeschichte zur Urszene zu schreiben, die sich an jenem Morgen des 11. Septembers in New York ereignete, einem Tag im Leben zweier Journalisten, der sie wie alle anderen in New York auch, tief erschüttert hat.

Beide sind glänzende Journalisten, und dass Alexander Osang ein begnadeter Erzähler ist, der über innere Monologe, Assoziationen und episodale Rückblenden uns Leser an seinen Erlebnissen auf sehr intime Weise teilhaben lässt, das wissen wir Osang-Leser. Und auch diesmal nimmt er uns wieder gefangen, so, wie uns damals am 11. September die Bilder in den Bann schlugen. Die Leser spüren mit ihm, dem Journalisten, was ihn zu den brennenden Türmen trieb, sie erleben mit seiner Frau Anja nochmals das Wechselbad zwischen Faszination und Entsetzen, ihre Sorge um die Kinder und den verschwundenen Ehemann, sie machen nochmals mit, wie sich wildfremde Menschen beistehen, wie die Telefonstimme aus der Heimatredaktion in Hamburg wie das Zeichen von einem andern Stern im New Yorker Chaos wirkt, wie auch andere Journalisten zwischen Jobroutine, Angstgefühlen und der Faszination angesichts dieser Ungeheuerlichkeit ins Leere kippen, weil es für diese Situation keine Routinen und Denkmuster gibt: In solch einer Ausnahmesituation begegnet man sich selbst als ein Fremder.

Und doch habe ich das Buch ohne tiefere Neugier gelesen und gelegentlich beiseite gelegt. Es liegt daran, dass dieser Vormittag in New York nicht für das steht, für das er in diesem Buch gemacht wird. Es war keine Sternstunde der Menschheit und auch nicht der Sturm des Satans, wie er alle 999 Jahre über die Menschheit hereinbricht. Es war eine von Menschen gemachte Katastrophe, die unter anderem von Journalisten begleitend beobachtet wurde. Sie waren und sind Zeugen und keine Beteiligten oder Opfer. Das ist der Unterschied zu Norman Mailer – und der Unterschied zu Fontane, der wusste, dass der Autor mit dem Erzähler nicht identisch ist. Vor allem aus der Distanz der zehn Jahre spürt man, dass hier die Rolle nicht passt.

*Prof. Dr. Michael Haller ist Herausgeber von Message*

## **Selbstkontrolle**

### **JOURNALISMUS-KULTUREN**

**Tobias Eberwein / Susanne Fengler / Epp Lauk / Tanja Leppik-Bork (Hrsg.): Mapping Media Accountability – in Europe and Beyond, Köln: Herbert von Halem Verlag 2011, 267 Seiten, 29,00 Euro**

VON LUTZ MÜKKE



Der Sammelband »Mapping Media Accountability – in Europe and Beyond« hält für den interessierten Leser 14 Länderberichte bereit, die skizzieren, wie Mediensebstkontrolle und -regulierung in verschiedenen Ländern Europas sowie in zwei Ländern der arabischen Welt funktionieren und organisiert sind.

Zu finden sind Beiträge über Deutschland, Estland, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Niederlande, Österreich, Polen, Rumänien, Spanien, die Schweiz sowie über Jordanien und Tunesien. An dem Forschungsprojekt arbeiteten Forscher aus elf europäischen Staaten mit und ein Forscherteam des Erich-Brost-Instituts für internationalen Journalismus unter Leitung von Susanne Fengler.

Das Buch ist in mehrfacher Hinsicht wertvoll. Es gibt eine prägnante Einführung in das Thema, indem die Autoren Journalismus-Kulturen in Europa skizzieren (nach Hallin/Mancini, 1994) und definieren, was sie unter (Instrumenten von) »Media Accountability« verstehen. Sie kommen zu dem Schluss, »(...) we define media accountability instruments as any informal institution, both offline and online, performed by both media professionals and media users, which intends to monitor, comment on and criticize journalism and seeks to expose and debate problems of journalism«. Untersucht werden von den Forschern demnach tradierte als auch jüngere, durch die Internet-Entwicklungen ermöglichte Instrumente der Mediensebstkontrolle wie Ethik-Kodizes, Ombudsmänner, Presseräte oder Blogs.

Beim Lesen der kurzen Länderporträts wird deutlich, dass aus den verschiedenen Gesellschafts- und Mediensystemen Journalismus-Kulturen hervorgegangen sind, die wiederum spezifische Mediensebstkontrollmechanismen hervorbrachten. – Es ist spannend zu erkennen, wie divers Europas Journalismus-Kulturen und deren Organisationsgrad sind. In Österreich bedürfe es beispielsweise eines »updating« der Ethik-Kodizes. In Frankreich bleibe Mediensebstkontrolle eine »Idee«, die den praktischen Journalismus kaum betreffe. Deutschland bescheinigt man zwar eine vergleichsweise vielfältige Landschaft an Selbstkontrollinstrumenten, jedoch werde ihnen keine größere Aufmerksamkeit zuteil. Trotz der Transformation des Mediensystems nach dem Ende des Kalten Krieges haben sich in Polen entsprechende Instrumente bis heute nur schwach ausbilden können. Presserats- oder Ombudsmann-Modelle seien nicht etabliert. Hingegen wird Großbritannien bescheinigt, das Thema sei insbesondere vor dem Hintergrund der Pressekonzentration (Murdochs NewsCorp, siehe Seite 46-49) »hot«. Die Autoren hoffen auf eine dynamische Blogosphäre, die sich auf der Insel etabliert habe. Für das Königreich Jordanien, einem Referenzland mit diktatorischen Zügen außerhalb der Europäischen Union, wird ebenfalls eine zunehmend offensivere Auseinandersetzung zwischen Medien/Journalisten und der Öffentlichkeit durch das Internet konstatiert. Hierin sehen die Autoren Potenzial. Andere Selbstkontrollinstrumente hätten hingegen unter den gesellschaftspolitischen Bedingungen Jordaniens allerdings kaum Entwicklungschancen.

Mit »Assessing Media Accountability – in Europe and Beyond« ist schließlich das resümierende Kapitel des Buches überschrieben. In Querschnittsbetrachtungen werden staatliche Einflüsse, Selbstregulierungsinitiativen der Medienindustrie oder die Rolle von Zivilgesellschaften knapp umrissen und die Ergebnisse in Gesellschaftsmodelle eingeordnet. Ein Fazit der Untersuchung: Die größte Bandbreite an Kontrollinstrumenten gibt es in den Ländern, die dem »Democratic Corporatist Model« und dem »Liberal Model« zuzurechnen sind (etwa Finnland, Deutschland, Großbritannien). In undemokratisch verfassten Ländern wie Jordanien funktioniert das Konzept von Mediensebstkontrolle nicht.

Auf weitere Forschungsergebnisse des EU-finanzierten Forschungsprojekts »Media

Accountability and Transparency in Europe« darf man gespannt sein.

*Dr. Lutz Mücke ist Herausgeber von Message*

## **Storytelling**

### **FÜR HERZ UND VERSTAND**

**Marie Lampert / Rolf Wespe: Storytelling für Journalisten, Konstanz: UVK Verlag Konstanz 2011, 262 Seiten, 24,90 Euro**



VON SEBASTIAN  
KÖHLER

**H**irnforscher wie Manfred Spitzer gehen davon aus, dass uns eher Gefühle und Geschichten ansprechen als Daten und Fakten. Und dass wir Menschen am besten an Beispielen lernen. Diese Motive bewegen auch die Autoren

Lampert und Wespe, beide erfahrene Journalisten und Journalisten-Trainer, sie Deutsche mit eher psychologischem Hintergrund, er Schweizer mit mehr nordatlantisch-regionalkundlichem.

Ihr Buch soll ein »Multimedia-Handwerkskasten« mit vielen Beispielen aus der Praxis sein, im journalistischen Alltag auf »allen Kanälen« entfaltbar und über alle Darstellungsformen (»Genres«) hinweg. Lampert und Wespe wollen mit dem Buch helfen, den Lesern (das heißt sowohl der Professorin als auch dem Polizisten) etwas bieten zu können. Leider gehen die Verfasser insgesamt doch eher von »Medienkonsumenten« (S. 9, 188) aus denn von Nutzern, was gerade beim Thema »Storytelling« hinter bestimmte Erkenntnisse zum Beispiel der Cultural Studies zurückzufallen scheint. Zumal Konzepte wie (das aktive Ausfüllen der) »Leerstelle« den selbsttätigen Nutzer geradezu voraussetzen.

Viele Anregungen erhielt das Buch durch die *Nieman Foundation* aus den USA. Wirklich selbstentwickelt oder weiterentwickelt ist lediglich manches und laut den Autoren in deren Kursen bereits bewährt: Einfache Werkzeuge wie Minigeschichte, Erzähleiter,

Storykurve oder Storypunkt, aber auch komplexere wie Gondelbahngeschichte oder Oxymoron-Plot.

Die Metastruktur des »Storytelling« ist nach Lampert und Wespe durch das Zusammenspiel von fulminantem Einstieg und klarem Schluss bestimmbar. Auch dazwischen bleibt jene Gefahrenzone zu vermeiden, in der sich Journalisten viel zu gerne aufhalten: die Zone der halbabstrakten, nicht-sinnlichen Fakten. Wertvoll daher der immer wieder an alltagsnahen Beispielen erzählte Tenor des Buches: Eine gute Geschichte lebt von konkreten *und* von abstrakten Inhalten.

Auch für kurze Beiträge wie Meldungen wünschen sich die Autoren mehr Elemente des »Storytelling« beziehungsweise des Boulevards, womit sie vor allem meinen, per emotional-sensorischer Ansprache (mehr Aufmerksamkeit zu holen und zu halten als in konventionelleren Ansätzen. Erlebnisse sollen hierdurch zu Türöffnern für Informationen werden.

Schade, dass wichtige Ansätze zum »Storytelling« kaum anklingen (in der Praxis zum Beispiel zur »Textperson« unter anderem bei Gregor Alexander Heussen, S. 244; in der Theorie Überlegungen zu Grenzen des »Storytelling« als auch vereinseitigend und Einfach fördernd – Stichwort: Narrativismus, obzwar einige diesbezügliche Einwände Kurt Imhofs kurz angeführt und gleich ad acta gelegt werden, S. 193).

Neben Tipp-Fehlern (der ärgerlichste: Andrian Kreye wird durchweg zu »Adrian«) gibt es auch merkwürdige inhaltliche (West-Berlin sei »im Kalten Krieg von kommunistischen Staaten umgeben« gewesen, S. 26; das Duell von Hitler und Churchill habe den Zweiten Weltkrieg entschieden, S. 133) und sprachliche (für unklare Kommunikation könne man kaum »behaftet« werden, S. 187 – das dürfte »unklarste« schweizerische Amtssprache sein).

Aber solange die Gesamt-Geschichte gut fundiert herüberkommt wie hier und viel Alltagsnutzen für Medienpraktiker bietet (idealtypisch das Glossar, S. 235-249), wollen wir uns nicht in parallelen Handlungssträngen und auf Nebenschauplätzen verlieren. Obwohl die eine Geschichte ja erst so richtig »rund« machen sollen.

*Dr. Sebastian Köhler ist Journalismusprofessor an der Hochschule für Medien, Kommunikation und Wirtschaft in Berlin sowie freier TV-Producer und Online-Journalist*

# »Schmuggelhandel

*Karl Gutzkow war der Prototyp des schriftstellernden Journalisten im 19. Jahrhundert. Als Freiberufler war er abhängig vom Massengeschmack, als kritischer Geist stets im Konflikt mit der Obrigkeit.*

VON WALTER HÖMBERG

Auf dieser Seite berichten Journalistik-Fachleute über Umbrüche und Sternstunden, die den Journalismus nachhaltig verändert und zum Berufsbild des Journalisten beigetragen haben.

Am 3. August 1830 verkündet der Philosoph Hegel in einer Feierstunde an der Berliner Universität die Sieger in den akademischen Wettkämpfen. Darunter ist ein 19-jähriger Student namens Karl Gutzkow, der für seine Preisschrift über die Schicksalsgottheiten der Antike ausgezeichnet wird. Der Geehrte ist in Gedanken allerdings ganz woanders. Später erinnert er sich: »... alle, die Zeitungen lasen, wussten, dass in Frankreich eben ein König vom Thron gestoßen wurde. Der Kanonendonner zwischen den Barrikaden von Paris dröhnte bis in die Aula nach.« Es war ein politisches Erweckungserlebnis: »Die Wissenschaft lag hinter, die Geschichte vor mir.«

Dabei war dem jungen Gutzkow ein solcher akademischer Erfolg keineswegs an der Wiege gesungen worden. Er kam, soziologisch gesehen, von unten.

Sein Vater war Bereiter des Prinzen von Preußen. Seine Mutter konnte zwar lesen, aber nicht schreiben. Aufmerksame Lehrer hatten dann das Talent des blitzgescheiten Jungen erkannt, der nur durch Stipendien aufs Gymnasium und später auf die Universität gehen konnte.

Pfarrer oder Lehrer – so lautete die klassische Berufsalternative für solche Stipendiaten. Der am 17. März 1811 geborene Karl Gutzkow entschied sich allerdings schon früh für den unsicheren Weg eines »freien« Publizisten. Nicht einmal 20 Jahre alt, gründete er das *Forum der Journal-Literatur*, in dem er sich polemisch mit den restaurativen Tendenzen seiner Zeit auseinander-

setzte. Revolution und Restauration, soziale Dynamik und politische Stagnation, technischer Fortschritt und bürokratische Repression stehen damals neben- und gegeneinander. Nach dem Selbstbild der zeitkritischen Autoren müssen Literatur und Publizistik in dieser Übergangsepoche eine doppelte Aufgabe erfüllen: Zunächst sollen sie die Relikte der Vergangenheit bekämpfen. Neben diese kritische Funktion tritt eine prophetische Mission: die Antizipation einer liberalen, sozialen und demokratischen Zukunft.

## Nicht blind in Gewehre laufen

Die Strategie der neuen Literatur hat Gutzkow prägnant umschrieben. In den anonym veröffentlichten »Briefen eines Narren an eine Närrin« prognostiziert er 1832: »Der Ideenschmuggel wird die Poesie des Lebens werden.« Und drei Jahre später fordert er Georg Büchner auf: »Treiben Sie wie ich den Schmuggelhandel der Freiheit: Wein verhüllt in Novellenstroh, nicht in seinem natürlichen Gewande: ich glaube, man nützt so mehr, als wenn man blind in Gewehre läuft, die keineswegs blindgeladen sind.« Hier ist das Motiv angedeutet, das den Schriftsteller in die Rolle eines Schmugglers drängt: Nur wenn er seine wahren Absichten verschleiert, kann er den Zensurjägern entkommen. Neben der Tarnfunktion erfüllt die literarische Einkleidung aber auch eine Lockfunktion: Von ihr verspricht man sich einen größeren Leserkreis.

Gutzkow wurde zum Prototypen des »schriftstellerischen Journalismus«. Die neue Autorengeneration musste ihren Lebensunterhalt ausschließlich durch die Erlöse ihrer Publikationen bestreiten. Das bedeutete einen enormen Produktionsdruck und zugleich eine direkte Abhängigkeit vom Massengeschmack. Die jungen Autoren nutzten alle verfügbaren Medien ihrer



Portrait: Wikimedia Commons

# der Freiheit»

Zeit: Sie schrieben für Zeitungen und Zeitschriften, verfassten Flugschriften und Bücher. Die Vorliebe für kleine Prosaformen erklärt sich auch dadurch, dass die Beiträge später nochmals zu Büchern gebündelt werden konnten.

## Trotz Zensur und Gefängnis weitermachen

Zu den ökonomischen Zwängen kamen die politischen Restriktionen der Vormärz-Zeit. Seit den Karlsbader Beschlüssen unterlagen alle Veröffentlichungen einer verschärften Kommunikationskontrolle. Durch Gegenstrategien wie Camouflage und fiktionale Einkleidung, die Offenlegung der Zensureingriffe für den Leser, pseudonyme beziehungsweise anonyme Veröffentlichung, Angabe fingierter Verlagsorte und ähnliche Maskierungsversuche wollten die Autoren die Vorzensur überlisten.

1835 war für Gutzkow mit sieben Buchveröffentlichungen ein besonders produktives Jahr. Wie manche seiner Kollegen engagierte er sich auch im redaktionellen Journalismus. Zu Beginn des Jahres tritt er in die Redaktion des neu gegründeten *Phönix* ein. Das Blatt enthält einerseits belletristische Beiträge, andererseits Aufsätze und Notizen über den zeitgenössischen Kulturbetrieb. Eine wöchentliche Ausgabe ist dem *Literatur-Blatt* vorbehalten, für das Gutzkow allein verantwortlich ist. Zusammen mit Ludolf Wienbarg treibt er dann ein besonders ambitioniertes Projekt voran: die Gründung der Zeitschrift *Deutsche Revue*, die hohe Qualitätsansprüche mit breiter Publizität verbinden soll und als Nationalrevue konzipiert ist. Wie das dann rasch geplante Nachfolgeorgan *Deutsche Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft* fällt sie der Zensur zum Opfer.

Auslöser für das Verbot war Gutzkows Roman »Wally, die Zweiflerin«. Die öffentlichen Reaktionen auf dieses Buch waren heftig. Sie beginnen mit einer Philippika Wolfgang Menzels, der dem Autor Immoralität und Blasphemie vorwirft. Literaturkritik entartet hier zu offener Denunziation. Die herrschenden Machteliten schlugen auf gewohnte Weise zurück: Der Verbotserlass des preußischen Innenministeriums vom 14. November 1835 betraf die unter dem Etikett »Das junge Deutschland« zusammengefassten

Autoren Gutzkow, Laube, Mundt und Wienbarg. Eine Verschärfung brachte dann noch das Verbotsedikt der Bundesversammlung vom 10. Dezember desselben Jahres, in dem zusätzlich Heine genannt ist.

Karl Gutzkow traf es besonders hart: Er musste drei Monate im Gefängnis verbringen und wurde aus seinem damaligen Wohnort Frankfurt am Main ausgewiesen. Der

Verfolgungswahn, unter dem er zeitweilig litt, hat hier seine Wurzeln. Ruhelos wechselte

er in der Folge die Wohnorte. Und rastlos arbeitete er wieder als Herausgeber von Zeitschriften und als Buchautor. Es folgte ein Jahrzehnt, in dem er mehrere Bühnenwerke verfasste und als Dramaturg am Dresdner Hoftheater tätig war.

1850 beginnt Gutzkows Roman »Die Ritter vom Geiste« zu erscheinen. Ein großes Zeitgemälde in neun Bänden, in dem er erneut die Synthese von Gegenwartskritik und Zukunftsvision anstrebt. Ein Werk voller journalistischer Qualitäten: genaue Beobachtung, gründliche Recherche, treffsichere Zeitkritik. Auch formal eine Innovation: Der Verfasser entwickelt hier den »Roman des Nebeneinander« und nimmt die großen Simultanromane des 20. Jahrhunderts konzeptionell vorweg.

Auch als Zeitschriftengründer ist Gutzkow Pionier: Seit 1852 gibt er in Leipzig das Wochenblatt *Unterhaltungen am häuslichen Herd* heraus. Damit begründet er den Typ der Familienzeitschrift, der dann Karriere machen sollte. Am Ende ein grausamer Tod: In der Nacht zum 16. Dezember 1878 erstickt der 67-Jährige bei einem Schwelbrand in seinem Schlafzimmer. Er hat mehr geschrieben als Goethe, dem ein viel längeres Leben geschenkt war. Von Zeitgenossen wurde der immer präsente Karl Gutzkow »der Unvermeidliche« genannt; heute ist er fast vergessen. Die mediale Erinnerungsindustrie, die sonst kaum ein Jubiläum auslöst, hat seinen 200. Geburtstag zu Beginn dieses Jahres völlig ignoriert. ■

*Er war drei Monate im Gefängnis und wurde aus Frankfurt ausgewiesen. Zeitlebens litt er unter Verfolgungswahn.*

*Walter Hömberg lehrt als Gastprofessor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Bis 2010 hatte er den Lehrstuhl für Journalistik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt inne.*





**Nete Beeler** hat bereits in der High School für eine Studentenzeitung in Columbus/Ohio gezeichnet und schließlich auf dem College einen Abschluss in Journalismus gemacht. Schon in jungen Jahren gewann er mehrere wichtige Nachwuchspreise, später unter anderem den Berryman Award der National Press Foundation. Mittlerweile arbeitet Beeler als Editorial Cartoonist für den *Washington Examiner*. Seine Zeichnungen erscheinen auch in *USA Today*, *Time* und *Newsweek*.

Beelers Karikatur thematisiert den Abhörskandal rund um Rupert Murdochs inzwischen eingestellter Sonntagszeitung *News of the World*. Die britischen Journalisten sollen systematisch vor allem Prominente abgehört und Polizisten bestochen haben. Das journalistische Dilemma, trotz hohen Konkurrenz- und Auflagendrucks medienethische Grundsätze zu wahren, wird auch bei der Wikileaks-Affäre deutlich.

*Holger Isermann ist freier Journalist, Fotograf und Medienwissenschaftler an der TU Braunschweig.*

## message

ISSN: 1438-499X

## IMPRESSUM

In Zusammenarbeit mit **BRITISH JOURNALISM REVIEW, London** und **PROBLEMI DELL'INFORMAZIONE, Bologna**

### Herausgeber:

Prof. Dr. Michael Haller, Dr. Lutz Mücke

### Redaktion:

Janina Bembenek, Nina Krögerrecklenfort, Uwe Krüger

### Layout:

Andreas Lamm – [www.andreaslamm.de](http://www.andreaslamm.de)

**Verantw. i. S. d. P.:** Michael Haller

### Korrektur:

Rebecca Pohle, Claudia Nickels

**Titelfoto:** Andreas Lamm

### Internationaler Beirat:

Prof. Dr. Roger Blum (Bern)  
 Prof. Dr. Christoph Fasel (Tübingen)  
 Marion von Haaren, TV-Korrespondentin (Brüssel)  
 Dr. Mark Hunter (Paris)  
 Hans Werner Kitz (München)  
 Prof. Dr. Hans J. Kleinsteuber (Hamburg)  
 Prof. Dr. Wolfgang R. Langenbacher (Wien)  
 Prof. Dr. Miriam Meckel (St. Gallen)  
 Prof. Dr. Stephan Ruß-Mohl (Lugano)  
 Prof. Dr. Siegfried Weischenberg (Hamburg)  
 Dr. Dieter Wild (Hamburg)

### Anschrift der Redaktion:

Institut für Praktische Journalismusforschung  
 Menckestraße 27, 04155 Leipzig  
 Telefon 0341 200 403 11,  
 Telefax 0341 200 403 21  
 E-Mail: [redaktion@message-online.com](mailto:redaktion@message-online.com)  
 Internet: [www.message-online.com](http://www.message-online.com)

### Verlag:

Gesellschaft für Medienentwicklung GbR  
 Isestraße 26  
 20149 Hamburg

### Aboservice:

Verlag der Evangelischen Gesellschaft  
 Postfach 103852, 70033 Stuttgart  
 Telefon 0711 60100 40  
 Telefax: 0711 60100 76  
 E-Mail: [message@evangemeindeblatt.de](mailto:message@evangemeindeblatt.de)

### Herstellung:

Holzmann Druck, 86825 Bad Wörishofen

**message** erscheint viermal jährlich.  
 Jahresabonnement: Euro 48,00 (Lieferung in Deutschland frei Haus, Ausland: zzgl. Porto)  
 Abonnement für Studenten und Volontäre (gegen Nachweis): Euro 33,60  
 Kündigungsfrist: 4 Wochen zum Jahresende



# Tunnelblick

## Woran Recherchen scheitern können

11./12. November 2011 — WDR Köln

Fachkonferenz netzwerk recherche e.V.  
in Kooperation mit dem Westdeutschen Rundfunk und der  
JournalistenAkademie der Friedrich-Ebert-Stiftung



## Tunnelblick — Woran Recherchen scheitern können

Journalisten stoßen bei ihren Recherchen nicht selten an Grenzen – an tatsächliche und an die eigenen. Journalisten scheitern bei ihren Recherchen. Nur reden sie nicht gerne darüber. Das soll bei dieser Fachkonferenz anders sein. Erfahrene Kolleginnen und Kollegen erzählen von ihrem Scheitern, ihren Fehlern. Sie versuchen diese nicht einfach zu entschuldigen oder wegzudiskutieren, sondern die Gründe für ihr Scheitern herauszufinden, die Grenzen zu beschreiben, an die jeder bei seinen Recherchen stoßen kann. Die Teilnehmer lernen eine Reihe von Problemen und Szenarien kennen, auf die man bei Recherchen stößt – und wie man damit umgehen kann.

Die Fachkonferenz beschäftigt sich zum einen mit den großen Fällen. Beteiligte Kolleginnen und Kollegen diskutieren, wie zum Beispiel Sebnitz zum Recherche-Gau für den deutschen Journalismus werden konnte oder wie es zum Skandal um die Hitlertagebücher kam. Zugleich werden aber auch Workshops für einzelne Gruppen angeboten. In denen berichten Kolleginnen und Kollegen zum Beispiel über ihre Schwierigkeiten bei Recherchen im lokalen Journalismus und sprechen über spezielle Probleme unter anderem bei Wirtschafts-, Wissenschafts- oder Auslandsrecherchen. Da wir mit vielen Teilnehmern rechnen, empfehlen wir eine baldige Anmeldung.

### Konferenzdaten

- Termin:** Freitag/Samstag, 11./12. November 2011  
**Ort:** WDR, 50667 Köln, Wallrafplatz 5, Eingang WDR-Funkhaus, Raum 6230 im 6. Stock  
**Veranstalter:** netzwerk recherche e. V. mit WDR und FES-JournalistenAkademie  
**Organisation:** Gert Monheim, Miriam Brück, Ingmar Cario, Ingolf Gritschneider, Ilka Münchenberg  
**Kontakt:** info@netzwerkrecherche.de  
 Tel. 030 51632378 oder 0163 3736139

Für Verpflegung tagsüber ist gesorgt. Teilnahmebescheinigungen werden auf Wunsch am Empfang vor Ort ausgestellt.

### Lageplan



### Anmeldung

Die Anmeldung erfolgt via Internet unter <http://tunnelblick.netzwerkrecherche.de>

#### Teilnehmerbeitrag:

- Nichtmitglieder ..... 120 Euro
- nr-Mitglieder ..... 90 Euro
- Journalisten in Ausbildung..... 30 Euro

Nach Erhalt der Teilnahmebestätigung per E-Mail ist der Teilnehmerbeitrag auf folgendes Konto zu überweisen:

netzwerk recherche  
Konto-Nr. 69863,  
BLZ 37050299 (Kreissparkasse Köln)  
Verwendungszweck: TUNNELBLICK  
(bitte ausschließlich diesen Zweck angeben)

Bitte teilen Sie uns eine eventuelle Stornierung frühzeitig mit, damit wir anderen Interessenten die Chance zur Teilnahme geben können.

### Anreise

Ab Hauptbahnhof: Um zum Tagungsort zu gelangen, nehmen Sie im Hauptbahnhof den Ausgang Dom/Innenstadt. Von dort gehen Sie über die Domplatte zum Wallrafplatz.

### Unterkunft

Hotel-Buchungen werden von den Teilnehmern individuell vorgenommen.

Hotelsuche über die Tourist-Information Köln:  
[www.koeln.de/tourismus/hotels](http://www.koeln.de/tourismus/hotels)

# WIR RETTEN DIE WELT.

EINFACH  
INFOPAKET  
ONLINE  
BESTELLEN

## Der geschlossene Fonds. Das kleine Wirtschaftswunder.

Geschlossene Fonds sind nicht einfach nur eine Kapitalanlage. Mit ihren Investitionen sichern sie Arbeitsplätze und finanzieren technischen Fortschritt. So unterstützen geschlossene Fonds die Vorhaben der Energiewende und begleiten den Wandel unseres Landes. Auch die Branche der geschlossenen Fonds wandelt sich. Im Zuge der staatlichen Regulierung schafft sie ein Mehr an Transparenz und Verbraucherschutz. Informieren Sie sich.